Annette v. Droste-Hülshoff

und ihre Werke.

Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin.

Von

Hermann Hüffer.

Mit drei bildlichen Beilagen.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1887.

Den Freifräulein

Hildegund und Hildegard v. Laßberg,

den Nichten der Dichterin,

in Verehrung zugeeignet.

Vorwort.

Über Annette v. Droste ist in den letzten zehn Jahren eine eigene Litteratur entstanden; über Wert, Bedeutung, Eigentümlichkeit ihrer Schriften wurde so manches schön und zutreffend gesagt und wiederholt, daß es bedenklich scheinen könnte, mit einem neuen Buche über sie hervorzutreten. Selten hat man dabei zu bemerken unterlassen, daß gerade die Persönlichkeit der Dichterin den Dichtungen, welche ihr Bild am reinsten widerspiegeln, einen ganz besonderen Reiz verleihe. Fragte man aber, unter welchen Verhältnissen diese Persönlichkeit sich entwickelt, was hemmend oder fördernd auf sie eingewirkt habe, so würde meistens eine sehr unzureichende Antwort erfolgen. Nicht blos Jahre, lange Jahresreihen giebt es in dem Leben Annettens, aus denen nicht ein einziges zuverlässiges Datum bisher bekannt geworden ist. Unter der großen Zahl von Schriften, welche sich mit ihr beschäftigen, kommen für ihre Biographie nur wenige in Betracht. Schon im Todesjahre 1848, noch unter dem frischen Eindruck des Verlustes, veröffentlichte ihr Freund Professor Chr. B. Schlüter einen Nekrolog, warm empfunden,

mit feinem Gefühl die edlen Züge ihres Charakters wie ihrer Dichtungen zusammenstellend, aber beinahe ganz ohne biographische Angaben. Dem Verfasser kam es nur darauf an, das Gefühl ihres Wertes in dem damals noch kleinen Kreise ihrer Freunde und Bewunderer lebendig zu erhalten. Zu demselben Zwecke, aber schon mehr ins weite, in Zeitungen und Zeitschriften wirkte eine Freundin Annettens, die Freiin Elise v. Hohenhausen [1]), und nach zehnjährigem Umgang mit der Dichterin konnte sie manchen schönen Zug aus ihrem Leben der Vergessenheit entreißen. Den ersten Versuch eines zusammenfassenden „Lebensbildes“ machte Levin Schücking. Der anmutige, leichte und doch warme Ton seiner Erzählung, die Feinheit der Charakteristik und zahlreiche Einzelheiten, die nur einem so vertrauten, an dem litterarischen Schaffen der Dichterin nahe beteiligten Freunde zugebote standen, verleihen seiner Arbeit dauernden Wert [2]). Der Hauptsache nach beschränkt sie sich jedoch auf Schückings eigene Beziehungen zu Annette, und lediglich aus der Erinnerung geschöpft, teilt sie mit den Vorzügen auch die Mängel, welche meistens den Memoiren eigen sind. Was ein Regestenwerk für die Geschichte unserer Kaiser, ist für Privatpersonen ihr Briefwechsel. Nur in brieflichen Mitteilungen finden wir gewöhnlich in richtiger Zeitfolge den sicheren und unverfälschten Ausdruck des Geschehenen, der selbst in Tagebüchern nicht selten entstellt und

---

[1]) Tochter der Schriftstellerin gleichen Namens und mit dem preußischen Oberregierungsrat Rüdiger vermählt, nach dessen Tode sie ihren Familiennamen wieder angenommen hat.

[2]) L. Schücking, Annette v. Droste, ein Lebensbild. Hannover, Karl Rümpler, 1862; 2. Auflage, 1871.

verwischt wird. Für die Biographie Annettens fehlte es lange Zeit an einer solchen Grundlage; um so erwünschter war 1877 die Veröffentlichung ihrer Briefe an Schlüter [1]), welche für den wichtigen Zeitraum von 1835—1841 zahlreiche und von da bis zum Tode der Dichterin wenigstens einzelne Anhaltspunkte bieten. Neue Anregung gab zwei Jahre später die von Schücking besorgte erste Gesamtausgabe der Werke [2]) mit einer biographischen Einleitung, die, kürzer und gedrängter als das „Lebensbild", doch in den Thatsachen reicher, genauer, zuverlässiger ist. Diese Ausgabe veranlaßte einen Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" (1881, Februar und März), in welchem ich die Briefe Annettens an A. Mathias Sprickmann — von seinem Urenkel Herrn Amtsgerichtsrat B. Sprickmann in Emmerich freundlichst mitgeteilt — veröffentlichen konnte: merkwürdige Zeugnisse für das Geistesleben Annettens und ihre schriftstellerischen Versuche in den wichtigsten Jahren jugendlicher Entwicklung. Sie erhielten eine Ergänzung durch einen wertvollen Aufsatz von Wilhelm Kreiten über Annettens Jugendzeit mit Notizen aus dem Drosteschen Familienarchiv und Auszügen aus zwei unvollendeten, in den Briefen an Sprickmann öfters angeführten Jugendwerken [3]). Alles bisher erwähnte ist aber nur ein An-

---

[1]) Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff, Münster 1877 und 1880. Als Einleitung dient der vorerwähnte Nekrolog.

[2]) Gesammelte Schriften von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. 3 Bde. Stuttgart, Cotta, 1879.

[3]) „Annette v. Droste-Hülshoffs litterarischer Entwicklungsgang" in den „Stimmen aus Maria-Laach", Freiburg i. Br. 1883, XXIV, 270, 401; XXV, 54, 169, 423. Als die vorliegende Biographie zum Abschluß kam, erschien der Schlußband von: Der Freiin Annette Elisabeth v. Droste-Hülshoff gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin

fang, der die Wißbegier mehr reizt, als befriedigt. Schon seit einer Reihe von Jahren war es mein Wunsch, der Dichterin meines Heimatlandes, die ich nur in der Kinderzeit flüchtig gesehen, aber so oft von ihren nächsten Freunden hatte nennen hören, ein einigermaßen würdiges Denkmal zu setzen. Dabei zeigte sich freilich, wie leicht die Erinnerung an Personen, welche nicht dem öffentlichen Leben angehören, sich verwischt, und wie rasch die Zeichen ihres Daseins verschwinden; für die Jahre, welche dem Auftreten Annettens als Schriftstellerin vorhergehen, ließ sich trotz anhaltender Bemühungen eine ununterbrochene Folge von Nachrichten nicht herstellen. Aber alle Bedenken und das Nachgefühl so vieler vergeblicher Anfragen überwog der Umstand, daß mir von den Freifräulein v. Laßberg, den Nichten der Dichterin, Annettens litterarischer Nachlaß zur Benutzung übergeben wurde: mehrere hundert Bogen, Blätter und Blättchen, zum Teil bedeckt mit einer Schrift, welche an die Übungen erinnert, die Namen der römischen Kaiser oder andere nützliche Dinge auf den Raum eines Thalers oder Groschenstückes zu verzeichnen. Mit Ausnahme weniger Jugendwerke enthält dieser Nachlaß beinahe sämtliche Dichtungen Annettens, nicht allein im ersten Entwurf, sondern nicht selten in mehreren Abschriften, dazu eine große Zahl von Auszügen, Notizen, Bemerkungen, die von der poetischen Thätigkeit Annettens, ihren litterarischen und künstlerischen Neigungen Zeug-

v. Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. 4 Bde., Münster und Paderborn 1884—1886. Der 4. Band enthält S. 258 bis 354 eine Reihe von Familienbriefen der Dichterin.

nis geben. Eine an sich nicht gerade zu rühmende Gewohnheit der Dichterin kommt dabei dem Biographen zu statten. Sie pflegte zur Aufzeichnung das erste beste Papierstück zu benutzen, öfters eine Rechnung oder die leere Seite eines Briefes, also ein schon vorher datiertes Blatt, das dann nicht selten für die Entstehungszeit eines darauf verzeichneten Gedichtes entscheidend ist. Zieht man noch andere Merkzeichen, den Charakter der Schriftzüge, Form des Papiers, Farbe der Tinte und die sonst überlieferten Nachrichten in Betracht, so lassen sich beinahe sämtliche Gedichte Annettens, also in dem Leben einer Dichterin die wichtigsten Ereignisse, genau datieren; auch an Varianten und Verbesserungen, die alle Wandlungen eines Gedichtes erkennen lassen, findet sich ein beinahe unerschöpfliches Material. Denn, sonderbar genug, die Dichterin, welche für die Aufzeichnung ihrer Gedanken das schlechteste Blatt nicht zu schlecht erachtete, hat doch alle diese Schnitzel seit früher Jugend mit der größten Sorgfalt aufbewahrt, so daß von wenig Schriftstellern alles, was sie an poetischen Erzeugnissen zu Papier brachten, so vollständig wie von Annette v. Droste erhalten ist.

Neben dieser Hauptquelle konnte ich, meistens im Original, zum Teil in Auszügen, die zahlreichen Briefe Annettens an ihre einzige geliebte Schwester benutzen; seit dem Jahre 1835 bis zum Tode der Dichterin lassen sie wenigstens so lange, als beide Schwestern nicht an demselben Orte weilten, keinen größeren Zeitraum ganz im dunkeln. Dazu kamen tagebuchartige Aufzeichnungen der Frau v. Laßberg, bis in frühe Kinderjahre hinaufreichend und ergänzt durch Auszüge aus ihrem

Briefwechsel, welche Fräulein Hildegund v. Laßberg mit ebenso viel Sachkenntnis als Zuvorkommenheit zusammenstellte. Überhaupt verdanke ich alles, was auf den folgenden Blättern an Briefen und handschriftlichem Material zur Benutzung kommt, sofern eine andere Quelle nicht ausdrücklich genannt wird, der Güte und wirksamen Beihilfe der Freifräulein v. Laßberg.

In ihrem Besitz auf der Meersburg befindet sich auch ein anmutiges Jugendporträt Annettens von einem tüchtigen Künstler, Oppermann, der in den zwanziger Jahren mehrere Mitglieder der Drosteschen Familie gemalt hat. Ich dachte es als Titelbild diesem Buche vorzusetzen, nach einer sehr gelungenen Zeichnung, welche Fräulein Agnes Sprickmann herzustellen die Güte hatte. Ein widriger Zufall nötigte aber von diesem Plane abzusehen; vor dem zehnten Kapitel findet man als Ersatz ein Bildnis, welches nach einem wahrscheinlich im Jahre 1845 aufgenommenen Daguerrotyp angefertigt wurde. Wenn es nicht schmeichelt, besitzt es wenigstens den Vorzug unwidersprechlicher Ähnlichkeit, während alle bisher bekannt gewordenen Bildnisse, die Büste von Hassenpflug nicht ausgenommen, mehr oder weniger Phantasiestücke sind. Die Zeichnung der Meersburg, nicht ganz fehlerfrei, läßt doch die herrliche Lage des Ortes deutlicher als andere erkennen; die Ansicht von Rüschhaus von August Schlüter wurde mit Erlaubnis des Verlegers C. Bertelsmann dem Buche von J. Claassen „Anna Elisabeth, Freiin v. Droste-Hülshoff, ein Denkmal" entlehnt.

Für Annettens letztes Jahrzehnt sind ihre Briefe an Frau

Elise Rüdiger, geborene Freiin v. Hohenhausen, von vorzüglichem Werte; daß ich von mehreren der wertvollsten Kenntnis erhielt, verpflichtet mich zu besonderem Danke. Und so werde ich auf den folgenden Seiten noch öfters danken können; denn auch von Annettens Briefen an andere Verwandte und Freunde, an ihre Tanten Sophie und Ludowine, an den Onkel Karl v. Haxthausen, an Amalie und Johanna Hassenpflug, Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen, ferner aus dem Briefwechsel mit Levin Schücking und den Briefen und Tagebüchern Schlüters konnten wenigstens einzelne Blätter zur Benutzung kommen. In solcher Weise fand sich ein Material zusammen, reichhaltig, wie es nicht leicht wieder in derselben Hand sich vereinigen wird, und vollständig genug, um Annettens Lebensweg mit wenigen Ausnahmen in allen wichtigen Punkten zu bestimmen. Statt eines unklaren Schattenrisses kann man jetzt versuchen, ein deutliches Bild zu zeichnen und die Dichterin aus nebelhafter Ferne auf den festen Boden der Wirklichkeit zu versetzen. Ich glaube, nicht zu ihrem Nachteil; Annette v. Droste braucht nicht zu scheuen, aus nächster Nähe betrachtet zu werden.

Bonn, im Oktober 1886.

Der Druck dieses Buches wurde durch Umstände, welche nicht von mir abhingen, bis über den Jahreswechsel verzögert. Während dieser Zeit erschien als Abschluß der neuesten Ausgabe von Annettens Gesammelten Werken unter der Bezeich-

nung „Erste Hälfte des ersten Bandes, Paderborn 1887", die Biographie der Dichterin von W. Kreiten. Für meine bereits abgeschlossene Arbeit konnte ich sie nicht mehr benutzen, habe aber einiges mir bis dahin Unbekannte unter den Zusätzen nachgetragen. — Da ein Augenleiden mir die Verbesserung der Druckbogen erschwerte, hat Herr Dr. Gustaf Eschmann, der Herausgeber des „Geistlichen Jahres", denselben mit großer Güte eine sorgfältige Durchsicht zuteil werden lassen.

Bonn, im Februar 1887.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugendjahre. 1797—1820. S. 1—40.

Zweites Kapitel.

Jugendwerke. S. 41—74.

Drittes Kapitel.

In der Heimat und am Rhein. 1821—1834. S. 75—109.

Viertes Kapitel.

Das Hospiz auf dem St. Bernhard und das Vermächtnis des Arztes. S. 110—131.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in der Schweiz und Rückkehr nach Westfalen. S. 132—156.

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht im Loener Bruch und die erste Ausgabe der Gedichte. S. 157—181.

Siebentes Kapitel.

Neue Verbindungen. Die zweite Hälfte des „Geistlichen Jahres". 1838–1839. S. 182–204.

Achtes Kapitel.

Die westfälische Dichterin. 1840–1841. S. 205–250.

Neuntes Kapitel.

Meersburg. Die neuen Gedichte. 1841–1844. S. 251–291.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugendjahre. 1797—1820.

In Westfalen, nicht weit von der alten Hauptstadt des Münsterlandes, wurde am 10. Januar 1797 Annette v. Droste-Hülshoff geboren. Man nennt sie nicht selten die westfälische Dichterin, und obgleich sie vermied, im Dialekt zu schreiben, obgleich ihre Gedichte dem Inhalte nach sich keineswegs auf Westfalen beschränken, so läßt sie doch beinahe ebenso wenig wie etwa Burns von dem Boden ihrer Heimat sich lösen, oder in ihrer Entwickelung unabhängig von den besonderen Zuständen des Münsterlandes sich begreifen. Länger als anderswo hatten in diesem abgeschlossenen Bezirk die uralten Eigentümlichkeiten des sächsischen Volksstammes sich erhalten. Von keinem der großen Verkehrswege des Mittelalters wurde das Land berührt, keine entscheidende Schlacht wurde auf seinem Boden geschlagen; selbst die beiden hervorragendsten Ereignisse in seiner Geschichte: das Königtum der Wiedertäufer und der westfälische Friede, waren durch die abgeschiedene Lage des alten Bischofssitzes bedingt. Freilich von den Leiden und Bedrückungen des Siebenjährigen Krieges blieb er nicht befreit. Stadt und Land wurden abwechselnd von französischen oder von preußisch-englischen Truppen besetzt, und nur den Talenten eines außergewöhnlich befähigten

Mannes gelang es, aus dem Zustande völliger Erschöpfung die Keime einer glücklicheren Zukunft wieder zu entwickeln. Die Verdienste des Freiherrn Franz v. Fürstenberg, die Gesetze und Einrichtungen zur Förderung von Handel und Ackerbau, vor allem was er zur Hebung des Volksunterrichtes und für die Bildung der höheren Klassen wirkte, haben seinen Namen weit über die Grenzen seiner Heimat hinausgetragen. Der Ruf von seinen Bestrebungen und Erfolgen zog auch die Fürstin Amalia von Gallitzin in seine Nähe und bewog sie, im Sommer 1779 ihren Wohnsitz nach Münster zu verlegen. Eine Menge von bedeutenden Verbindungen wurde dadurch auch für diese Stadt gewonnen. Hamann liegt in dem Garten der Fürstin bestattet; Hemsterhuys blieb mit ihr in ununterbrochenem Verkehr; Friedrich Jacobi's junger Sohn wurde längere Zeit mit ihren eigenen Kindern erzogen; Goethe empfing ihren Besuch in Weimar, und jeder kennt aus seiner Schilderung die Eindrücke, welche der Aufenthalt in Münster im Oktober 1792 seiner Erinnerung einprägte. Daß mit Klopstock und seinen nächsten Freunden, den Brüdern Stolberg, mit Claudius und Perthes ein Verkehr unterhalten wurde, bewirkte schon die gemeinsame religiöse Richtung; mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts nahm Fr. L. v. Stolberg in Münster seinen bleibenden Aufenthalt. Aber auch an einheimischen namhaften Männern fehlte es in diesem Kreise nicht, der, nachdem die Fürstin an ihrem Geburtstage, am 28. August 1786, mit warmer Überzeugung der katholischen Kirche sich wieder zugewendet hatte [1]), mehr und mehr von religiösen Interessen geleitet wurde. Es war wohl ein Nachteil, aber in mancher Beziehung auch ein Vorteil, daß in Deutschland bei dem Mangel eines gemeinsamen Mittelpunktes so viele, wenn auch nur kleinere

---

1) J. Galland, die Fürstin Amalia v. Gallitzin und ihre Freunde. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft 1880, I, 38, 68.

Kreise eines selbständigen geistigen Lebens sich bilden konnten. Unter diesen darf man den münsterischen zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht für unbedeutend halten. Wie in Weimar die antik-humane, so fand in Münster damals die christlich-kirchliche Lebensauffassung ihren Ausdruck. Indem aber der münsterische Kreis sich nicht abschloß, sondern mit den Hauptträgern der litterarischen Bewegung in freundlichen Verkehr trat, konnte er manches von ihnen empfangen, einiges auch zurückgeben, und mit Vergnügen verfolgt man die Fäden, welche zwischen den Bestrebungen der so vielfach geteilten Nation doch noch einen Zusammenhang gewahren lassen.

Unter den Mitgliedern jenes Kreises wird häufig eine Familie v. Droste genannt, welcher die Bischöfe Klemens August von Köln und Kaspar Maximilian von Münster angehören. Aber sie ist nicht die Familie der Dichterin. Der Name Droste ist ein Amtsname, gleichbedeutend mit Truchseß. Truchsesse des Bistums Münster waren die Häupter der erstgenannten Familie Droste-Vischering. Aber auch das Domkapitel hatte einen Truchseß, und als solcher erscheint bereits in einer Urkunde vom 15. September 1266 Annettens Vorfahr, Ritter Engelbert I. von Deckenbrock [1]). Wenig später finden wir ihn in Münster ansässig und als Schöffen der Stadt (scabinus civitatis Monasteriensis), d. h. als Mitglied der ritterbürtigen Geschlechter, aus denen sich der städtische Adel der Erbmänner entwickelte. Von seinen Nachkommen wird der Amtsname allmählich dem Familiennamen vorgezogen und erhält von dem im Jahre 1417 in der Nähe von Münster erworbenen Hülshofe eine zusätzliche Benennung.

Unter den Geschlechtern der Erbmänner trat die Familie

---

[1]) J. Holsenbürger, die Herren v. Deckenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen, Münster 1868, I, 4, 27.

in städtischen und Landesangelegenheiten kräftig hervor. Sie überwand die Gefahren, in welche vielfache Teilungen und daraus folgende Erbschaftsprozesse im 16. und 17. Jahrhundert sie gestürzt hatten, sodann die noch schwereren Bedrängnisse des Erbmännerstreites, welcher anderthalb Jahrhunderte hindurch für die durch jenen Namen bezeichneten Geschlechter die Befugnisse des Adels, insbesondere die wertvolle Berechtigung, in das Domkapitel einzutreten, in Frage stellte. Am 7. Dezember 1717 wurde Heinrich Johann I. von Droste-Hülshoff (1677—1739) als Mitglied des Landtags aufgeschworen und dadurch in die lange vorenthaltenen Rechte wieder eingesetzt [1]). Als vornehmer Herr konnte sein einziger Sohn, Heinrich Wilhelm I. (1704 bis 1754), seit 1722 seine Studien in Salzburg betreiben und dann Italien bereisen. Seine ritterliche Schönheit und Stärke werden besonders gerühmt. In Rom, wo er längeren Aufenthalt nahm, war er so glücklich, einer Fürstin Colonna, als ein scheugewordenes Pferd sich mit ihr in den Tiber stürzen wollte, das Leben zu retten, und der Schutz der mächtigen Familie kam dann ihm selbst in einer großen Gefahr zu statten. Er hatte sich in Salzburg mit einem Standesgenossen veruneinigt; in Rom auf einem Gang zur Peterskirche sah er sich plötzlich von dem rohen Gesellen mörderisch angefallen und in dem Zweikampf, der nun folgte, hatte er das Glück oder das Unglück, seinen Gegner zu durchbohren. Er floh in die nahe Peterskirche, und nur, weil die Colonna für ihn eintraten, konnte er am 20. März 1725 die Stadt ungehindert verlassen. Die Droste-Hülshoff waren jetzt schon so angesehen, daß Heinrich Wilhelm sich 1729 mit einer Tochter des Erbdrosten zu Vischering vermählen konnte. Die Anmut und Liebenswürdigkeit seines Wesens blieb ihm bis zuletzt, ebenso die Liebe zur

---

[1]) Holsenbürger a. a. O, II, 122, 190, 196.

Musik, die ihn zum Meister auf der Flöte machte. Aber nichts konnte die traurige Erinnerung an jenes Jugendereignis verscheuchen; noch auf dem Sterbelager warnte er seine Kinder vor jedem Zweikampf; das blutige Bild des Getöteten, sagte er, habe ihn das ganze Leben hindurch verfolgt und weiche noch jetzt nicht von seinem Bette [1]). Von seinen zahlreichen Nachkommen vermählte sich der älteste Sohn, Klemens August I. (1730—1798) am 9. Mai 1759 mit Bernardina v. d. Reck-Steinfurt, deren künstlerische Begabung für Malerei und Musik auf mehrere ihrer Nachkommen sich vererbte. Der zweite Bruder Heinrich Johann (1735—1798) konnte als Komtur des deutschen Ordens und münsterischer General beträchtliche Summen auf den Umbau des Hülshofes verwenden. Leider verschwand dabei mit anderem Altertümlichen der große Rittersaal mit den gotischen Fenstern, es verschwand die gewaltige Küche, in welcher an drei langen Schragentischen die Herrschaft, die Reisigen und das Hofgesinde Jahrhunderte hindurch die Mahlzeit hielten; es verschwand auch der mächtige dreistöckige Turm, welchen Heinrich v. Droste 1546 zur Verteidigung der Brücke aufgeführt hatte und an dessen Südseite er selbst, lebensgroß, zu Pferde in voller Rüstung, den geflügelten Barsch auf dem Schilde, in Stein gehauen stand. Zum Ersatz erhielt man helle wohnliche Gemächer, ringsum Gärten und Parkanlagen, wenn auch Mauern, Thore und Wassergräben den burgartigen Charakter bewahrten [2]).

Der dritte Bruder, Ernst Konstanz (1736—1799) wurde Domherr und 1779 Domdechant, ja ein Jahr darauf, als es sich um die Wahl eines Coadjutors für den Kurfürsten Max Friedrich handelte, wünschten ihn die Gegner des Erzherzogs

---

[1]) Holsenbürger a. a. O. II, 201, 210, 215; der Gegner wird hier Graf Fugger, nach anderer Mitteilung Graf Spaur genannt.

[2]) Schücking, Einleitung S. 3. Holsenbürger a. a. O. I, 85, II, 206.

Maximilian Franz als Kandidaten aufzustellen. Er lehnte jedoch klüglich ab mit dem Hinweis, „er fühle sich geehrt genug, daß er als der erste seines Hauses, der nach so langer Zeit in das Domkapitel gekommen sei, schon die Würde eines Dombechanten erlangt habe. Noch mehrere Mitglieder des Geschlechtes ließen sich nennen, die in persönlichen Erlebnissen und durch eine seltene, besonders künstlerische Begabung sich hervorthaten. Auch dem nächsten Stammherrn, Klemens August II. (1760—1826), war davon etwas zugekommen, aber sein bestes Erbteil war ein reicher Schatz von liebenswürdigen Eigenschaften des Gemütes. Nach kurzer, kinderloser Ehe Witwer, vermählte er sich zum zweitenmale am 20. August 1793 mit Therese v. Haxthausen zu Abbenburg, der Tochter eines alten, im Paderbornischen angesessenen Geschlechtes. Die junge Frau — geboren am 7. Mai 1772 — war von trefflichem Charakter und vor allem mit einem klaren, ruhigen Verstande begabt. Sie schenkte ihrem Gemahl am 2. Juni 1795 eine erste, und neunzehn Monate später — am 10. Januar 1797 — eine zweite Tochter: die Dichterin, welcher diese Blätter gewidmet sind [1]).

---

[1]) Annettens Geburtstag wurde nicht selten unrichtig in das Jahr 1798 und z. B. in dem von Schlüter verfaßten Nekrolog, ja in einer Aufzeichnung ihrer eigenen Mutter, vom 10. auf den 12. Januar verlegt, sonderbarerweise auch in der Familie zuweilen an diesem Tage begangen. So heißt es in dem Tagebuch der Schwester zum 12. Januar 1806: Heute ist Nettens Geburtstag gefeiert, obgleich derselbe schon am 10. d. gewesen war. Franz Hülskamp (Litterarischer Handweiser 1876, S. 445) hat aus Drosteschen Familienpapieren und dem Taufbuch der Pfarrei Roxel folgendes festgestellt: „Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Luise Maria, Tochter des Freiherrn Klemens August v. Droste zu Hülshoff und seiner Gemahlin Maria Theresia Luise, geb. Freiin v. Haxthausen, wurde am (zehnten) 10. Januar 1797, nachmittags 3 Uhr, auf dem Hause Hülshoff bei Münster geboren und ebendort, im elterlichen Hause am 14. Januar 1797 getauft. [Nach einem vom Landesherrn verliehenen Privilegium durften nämlich alle Kinder der Drosteschen Familie im Stammhause getauft werden (Holsenbürger a. a. O.

Das Kind war eine Frühgeburt und nur durch die sorgfältigste Pflege zu erhalten, nach Annettens eigenen Worten:

„Ein Wesen, was noch kaum geboren,
Schon schmerzlich kämpfte um sein Leben“ [1]).

Aber ihr Geist entwickelte sich ungewöhnlich rasch; rascher, als zuträglich für einen so zarten Körper. Von ihrem Seelenleben haben Freunde merkwürdige Züge aufbewahrt. „Wenn sie irgend ein Buch oder ein Bild vor sich hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, konnte sie in die höchste Bewegung, in einen inneren Jubel geraten, Selbstgespräche beginnen, und die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen [2]).“ Dazu kam nicht selten eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Gegenständen, die ihre Phantasie sich ausmalte. „Wie ich noch ganz klein war“, erzählt sie selbst — „ich war gewiß erst vier oder fünf Jahr, denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahr zu seyn meinte und mir wie eine große Person vorkam — da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwey Bekannten spatzieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsgarten mit einer graden Allee mitten durch, in der wir immer hinauf gingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mitten durch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte,

---

II, 215)]. Ihre Gevattern waren 1) ihre Tante Anna Elisabeth v. Droste-Hülshoff, Äbtissin zu Metelen; 2) ihr Großvater C. v. Haxthausen zu Bökendorf. 3) Ihrer Mutter Großmutter Frau v. Westphalen zu Heidelbeck; 4) ihre Großtante Wilhelmine von Haxthausen, Stiftsdame zu Freckenhorst.“

[1]) Geistliches Jahr, am Sonntage nach Weihnachten.

[2]) Schücking, Gesammelte Schriften von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff, Stuttgart 1879. Einleitung I, 5.

daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht danach fühlte, daß, wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tische ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahre, denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen [1])." Ein Glück, daß ein so begabtes und erregbares Kind einer liebevollen Aufsicht und Umgebung nicht entbehrte. Den beiden Schwestern waren zwei Brüder gefolgt, Werner Konstantin am 31. Juli 1798 und Ferdinand am 12. April 1800. Der letztere war Annettens bevorzugter Spielgenosse. „Mit ihm wurden auch die meisten kleinen Schelmereien ausgeführt, deren beliebteste war, sich hinten im Garten, von Hecken versteckt, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen, ganz wie die beneideten Kötterkinder umherzulaufen, selbst auf die Gefahr, in der nächsten Schulstunde ein langes In-der-Ecke-stehen als Strafe zu erdulden." Den Elementarunterricht leitete die Mutter selbst; noch manches kleine Blättchen läßt erkennen, wie die für einzelne Buchstaben eigentümlichen Schriftzüge der Lehrerin von der Kinderhand nachgebildet wurden. Später nahm Annette an dem Unterricht teil, welchen die Brüder von einem Hauslehrer — dem nachmaligen Professor Bernhard Wenzelo — erhielten, selbst an dem Unterricht im Griechischen, Lateinischen und in der Mathematik. Im Griechischen kam sie, wie sie später erzählte [2]), nicht über die „Fibelschützerei" hinaus,

---

[1]) Annette an A. M. Sprickmann d. 8. Februar 1819 in meinem Aufsatze: Annette v. Droste-Hülshoff, deutsche Rundschau XXVI, 223.

[2]) Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff, Münster 1877. Annette an Schlüter im Sommer 1846 (nicht 1839), S. 122.

aber daß sie des Lateinischen vollkommen mächtig wurde, beweist eine noch vorhandene metrische Übersetzung der sechs ersten Eklogen des Vergil. So konnte sie auch neuere Sprachen, die französische, englische, italienische, holländische, in der Folge mit Leichtigkeit sich aneignen. Daneben wurden aber andere Übungen nicht vernachlässigt. Aus dem Tagebuch der Schwester erfahren wir, daß Annette nicht selten mit den Brüdern Schlittschuh lief. Zum 6. November 1806 wird bemerkt: Nette hat das Zeichnen wieder angefangen und schon einen Kopf gezeichnet; und am 7. November hat dieselbe Nette angefangen zu spinnen, „welches recht gut geht".

Sehr früh regte sich ihr poetisches Talent. „Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das ‚Pensum' schon vor dem Ende der Lehrstunde abgeliefert war, so nahm das Kind wohl die Schiefertafel, um ein Sprüchlein darauf zu kritzeln [1])." Das älteste Schriftstück, augenscheinlich aus der ungeübten Hand eines sechs- oder siebenjährigen Kindes hervorgegangen, sind die folgenden Verse:

„Dir schein stets Wonne
Wie eine Sonne,
Glück, Heil und Segen
Auf allen Wegen.
Das, was ich wünsche, ist,
Daß du in deinem Leben
Durch deine Tugend kannst
Uns stets ein Beispiel geben.
Von deiner Nette."

In verschiedenen Abschriften von Annettens Hand und von der Hand der Mutter hat sich eine Sammlung von beinahe dreißig solcher Kindergedichte aus den Jahren 1804 bis 1808 erhalten, Verse, wie man denken kann, ohne besonderen poetischen

[1]) Diese und die auf Seite 8 angeführte Stelle nach Aufzeichnungen Schlüters, die auch von Schücking in der Einleitung S. 6 u. 10 benutzt wurden.

Wert, aber als Zeugnis für die frühe Entwickelung Annettens nicht ohne Bedeutung. Das erste mit der Überschrift „Im August 1804“ ist das oft angeführte „Lied vom Hähnchen“, das sich mit allen Umstănden, die seine Entstehung begleiteten, so tief in Annettens Erinnerung eingeprägt hatte. In einem ihrer späteren Erzeugnisse „Das erste Gedicht“, schildert sie, wie sie in frühester Jugend die „schwer verpönte“ Wendelstiege zu dem alten Turm des Stammhauses hinaufgeschlichen sei, bis zum „Hahnebalken“, um in den Sparren des Daches „ein heimliches Ding“ zu verbergen, das einst von Enkeln gefunden, die Geheimnisse ihres Herzens verkünden sollte:

„Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht;
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit',
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht.“

Die vier Verse lauten:

„Komm, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;
Nun komm, du lieber kleiner Mann,
Daß sie's dir nicht entwenden.“

Ein Nachklang sind die folgenden Verse:

„Wir fangen schon zu schwitzen an,
Komm Wernergen, du kleiner Mann,
Man kann dir's schon ansehen,
Daß es den Winden nicht gefällt zu wehen.“

ferner:

„Wie blinkt der Mond so silberhell,
Wie blicket er hervor,
Er leuchtet heller als ein Quell,
O Mond, komm mehr empor.“

Dann zum Namenstag der Mutter am 15. Oktober 1804:

„O liebe Mama, ich wünsche dir
Für deine guten Gaben,

Daß jedes Jahr dir fließe hin
Ohn' eine einzige Plage,
Bis endlich dich das Alter erreicht,
Nur mein', nicht deine Freude weicht,
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreu'n,
Und nicht wie ich, kannst fröhlich sein."

Über die Kinderjahre scheinen folgende Verse hinauszugehen, die gleichwohl vom 2. August 1807 datiert sind:

„Ich kenne die Freuden des ländlichen Lebens,
Ich kenne die Freuden der lärmenden Stadt,
Ich sehnte mich oft nach Gesundheit vergebens,
Ich seufzte nach Tugend, die Stadt macht nur glatt.

Doch ach, ich verdanke mein ruhiges Leben
Dem Freunde, der hievon gerettet mich hat,
Er sprach: willst du jetzund Gehör mir nur geben,
Verlasse das eitele Leben der Stadt.

Wo findet man wohl die erfrischenden Lüfte?
Wo sind wohl die Blumen auf grünender Flur?
Wo sind die erquickenden heiteren Düfte?
Wo? als bey dem ländlichen Reiz der Natur?

Da ward ich erst glücklich, da lernt' ich erst Tugend,
Da fand ich das frohe gesellige Glück,
Nie sehn' ich mich zu der verflossenen Jugend,
Nie sehn' ich mich je zu den Städtern zurück."

Von frühem Scharfblick für das Komische zeugen drei Strophen aus einem freilich nicht datierten Gedicht, das seinen Ursprung in Bökendorf nahm, als Annette, auf dem Hühnerhofe das Federvieh fütternd, den Verwalter von seiner Braut, der Haushälterin, sich verabschieden hörte:

„Weint ihr Enten, klagt ihr Schruten
Euch die klaren Äuglein rot,
Und zerschmilz in Thränenfluten,
Du geliebtes Butterbrod.

Weh, sie hat sich mir entrissen,
Ließ die Lippen gramverwirrt,
Ihre Spuren nur zu küssen,
Wenn der Weg erst trocken wird.

Soll ich mir das Leben nehmen,
Sollt ihr sehn, was Liebe ist!
Doch ich darf mich so nicht grämen,
Denn ich bin ein frommer Christ."

Beinahe gleichzeitig mit dem poetischen entwickelte sich bei Annette auch das Talent für Musik, das schon in früheren Generationen der Familie hervorgetreten war. Zu Anfange unseres Jahrhunderts war in Münster der „Kinderfreund" von Weiße ein Lieblingsbuch. Zu den darin enthaltenen Liedern komponierte Annette die Klavierbegleitung. Als die Mutter einmal einer solchen Leistung ein Lob zuteil werden ließ, sagte die Kleine selbstbewußt: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und komponiere sie, und noch viel schönere als diese." Sicher waren die Bände der genannten Zeitschrift nicht die einzigen, an welchen Annette die bei begabten Menschen gewöhnlich früh hervortretende Lesegier zu befriedigen suchte. Oft genug betrachtete sie mit begehrlichen Blicken den großen verschlossenen Bücherschrank des väterlichen Hauses; ein Erlebnis, das sie wohl in späteren Jahren noch erzählte, giebt davon Zeugnis: Unverhofft fand sie einmal den Schlüssel in dem Schranke stecken, öffnete sacht und vertiefte sich in die vor ihr liegenden Schätze. Plötzlich vernimmt sie auf der Treppe den Schritt ihrer langsam die Stiegen heraufkommenden Mutter; erschrocken wirft sie das Buch fort, drückt den Schrank zu, reißt den Schlüssel heraus und nimmt die Flucht. Nachdem sie eine Weile im Garten sich umhergetrieben, kehrt sie schüchtern und schuldbewußt ins Haus zurück; zu ihrer größten Beängstigung sieht sie hier die Mutter überall nach dem Schlüssel suchen, wobei bald der eine, bald der andere nach demselben gefragt wird. Sie weiß, daß sie den Schlüssel abgezogen hat, aber sie hat ihn nicht mehr und weiß sich trotz allen Bemühens keine Rechenschaft darüber zu geben, wo sie

ihn gelassen. In der größten Beklommenheit legt sie sich zu Bette; endlich nach einem inständigen Gebet um Hilfe entschlummert, träumt sie, daß irgend ein gütiges Wesen zu ihr trete und ihr sage: habe keine Sorge mehr, der Schlüssel wird morgen oben auf dem Schranke liegen. Am andern Morgen ist ihr erster Gang dorthin, der Schlüssel liegt wirklich oben auf dem Schranke, und freudig kann sie ihn der Mutter als gefunden überliefern [1]).

Schon aus diesem Vorfall und den hier mitgeteilten Versen darf man schließen, daß Annette mit den Werken deutscher Dichter, soweit sie sich für ein zartes Alter eignen, nicht unbekannt geblieben war. An geistiger Anregung fehlte es ihr nach keiner Seite; ja für die Entwickelung eines Kindes lassen sich nicht leicht glücklichere Verhältnisse denken, als die ihrigen. Die Jugendzeit auf dem Lande zu verleben, ist für eine dichterisch begabte Natur immer ein besonderer Vorteil. Annette genoß ihn in vollem Maße, und ihre frühesten Gedichte beweisen, wie sehr sie ihn zu schätzen wußte. Daneben bestanden zahlreiche Verbindungen mit der nahen Hauptstadt. Es war Sitte des münsterischen Adels, im Winter vom Lande in die Stadt zu ziehen und insbesondere während der Karnevalszeit sich einer regen Geselligkeit hinzugeben. Mehrere Mitglieder der Familie v. Droste lebten sogar dauernd in Münster: so der jüngste Bruder des Stammherrn, der Domprobst Heinrich Johann v. Droste (1768—1836) dann der mittlere der Geschwister, Maximilian Friedrich (22. Oktober 1764 bis 8. März 1840), ein lebensfrischer, geistig angeregter Mann, musikalisch noch mehr als Annettens Vater begabt, so daß er als Komponist einer Oper und schöner Streichquartette hervortreten und ein ausführliches Werk über Generalbaß verfassen konnte. Die Liebe

---

[1]) Schücking, Annette v. Droste, ein Lebensbild, Hannover 1871, S. 25.

zu einem schönen und begabten Mädchen, Bernardine Engelen, hatte ihn bewogen, 1788 auf seine Domherrnpräbende und andere Vorteile zu verzichten; dafür lebte er seinen Neigungen und der Erziehung eines Sohnes, von dem wir noch öfters zu reden haben. Auch zu dem Gallitzinschen Kreise stand die Familie v. Droste in freundschaftlichem Verhältnis. Am 1. Juli 1805 machte die Fürstin, begleitet von Overberg, einen Besuch in Hülshoff. Am 13. Juli 1806 kam Graf Stolberg mit seiner Frau und sieben Kindern, und von einer nahen Beziehung zeugt noch ein Brief voll Wohlwollen und nicht ohne treffende Bemerkungen, freilich in etwa an die Einmischung erinnernd, welche voreinst seinem Meister Klopstock vonseiten Goethes so bittere Zurückweisung eingetragen hatte. Erst elf Jahre alt, war Annette in dem nah bei Hülshoff gelegenen adeligen Fräuleinstift Hohenholte in einem gesellschaftlichen Schauspiel aufgetreten, mit so überraschendem Talent, daß in den nächsten Tagen alle ihres Lobes voll waren. Stolberg fühlte sich dadurch veranlaßt, an die Mutter eine ausführliche Abhandlung zu richten, in welcher er warnend die bösen Folgen solcher Produktionen und ihre Gefahren für jugendliche Gemüter auseinandersetzte [1]). Die Ermahnung scheint um so weniger nötig, als Annettens Erziehung eine vortreffliche war, liebevoll, aber ernst und sogar strenge, wenn die Mutter den bei so früher Entwickelung beinahe unvermeidlichen Äußerungen eines aufkeimenden Selbstgefühls entgegentrat.

Annettens Liebe zu ihren mütterlichen Großeltern spricht schon aus einer früher mitgeteilten Äußerung. Eine besondere Freude für die Kinder auf dem Hülshofe war es, wenn der große, schwerbepackte Familienwagen für eine Fahrt ins Pader-

---

1) Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 1800—1819. Freiburg 1877, S. 146.

vornische bereit stand. Die erste oder doch eine dieser Reisen scheint in das Jahr 1804 zu fallen, da Annette erzählt, sie habe im Alter von 7 Jahren ihre Großeltern kennen gelernt [1]). Ganz besonders fühlte sie sich zu der Großmutter oder vielmehr der zweiten Gemahlin ihres Großvaters, Maria Anna, geborenen Freiin v. Wendt-Papenhausen hingezogen, einer vortrefflichen, von allen, die mit ihr in Berührung traten, hochverehrten Frau. Das älteste von Annettens Hand erhaltene datierte Schriftstück ist ein Neujahrsbrief vom 31. Dezember 1805 für die Großmutter, deren Liebling sie geworden war, und in deren Hause auch ihre poetische Begabung nicht unbeachtet blieb. In einem Briefe der Tante Ludwina v. Haxthausen an die Mutter heißt es schon am 2. Dezember 1804, der Bruder Werner habe erklärt, in dem kleinen Mädchen keime eine zweite Sappho [2]). Diese Prophezeiung mag voreilig erscheinen, aber einen bedeutenden Fortschritt, ja eine ganz ungewöhnliche Begabung zeigen in der That zwei Gedichte aus dem Jahre 1809, also von der Dichterin im Alter von 12 Jahren verfaßt. Das eine schildert in Hexametern einen abendlichen Spaziergang durch Garten und Park; dann versetzt sich die Dichterin auf das freie Feld und giebt, jetzt in elegischem Versmaß, ähnlichen Gedanken Ausdruck, wie in dem früher mitgeteilten kleinen Gedicht zum Preise des Landlebens. Auch das folgende Gedicht ist nur eine Variation der früheren, aber wie diese stets anknüpfend an individuelle Erlebnisse, und die schwachen Stellen können den Wert der wohlgelungenen nicht verdunkeln.

---

[1]) Das Tagebuch der Schwester erwähnt eine Reise zuerst am 4. August 1805.

[2]) Kreiten, Annette v. Droste-Hülshoffs litterarischer Entwickelungsgang a. a. O. XXIV., 402.

Abendgefühl.

Rötlich sinkt die Sonne schon hernieder,
Und es kehrt die Dämmerung zurück,
Ihren Strahlen, kürzer stets und trüber,
Folgt der lange, sehnsuchtsvolle Blick.

Und ermüdet von des Tages Lasten
Wallt der Mensch der stillen Heimat zu,
Um im Arm der Liebe dort zu rasten,
Zu genießen einer süßen Ruh.

Horch! der Drosseln Töne hallen wieder,
Aus dem nahen Buchenhain hervor
Tönen Philomelens Klagelieder
Und entzücken sanft des Horchers Ohr.

Doch geendet sind die Abendlieder,
Alles eilt dem nahen Neste zu,
Schweigend steigt der Abend jetzt hernieder,
Und versenket die Natur in Ruh'. . .

Und ein Kranichheer zieht durch die Lüfte,
Stimmt zur Wehmut das erfüllte Herz,
Ihre Stimmen hallen durch die Klüfte,
Regen namenlosen Wonneschmerz.

Führet mich fort, ihr gefiederten Wesen,
Von der Erde nichtigem Tand,
Wo Zipressen die Gräber umschatten,
Dorthin, wo Freundschaft und Liebe sich gatten,
In das ewige Sonnenland. . .

Doch sie ziehn vorüber, meine Thränen
Rühren keines Tieres kaltes Herz,
Arme Vögelchen! ich konnte wähnen,
Ihr verständet meinen stillen Schmerz?

Ja, sie ziehn und lassen keine Spuren
Als des Herzens süßen Schmerz zurück,
Ziehen über Berg und Thal und Fluren,
Ihnen folgt der thränenvolle Blick.

Und es sinkt die schwarze Nacht hernieder,
Jedermann begiebt sich nun zur Ruh,
Alle schließen gern die Augenlider,
Selbst Natur zog ja den Vorhang zu.

In beiden Gedichten wird man den Einfluß gleichzeitiger Dichter nicht verkennen. Neben Anklängen an Voß, Hölty, Matthisson tritt in dem zweiten der Einfluß Schillers, in dem ersten das Vorbild Stolbergs in den antiken Versmaßen deutlich hervor. Ob der Graf auch persönlich auf Annette eine Einwirkung ausübte, weiß ich nicht zu sagen. Lange könnte sie schwerlich gedauert haben, da Stolberg, der französischen Verwaltung überdrüssig, im Jahre 1812 von Münster nach den Gütern Brinke und Tatenhausen sich zurückzog. Dagegen finden wir einen andern Freund zugleich als Berater Annettens und von ihr selbst so hoch geschätzt, daß wir seine Persönlichkeit näher ins Auge fassen müssen. Es war Anton Matthias Sprickmann, ein Mann, der durchaus die eingehende Würdigung verdient, die ihm freilich lange nach seinem Tode nunmehr auch in weiteren Kreisen zuteil wird [1]). Geboren zu Münster am 7. September 1749 wurde er nach dreijährigem Aufenthalt in Göttingen schon 1769 Doktor der Rechte und 1774 Regierungsrat in Münster, ging aber zwei Jahre später zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen zurück. Seine Neigung, seine unruhig, oft leidenschaftlich bewegte Thätigkeit war damals mehr der Litteratur als seinem Fachstudium zugewendet. Als Mitglied des Hainbundes knüpfte er mit den bedeutenden Schriftstellern der Zeit Verbindungen an, die er dann durch Reisen nach Hamburg, Gotha, Weimar zu vermehren wußte. Fürstenberg, der von seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten eine große Meinung hegte, berief ihn 1779 als Professor der Rechte an die sechs Jahre früher gestiftete Universität zu Münster, verwendete ihn zudem im Staatsdienst und brachte ihn auch

---

[1]) K. Weinhold, „A. M. Sprickmann" in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte von Dr. J. H. Müller, Hannover 1872. N. F. I, 261; Nordhoffs Artikel „Fürstenberg" in der Allg. d. Biogr., Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, Münster 1866.

zur Fürstin Gallitzin in nähere Beziehung. Freilich stimmten die beiden Männer nicht in allem überein. Während Fürstenberg sich mehr und mehr einer streng kirchlichen Richtung zuwandte, war Sprickmann schon im Jahre 1778, als die erste Freimaurerloge: „Friedrich zu den drei Balken" in Münster gestiftet wurde, derselben beigetreten [1]). Doch begleitete er noch im Jahre 1785 den Minister und die Fürstin auf der Reise nach Weimar, erst in späterer Zeit scheint das Verhältnis mehr und mehr erkaltet zu sein. Sprickmann gehörte zu der nicht eben großen Zahl der Einwohner Münsters, die den Übergang der Stadt an preußische Herrschaft im Jahre 1802 nicht als ein Mißgeschick empfanden. Schon im nächsten Jahre wurde er preußischer Regierungsrat, 1806 Vorsitzender der Loge, und wenn er nach dem Unglück Preußens während der napoleonischen Herrschaft eine Richterstelle am Tribunal bekleidete, so bewahrte er doch sein deutsches Herz. Er wünschte und erhielt 1812 eine Berufung an die Universität Breslau, und es war wohl nur das wieder ausbrechende Kriegsgetümmel, welches seine Übersiedlung zwei Jahre verzögerte. Sprickmanns Wohnung im „Krummen Timpen" lag der Drosteschen Stadtwohnung beinahe gegenüber [2]); aber es hätte der räumlichen Nähe wohl nicht bedurft, um die heranwachsende Dichterin in den Bereich seiner geistigen Einwirkung zu bringen. Neben Stolberg war Sprickmann in Münster der einzige Schriftsteller, der in der deutschen Littera-

[1]) Galland, „Die Familia sacra und die Familia profana in Münster" in den historisch-politischen Blättern. Bd. 85, 510.

[2]) Dem jetzt Auffenbergschen Hause Nro. 205 im Krummen Timpen, Ecke der Bäckerstraße. Annettens Vater hatte das Haus 1798 von dem General v. Droste geerbt, verkaufte es aber (nach einer Notiz des Grundbuches am 23. Dezember 1818) und besaß dann in Münster nur ein gemietetes Quartier, zuerst auf dem „alten Steinweg" in dem v. Hammschen, jetzt Fürstenberg-Herbringenschen Hause, später auf der Salzstraße im Hause des Schneiders Ahlers. Das jetzige Haus des Stammherrn

tur einen Namen und Verbindungen besaß. Unter dem herrschenden Einflusse Fürstenbergs hatte er in seinem dreißigsten Jahre 1779 auf alles, was der Minister Schönschreiberei nannte, verzichten müssen. Strenge hielt er an diesem Vorsatze fest. Als er in weit späterer Zeit von Matthisson um Beiträge zur „Lyrischen Anthologie" ersucht wurde, antwortete er ihm, er habe von der lieben Gespielin seiner Jugend, dem Mädchen von dem Parnasse, sich trennen müssen und er habe sich losgerissen, rasch, auf ewig. Aber noch in diesem Briefe läßt er den Schmerz der Trennung nachklingen, und wenn er auch auf eigene Produktion verzichtet hatte, hörte er doch nicht auf, der Entwickelung der Litteratur mit Interesse zu folgen. Gerade eine solche Stimmung machte ihn zum Berater eines jugendlich aufstrebenden Talentes geeignet. Das hatte schon seine Verwandte, Katharina Busch, die Mutter Levin Schückings, erfahren, welche in ihm ihren geistigen Vater verehrte, und in nicht geringerem Maße sollte es der jungen Annette zugute kommen. In dem Tagebuch der Schwester werden Besuche bei Sprickmann zuerst im Jahre 1812 erwähnt. Zum 12. Januar 1813 heißt es, Annette sei mit der Mutter gleich nach Tisch in die Stadt gefahren, um dann bis abends 8 Uhr bei Sprickmann zu verweilen. Wenig später, am 26. Januar gegen Mittag, kam die „berühmte Katharina Busch" nach Hülshoff, spielte abwechselnd mit Annette Klavier und erhielt später eine Sendung von Musikalien. Aus Briefen, denen wir noch manches entnehmen müssen, ersieht man, daß zwischen dem Dichter, der den Musen schon Lebewohl gesagt, und der Dichterin, die kaum den ersten Gruß von ihnen empfangen hatte, ein Verhältnis der freund-

---

wurde erst 1853, also nach Annettens Tode, von ihrem Bruder angekauft. Gütige Mitteilung des Freiherrn Heinrich v. Droste-Hülshoff. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. I, 206.

lichsten Art sich bildete. Wie Sprickmann im einzelnen auf die Entwickelung seiner Freundin, ihren Geschmack, ihre Technik einwirkte, läßt sich nicht genau bestimmen, weil die gewechselten Briefe, nur soweit sie von Annette herrühren, sich erhalten haben. Als wahrscheinlich darf man annehmen, daß er auf die Dichter des Hainbundes und die Klassiker in Weimar als Vorbilder hinwies, und in der That tritt der Einfluß Schillers, den wir schon früher in Annettens Versen gewahren, nunmehr in verstärktem Maße hervor. Eine Reihe von Gedichten mit der Jahreszahl 1813 schließt sich so auffallend in Ton, Versmaß und Ausdrucksweise an Schillers philosophische Gedichte der früheren Periode an, daß sie unverkennbar als Nachahmungen erscheinen. Zum Beweis mögen Anfangs- und Schlußstrophe eines Gedichtes dienen, das die Überschrift „Die drei Tugenden" führt:

„Drei Tugenden stählen des Menschen Sinn
Auf dieser gefährlichen Reise,
Sie führen zur Quelle des Lichtes hin,
Es verehrt sie jeglicher Weise.
Sie stützen des Sterblichen wankendes Herz,
Versüßen des Lebens bittersten Schmerz.

— — — — — — — — — — — —

Drum wohl, dem der Seele erhabener Schwung
Die mächtigen Dreie gegeben,
Denn die Liebe führt zur Begeisterung,
Denn die Hoffnung giebt ihm das Leben,
Denn der Glaube zeigt hin, wo er Seligkeit trinkt,
Wo die Hoffnung ihn führt, wo die Liebe ihm winkt [1])"

Niemand wird behaupten, daß diese Gedichte mit ihrem lehrhaften Inhalt, ihrer nicht selten ungelenken Ausdrucksweise eine erfreuliche Wendung bezeichneten. Wer ist dafür verant-

---

1) Das Gedicht nebst den gleichartigen: die Engel, die Sterne, der Dichter, der Philosoph ist jetzt gedruckt in der von Kreiten besorgten Ausgabe der „Gesammelten Werke" IV, 359 fg.

wortlich? Wenn man gerade in den Jahren 1812 und 1813 Annettens lebhaften Verkehr mit Sprickmann erwähnt findet, kann man zu der Annahme geneigt sein, der ältere Freund habe sie auf diese philosophisch-betrachtende Dichtungsweise, auf das Vorbild Schillers und zugleich auf Stoffe hingewiesen, auf die ein junges Mädchen nicht so leicht von selbst verfällt. Möglich ist es, aber nicht mit Bestimmtheit zu behaupten. Unverkennbar war Annetten der Hang zu grübelnder Betrachtung angeboren. Wir konnten ihn schon in den Kindergedichten wahrnehmen, und er hat später in dem „geistlichen Jahr" und zahlreichen lyrischen Gedichten die edelsten Früchte gezeitigt. Und warum sollte ein jugendliches Talent nicht aus eigener Neigung sich an den Dichter angeschlossen haben, der zu jeder Zeit und besonders, als Annette heranwuchs, die Jugend am meisten zu begeistern pflegte?

Was nicht zum wenigsten gegen jene Annahme spricht, ist der Umstand, daß gerade das Gedicht Annettens, an welchem Sprickmann den entschiedensten Anteil nahm, ich meine „das befreite Deutschland", in einem frischeren, zuweilen echt poetischen Tone gehalten ist. Sprickmann hat dies Gedicht mit eigener Hand abgeschrieben und mit der Bemerkung: „Annette v. Droste, Januar 1814" versehen; ja nicht wenige Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart, darunter einige wirkliche Verbesserungen, mögen von ihm herrühren. Man darf diese 18 Strophen als das erste an sich wertvolle Erzeugnis Annettens betrachten. Statt der gewöhnlich wiederkehrenden Redensarten findet man eine eigentümliche Auffassung und in der letzten Strophe einen Gedanken, dessen ich mich, so nahe er liegt, aus den Poesieen jener Jahre nicht erinnere. Nachdem sie in einer Vision die Unterdrückung im Süden geschildert hat, preist sie, wie aus dem Norden die Befreiung gekommen sei. „O Germanien", ruft sie aus:

„O Germanien, meine Heimat schön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube,
Und mich täuschte nicht mein Glaube,
Der Allmächt'ge hat erhört mein Flehn,
Und dies Auge hat dich frei gesehn!
Doch verzeih der Thräne, daß sie rinnt,
Ist gleich frei der Arm von Ketten,
O Germanien, du Heldenkind,
Konntest selber dich nicht retten!"

Es ist erfreulich, daß gerade aus dem Kern des Münsterlandes ein so gewaltiger Erguß patriotischer Gefühle sich vernehmlich macht. Das Land stand den politischen Bewegungen verhältnismäßig fern. Aus dem kleinstaatlichen Leben des früheren Bistums waren die Bewohner nur mit Widerstreben unter die preußische Herrschaft getreten und nach vier Jahren noch so wenig für dieselbe gewonnen, daß sie sogar die Ankunft der Franzosen 1806, wenn nicht mit Freude, wenigstens mit einer Art von Schadenfreude begrüßten. Als dann auch die Napoleonische Herrschaft alle Sympathieen verlor, überließ man sich einer dumpfen Gleichgültigkeit. „Votre Majesté n'a rien à craindre de ce pays-ci, et rien à espérer", lautete das wenig schmeichelhafte Zeugnis, welches der letzte französische Präfekt nicht lange vor der Leipziger Schlacht über die Stimmung des Landes an Napoleon abgehen ließ. Freilich, es gab Ausnahmen. Annette stand mit ihrem Patriotismus nicht allein. Von Sprickmanns Gesinnungen war schon die Rede. Auch Stolberg war einer der edelsten Patrioten; drei Söhne und einen Schwiegersohn hat er für Deutschlands Befreiung in den Krieg ziehen lassen; beinah gleichzeitig mit Annette dichtete er ein „befreites Deutschland", und die Begeisterung, die er darin sowie in zahlreichen anderen Gedichten ausspricht, konnte in dem Kreise seiner Freunde nicht ohne Nachhall bleiben. Auch Annettens Vater hatte nur widerwillig die ihm aufgedrungene Stelle eines

Maire in Roxel angenommen [1]), und die Familie ihrer Mutter, welche in den Wechselfällen der Napoleonischen Zeit unter die Herrschaft des neugegründeten westfälischen Königtums gekommen war, bildete recht eigentlich einen Mittelpunkt für die Aufrechthaltung deutschen Wesens und patriotischer Gesinnungen. Diesen Kreis und die Anregungen, welche von ihm ausgingen, müssen wir nunmehr ins Auge fasseu.

Die Familie der Freiherrn v. Haxthausen war eine der ältesten des Paderborner Landes, eine der „vier festen Säulen" des Hochstifts und mit dem Erbhofmeisteramte belehnt. Von den ausgedehnten Besitzungen waren Bökendorf, der Stammsitz in der Nähe von Brakel, und, nur eine Viertelstunde entfernt, Apenburg oder Abbenburg die bedeutendsten. Annettens Großvater, der Freiherr Werner Adolf von Haxthausen, erscheint als das Haupt einer zahlreichen Familie. Von seiner ersten Gemahlin Maria Anna v. Westphalen-Heidelbeck war ihm Annettens Mutter, von der zweiten eine Reihe von vierzehn Kindern geboren. Zwei von den Söhnen, Werner nnd August, haben sich einen angesehenen Namen gemacht. Werner, der ältere (17. Juli 1780 bis 30. April 1842), zeigte früh ein hervorragendes Talent für Poesie und Sprachenkunde. In den Jahren 1800—1803, als er in Münster studierte, fand er Aufnahme im Hause des Grafen Stolberg und gewann dessen entschiedene Neigung. Ein Kanonikat zu Paderborn, das er 1804 übernahm, hinderte ihn nicht, seinen Lieblingsneigungen zu folgen; fünf Jahre später begann er jedoch abermals akademische Studien, 1809 in Göttingen, 1810 in Halle, leider zu umfangreich und verschiedenartig, als daß sie ein bedeutendes, seinem Eifer und seinen Fähigkeiten entsprechendes Ergebnis hätten liefern können. Orientalische Sprachen und Medizin

[1]) Kreiten a. a. O. XXIV, 282.

beschäftigten ihn in gleichem Maße, und seine Begeisterung für die deutsche Sache machte ihn zum eifrigen Mitglied des Tugendbundes. Um einer Verhaftung durch die westfälischen Behörden zu entgehen, floh er 1811 über Schweden nach London, wo er unter dem Namen Albrok seine medizinischen Kenntnisse zu verwerten suchte. Schon stand er im Begriff, eine durch Vermittelung des Herzogs von York erlangte Stelle als Arzt in Ostindien anzunehmen, als die Nachricht von dem Rückzug Napoleons aus Rußland ihn wieder auf deutschen Boden führte. Als Soldat, Offizier, Adjutant des Generals Wallmoden nahm der ehemalige Domherr an dem Kriege und an der Belagerung Hamburgs teil. Nach dem Frieden war er in Wien bei dem Kongresse thätig und mit Boisserée, Görres, Arndt in eifrigem Verkehr, welchen er fortsetzte, nachdem er 1815 als preußischer Regierungsrat in Köln eine Stellung gefunden hatte [1]). Neben ihm tritt bald August, der jüngste von den acht Brüdern (3. Februar 1792 bis 31. Dezember 1866) hervor. Er verweilte von 1808—1813 auf der Bergwerksschule zu Klausthal, machte unter hannoverischer Fahne den Feldzug an der Elbe mit und begab sich dann, um die Rechte zu studieren, nach Göttingen. Sein späteres Leben war bekanntlich sozialen und agrarischen Bestrebungen gewidmet. Ein Artikel über russische Zustände, der mit den Anfangsbuchstaben A. v. H. unterzeichnet, im preußischen Staatsanzeiger Aufnahme fand, wurde für ein Werk Alexanders v. Humboldt gehalten und lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus auf den Verfasser. Haxthausen wurde zu einer Reise nach Rußland aufgefordert, und die Erforschung der russischen Agrarverhältnisse, die er in den Jahren 1843—1844 vornahm, gab einem Werke von bleibendem Werte den Ursprung. Sowohl

---

1) Schücking, Einleitung S. 19, Kreiten a. a. O. XXVI, 427 fg.

August als Werner wurden bereits in früher Jugend von litterarhistorischen Studien angezogen. Werner beschäftigte sich mit einer Sammlung griechischer Volkslieder, die er in London dem Munde von Matrosen entnommen und später ins Deutsche übertragen hatte, leider ohne sie jemals zu veröffentlichen, obgleich Goethe 1815 dringend dazu aufforderte [1]). Auch August v. Haxthausen hatte schon in Göttingen mit seinem späteren Schwager August v. Arnswaldt und anderen eine litterarische Gesellschaft: „die poetische Schustergilde" gegründet, als deren Organ eine Zeitschrift: „Die Wünschelrute" erschien, mit Beiträgen von Arnim, Brentano, Benecke, dem Maler Müller, Arndt und den Gebrüdern Grimm. Sein hauptsächlichstes Interesse wandte er einer großen Volksliedersammlung zu, die er mit ausführlichen Abhandlungen über die einzelnen Lieder zu veröffentlichen dachte. Freilich erschien auch von dieser Sammlung der größte Teil erst zwölf Jahre nach dem Tode ihres Urhebers [2]); er selbst gab nur die geistlichen Lieder heraus. Bei derartigen Arbeiten rechnete er besonders auf die Unterstützung der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, mit denen eine frühe Freundschaft ihn und seine Familie verband. Mit Wilhelm Grimm war Werner v. Haxthausen schon 1809 in Halle in dem Hause des Musikdirektors Reichardt bekannt geworden [3]). Während die Brüder in Kassel angestellt waren, kam Wilhelm nicht selten auf längere Zeit nach Bökendorf; schon in einem Briefe vom 21. Januar 1812 zeigt er sich genau mit Werner und August von Haxthausen, mit ihren Eltern

---

1) Tag- und Jahreshefte 1815 und „Volkspoesie" 1822.

2) Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen von Dr. Alex. Reifferscheid, Heilbronn 1879.

3) Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Mit Anmerkungen von Dr. Alex. Reifferscheid. Heilbronn 1878. S. 195.

und Geschwistern bekannt. Zu gutem Glück haben seine und seines Bruders Briefe an die Mitglieder der Familie sich erhalten, sie zeigen uns die ganze Innigkeit des Verhältnisses, das, wie ein Brief aus Wilhelms Sterbejahr beweist, ein halbes Jahrhundert überdauerte. Auch in das Innere des Bökendorfer Kreises führen sie uns ein, lehren uns die mancherlei politischen wie litterarischen Interessen kennen, von welchen er bewegt wurde, und die mancherlei Vorteile, welche den Volksmärchen, den deutschen Sagen, der Grammatik und anderen Werken der beiden Sprachforscher aus dieser Verbindung erwachsen sind. Mit den Brüdern Werner und August nahmen besonders die begabten Schwestern Ludowine und Anna, die spätere Frau v. Arnswaldt, an den litterarischen Bestrebungen teil, und neben ihnen erscheinen bald die beiden Fräulein v. Droste, welche, nicht selten einen ganzen Sommer auf Bökendorf verweilend, zu den beinahe gleichalterigen Tanten in einem wesentlich geschwisterlichen Verhältnis standen. Besonders Jenny, die ältere Schwester, zeigte ein lebhaftes Interesse für die Volkspoesie, trat denn auch bald zu Wilhelm Grimm in eine sehr freundliche Beziehung, Am 25. Juni 1813 schickt er ihr ein in Verse gebrachtes Märchen; am 12. Januar 1814 dankt er „ganz besonders für die zuletzt für den zweiten Band der Märchen geschickten schönen Stücke"; im März 1816 hegt er die Absicht, mit August v. Haxthausen die Familie Droste in Münster zu besuchen. Die junge Freundin teilte auch seine Neigung für Astronomie; öfters sendet sie Geschenke von Blumen, die sie geschickt zu trocknen wußte; noch am 29. Oktober 1832 erhält sie den Auftrag, im Münsterschen bei dem Landvolk nach altdeutschen Tiernamen sich zu erkundigen. Annette wurde im Juli 1813 in Bökendorf mit Wilhelm Grimm bekannt. Sie findet in den Briefen seltener Erwähnung, als man erwarten möchte; aber für ihre Erscheinung ist es charak-

teristisch, wenn Grimm am 12. Januar 1814 schreibt, er habe von ihr geträumt, sie sei ganz in Purpurflamme gekleidet gewesen, habe sich Haare ausgezogen und sie als Pfeile in die Luft geworfen. „Fräulein Nette soll mir noch ganz bös sein", bemerkt er 15. März 1816, was ihn aber nicht abhält, einige Tage später an August v. Haxthausen zu schreiben: „Gehst du nach Münster, so grüße mir alles schönstens und bestens, auch da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette." Es scheint, daß Annette — wie Goethe und Frau v. Willemer für die Zeit des Neumondes — für die Zeit des Sonnenunterganges einen bestimmten Gedanken verabredet hatte [1]). Man wird bemerken, daß sie gerade zu der Zeit, als Wilhelm Grimm sie im Traum ihre Haare als Pfeile in die Luft schleudern sah, die Pfeile ihres dichterisch-patriotischen Zornes dem korsischen Eroberer nachschleuderte. „Das befreite Deutschland" bezeichnet genau auch die Stimmung des Bökendorfer Kreises, und die stolze Freude über die nationale Erhebung suchte in mancherlei Weise einen Ausdruck. Soweit als irgend möglich, wollte man die Spuren der fremden Unterdrückung, auch des französischen Einflusses, der nicht erst seit Napoleon datierte, vertilgen. In Frankfurt, vornehmlich auf Anregung des Geheimrats v. Willemer, war der Gedanke hervorgetreten, durch eine deutsche Nationaltracht die französischen Moden zu verdrängen; in Bökendorf ging man eifrig darauf ein. Am 12. Januar 1814 schickt Wilhelm Grimm an Ludowine v. Haxthausen aus Kassel eine Anzahl von Zeichnungen, welche, von seinem Bruder, dem Maler Ludwig Grimm, verfertigt, die neue Nationaltracht veranschaulichen und in einigen Stücken verbessern

[1]) Dürfte man in dem Abdruck des Briefes einen Lesefehler und statt „Freundin" die scherzhafte Bezeichnung „Feindin" voraussetzen, so wäre an die bekannte Stelle des Epheserbriefes (4, 26) zu denken: „Die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorn."

sollten. Noch dreißig Jahre später bewahrte Annette die Erinnerung daran. „Ich meine wieder den Onkel August zu sehen“ — schreibt sie am 27. April 1845 ihrer Freundin Johanna Hassenpflug, die auch in jenem Kreise heimisch war — „mit seinem altdeutschen Kragen und langen Haarspießen, der dich schon damals von der Jeannette durchaus zur ‚Johanna‘ promovieren wollte, denn du gehörtest stark mit zu den Zieraten seiner poetischen Walhalla. Louis Grimm hatte ihm damals einige leicht kolorierte Damenskizzen in altdeutscher Tracht (eigentlich Trachtenskizzen, das übrige sollte offenbar den Kleidern nur Haltung geben) geschenkt, worunter er uns eine als dein vollkommenes Ebenbild bezeichnete.“

Daß auch Annette den litterarischen Arbeiten der Bökendorfer nicht fremd blieb, bezeugt vor allem ein Brief Wilhelm Grimms vom 7. Dezember 1819. „Ich schicke Ihnen hier“, schreibt er, „die neue Auflage der Kindermärchen. . Vieles kennen Sie schon davon; manches verdanke ich Ihnen selbst, doch hoffe ich, daß Sie das Neue darin einmal nicht ungern ansehen [1].“ Annette befand sich damals in Bökendorf; im Sommer 1818 hatte sie mit dem Vater einen Besuch in Kassel gemacht, hatte Jakob und den Maler Ludwig Grimm kennen gelernt und mit der Schwester Charlotte, der späteren Gattin des Ministers Hassenpflug, sich befreundet. Auch mit der Familie Hassenpflug und anderen, die dem Grimmschen Hause nahe standen, trat sie in Verbindung, so mit dem Dichter Otto von der Malsburg (1786—1824), dem Übersetzer Calderons, und seiner dichterisch begabten Freundin, der Stiftsdame Philippine v. Calenberg (1765—1848). In diesem Kreise war der spätere Professor der Architektur Joh. Heinrich Wolff ein gern gesehenes Mitglied. Annette erregte seine Bewunderung durch ihr poetisches und

---

[1]) Kreiten a. a. O. XXIV, 405.

musikalisches Talent, insbesondere durch ihre Fertigkeit, jedes beliebige Klavierstück sogleich in eine andere Tonart zu übertragen, und legte selber auf das Urteil des aus Italien zurückkehrenden Kunstkenners über Vortrag und Accentuirung italienischer Arien großen Wert. Eines Tages bat er, wie es damals unter Freunden wohl geschah, zum Andenken um eine Locke. Ohne sich zu besinnen, ohne Rücksicht auf ihr Aussehen und etwa bevorstehende Neckereien ergriff Annette eine Schere und schnitt dicht am Scheitel eine der gelbblonden Locken ab, sodaß ihr Gesicht durch die borstenartig in die Höhe stehenden Überreste der Haare zum Schrecken, wie zur Überraschung der Anwesenden nicht wenig entstellt wurde. Die Locke fand sich 1869 im Nachlaß des Beschenkten [1]); auch von der frühen Freundschaft mit Charlotte Grimm hat sich ein anmutiges Zeugnis in einem Briefe Annettens aus dem Jahre 1818 erhalten.

In welcher Art sie sich für Wilhelm bemüht hatte, erkennt man aus einem undatierten, aber sicher aus diesen Jahren stammenden Briefe an ihre Tante Ludowine; sie entschuldigt sich darin, daß sie nicht soviel schicken könne, als sie wünsche, legt aber dem Briefe gleichwohl ein Märchen, einige westfälische Sagen und eine beträchtliche Zahl von volksmäßigen Rätseln und Sprichwörtern bei, die letzteren in dem Stil, wie das kleine Gedicht:

„An Ludowine.
Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
‚Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit.'
Was ist mehr denn Gold so wert?
‚Ein frei Gemüt, so des nit entbehrt.'
Was ist mehr denn Kron' und Grund?
‚Ein klug Gemüt, so des brauchen kunnt.'
Was ist mehr denn glückselig sein?
‚Ein fein Gemüt, so des wert allein.'"

---

1) Vgl. Louis Wolff, „Ein persönliches Andenken von Annette v. Droste-Hülshoff", deutsche Monatsblätter, Bremen 1878, I, 325.

Unzweifelhaft fand die schon in Annettens Wesen begründete Neigung, das Volkstümliche in Sprache, Sitten, Gebräuchen jeder Art zu beobachten, in Bökendorf die wirksamste Förderung. Volkslieder zu sammeln hat sie niemals aufgehört, und von ihrem musikalischen Talent unterstützt, wendete sie den Melodieen nicht geringere Aufmerksamkeit zu, als dem Texte. Manche Zeugnisse dafür werden uns in ihrem späteren Leben begegnen; noch am 29. August 1840 [1]) berichtet sie ihrem Onkel August, wie sie seinen Auftrag, sich nach Wallfahrts- oder Arbeitsliedern frommen Inhalts zu erkundigen, ausgerichtet und deshalb „allen alten Weibern des Kirchspiels die Cour gemacht" habe. Wer ihre Werke durchgeht, wird leicht erkennen, wie sehr durch Bestrebungen solcher Art die Beobachtungsgabe der Dichterin geschärft, ihr Wortschatz bereichert und die eigentümliche Kraft ihres Ausdruckes erhöht wurde.

Die Einflüsse des Bökendorfer Kreises konnten um so ausschließlicher wirken, als Sprickmann zu Ende des Jahres 1814 nach Breslau übersiedelte. Seine Entfernung ist von der Dichterin schmerzlich empfunden worden, aber der Biograph könnte sie beinah als einen Vorteil betrachten; denn wir verdanken ihr eine Anzahl von Briefen, die eine sonst sehr fühlbare Lücke unserer Kenntnisse ausfüllen. Sie zeigen uns die Dichterin in einer der wichtigsten Perioden ihrer Entwickelung und bilden den wertvollsten Kommentar zu anderen jugendlichen Selbstgeständnissen, welche Annette in dichterischer Form abzulegen sich nicht versagen konnte. „Ihr lieber Brief, mein lieber teurer Freund", schreibt sie am 20. Dezember 1814, „hat mir die froheste und fast möchte ich sagen die einzige frohe Stunde seit Ihrer Abreise gewährt, denn wirklich ist seit kurzem mein Leben ziemlich arm daran gewesen." Todesfälle in der Familie hatten eine

---

[1]) Gesammelte Werke IV, 297.

trübe Stimmung in ihr hervorgerufen; dazu kam ein andauerndes Unwohlsein, in welchem sogar der Anfang der Auszehrung gefürchtet wurde. Man wollte den Grund in zu anhaltenden Gesangsübungen finden; Annette selbst schrieb es angestrengtem Studieren und zu vielem Sitzen zu und glaubte, sich „durch vierzehntägiges Faulenzen vollkommen hergestellt zu haben“. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht; denn in dem folgenden Briefe, der am 26. März 1816 in Sprickmanns Hände gelangte, giebt sie die Schuld ihres langen Stillschweigens „dem schwachen miserablen Körper, der ihr bis jetzt sogar die kleine, angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagt habe“. Im Herbst 1815 war sie von einer schweren Krankheit befallen. „Ich würde indessen“, bemerkt sie, „weit eher wieder hergestellt worden sein, wenn ich die Kur des vollkommenen Müßigganges recht regelmäßig durchgehalten hätte; aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spazierengehen noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langeweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung, oder die oft zu zügellose Übertretung des ärztlichen Befehls; jetzt bin ich aber beiden zum Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt.“ Den ganzen Winter von 1815 auf 1816 hatte sie das Haus kaum verlassen dürfen; erst in den Februartagen, bei plötzlichem Eintritt einer milden Witterung konnte sie wieder ins Freie. Sie unterbricht ihren Brief, um in den Garten zu eilen. „Soeben komme ich aus dem Garten“, fährt sie zu schreiben fort: „Gott! was für ein herrliches Wetter! vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwül, und die ersten Frühlingboten, Lerchen, Buchfinken, Spreen ꝛc. machen ein Concert, daß

man fast sein eigenes Wort nicht hören kann. Wenn die Wärme verhältnißmäßig so zunehmen will, wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsere Erde könne sich wohl einmal in eine andere Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechtswegen zukam."

Im Verlaufe des Jahres trat in ihrem Befinden eine Besserung ein, aber des Gefühls völliger Gesundheit hat sie sich wohl niemals wieder erfreut. Im Übrigen klagte sie nicht. „Sie können nicht denken", schreibt sie am 8. Februar 1819, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Aeltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene; ich werde besonders seit ich vor 3½ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete." Alles was uns von kleinen Vorfällen aus jener Zeit überliefert ist, insbesondere das Tagebuch der Schwester zeugt in der That von dem glücklichsten Familienleben. Beide Eltern waren höheren geistigen Interessen zugewendet. Annette hat sie in einem späteren Werke so wahr und treffend charakterisiert, daß diese Schilderung hier eine Stelle finden darf. Die Mutter erscheint als die „Königin des Hauses". „Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem kühnsten wohl zu imponieren versteht, und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin ihres Mannes, der eigentlich keinen Willen hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst

angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen, und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen. Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, latein spricht wie deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen [1]."

Man merkt es selbst dieser liebevollen Schilderung an, daß das gebietende Auftreten der Mutter ihre Umgebung zu einiger Vorsicht und Zurückhaltung nötigte. Annette blieb, solange sie lebte, eine an unbedingten Gehorsam gewöhnte Tochter, und bei einer hingebenden, nicht selten innig ausgesprochenen, herzlich erwiderten Liebe hat sie doch eine gewisse Scheu im Verkehr mit der Mutter niemals abgelegt. Ganz ohne Befangenheit konnte sie dagegen ihrem Vater sich eröffnen. Viele ihrer späteren Gedichte lassen erkennen, wie tief das liebevolle, gütige Wesen dieses Mannes ihrem Herzen sich eingeprägt hatte. „Gott segne ihn", heißt

---

[1]) Bei uns zu Lande auf dem Lande, 2. Kapitel.

es in der eben erwähnten Schrift, „alle Stunden seines Lebens; ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer. Ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben, — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen, und doch einem doppelten es fast unmöglich macht. Gar adelig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt; und er hat Mut für drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege geraten war, fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten. . . Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen. . Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Anteil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt: sein erstes Urteil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau wünschen möchte." Weiter schildert

Annette oder in ihrem Namen der fremde Lehnsvetter die Liebhabereien des Herrn, seine Kenntnisse in der Botanik und Naturgeschichte, wie er die wilden Blumen der Umgegend in hübschen Gartenbeeten pflegt, Rosen und Lilien mit wunderbaren Farben ausstattet, den Vögeln nachstellt und das ganze Sängervolk des Landes in einem Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen hinter offenen, mit Draht vergitterten Fenstern versammelt. Alles kann auch von Annettens Vater gelten; nur wenn in der Erzählung der Hausherr sich abends auf dem Klavier in Phantasieen ergeht, würde Herr v. Droste statt dessen wohl zu seinem Lieblingsinstrument, der Geige, gegriffen haben.

Neben der Musik bot die Litteratur ein vorwiegendes Interesse. Die Mutter hatte Neigung und Verständnis schon aus dem elterlichen Hause mitgebracht. Wir finden bemerkt, daß sie Shakespeares „Was ihr wollt“ oder Ifflands „Jäger“ vorliest, oder daß Annette „bei den Blutbuchen im Garten“ ihren Brüdern die „Verwandlungen“ von Zachariä recitiert; zu Weihnachten 1816 wird sie von dem Onkel August durch Müllners „Schuld“, die Schwester durch Calderons „standhaften Prinzen“ erfreut. So fehlte es im Hause nicht an geistiger Anregung, auch nicht an gesellschaftlichem Verkehr, besonders wenn die Familie im Winter in der nahen Landeshauptstadt Wohnung nahm. „Ich bin vor einigen Tagen“, heißt es im März 1816, „auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich jetzt dort aufhält und auch noch wohl einige Zeit bleiben wird. . Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimischen Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urteil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vorteile entschieden hat, und deren Namen ganz Europa kennt, nur eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer

äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bei allen anderen Scenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte (z. B. der alte Flausrock von Voß), und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte, und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterischen Publikums genommen werden [1])." „Sie müssen wissen", setzt sie hinzu, „daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle möglichen Zivil- und Militärbureaus der neuen Provinzen und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Teile des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält." Nach der ersten Besitznahme des Bistums Münster durch Preußen war der Verkehr des einheimischen Adels mit den preußischen Behörden ein sehr beschränkter gewesen; auch nach dem Jahre 1814 dauerte es einige Zeit, bis die verschiedenartigen Elemente sich vermischten. Zu den Familien, die einer Annäherung nicht abgeneigt waren, gehörte die Drostesche. Bezeichnend ist schon die nahe Beziehung zu einem Manne von Sprickmanns Gesinnungen; in den Briefen an diesen Freund erwähnt Annette einen Pumpernickel, welcher durch Vermittelung des Onkels Werner dem General Gneisenau zugehen sollte. Auch die erste Freundin, mit welcher Gleichheit der Neigungen sie verknüpfte, war die höchstgestellte Dame der preußischen Militärverwaltung. „Mir ist die Achtung vieler schätzbaren Menschen zuteil geworden", erzählt sie, „und die Freundschaft einiger lieben, harmoniereichen

---

[1]) Deutsche Rundschau a. a. O. S. 276. Auch das Tagebuch der Schwester bemerkt Februar 1816: „Wir waren einige Male in Münster, wo wir die mimischen Darstellungen der Madame Schütz sahen; die Schütz auch in Emilie Galotti."

Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte; wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen [1])."

Wilhelmine v. Thielmann war die Schwester jener Julie v. Charpentier, welche, als Novalis' zweite Braut bekannt geworden, später dem ungarischen Magnaten Potmanitzki Assot sich vermählte. Sie war am 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen geboren, wo ihr Vater das Amt eines Berghauptmannes und Professors an der Bergakademie bekleidete. Mit ihrem Gatten, dem kommandierenden General des siebenten Armeecorps, bewohnte sie von 1815 bis 1820 den linken Flügel des Schlosses zu Münster, während der Oberpräsident v. Vincke den rechten einnahm. Für Annette faßte sie bald eine Zuneigung, welche den Unterschied der Jahre verschwinden ließ, und es ist bemerkenswert, daß die Dichterin die erste Freundin wie den ersten Freund in Personen gefunden hat, die den Jahren nach ihre Eltern hätten sein können. Ein Sohn der Generalin hat noch in späten Jahren die Beziehungen der Familien Thielmann und Droste aus lebhafter Erinnerung geschildert; Annettens „feine, mittelgroße Gestalt mit den großen,

---

[1]) Annette an Sprickmann 8. Februar 1819. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 224.

hellblauen, fast hervorstehenden Glasaugen und dem goldblonden Haar" war ihm unvergeßlich geblieben [1]). Im Winter erschienen die Fräulein v. Droste in den Sälen des Münsterischen Schlosses als willkommene Gäste; im Sommer bildete Hülshoff den Mittelpunkt eines heiteren Zusammenseins. Das Tagebuch der Schwester erwähnt Besuche der Familie Thielmann Ende August und Ende Oktober 1817. Den letzteren verewigte Annette in einem dramatischen Scherz, welcher den Hofmeister der Thielmannschen Kinder, eine Anzahl junger Adeligen und nicht zum wenigsten die Verfasserin mit ihren gesellschaftlichen Untugenden zur Darstellung brachte [2]). Das Bruchstück, ungefähr 200 Verse, teilt Vorzüge und Mängel mit einem gleich zu erwähnenden Jugenddrama; die Verse, gereimte Trochäen, fließen leicht, die Sprache ist nicht arm an treffenden, zuweilen komischen Ausdrücken, aber an Handlung fehlt es so sehr, daß sich von dem, was eigentlich geschehen soll, nicht einmal eine Vorstellung gewinnen läßt.

---

[1]) Brief Friedrichs v. Thielmann an Schlüter in der 2. Ausg. der Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff, S. 221.

[2]) Annette, die sich verschlafen hat und nicht rechtzeitig mit dem Anzug fertig werden kann, läßt sich durch ihre Schwester bei der Gesellschaft mit folgenden Worten entschuldigen:

„Wenn der hohe Geist sie treibt,
So studiert sie tief und schreibt.
Ob der Dichtung Morgenrot
Denkt sie nicht ans Morgenbrot.
Aber bald wird sie mit Pracht
Der Begeisterung See entsteigen,
Und von der durchwachten Nacht
Ihre roten Augen zeigen."

Später finden sich die öfters, auch in dem Aufsatze „Deutschlands größte Dichterin, eine biographische Reminiscenz von Elise v. Hohenhausen" (Schorers Familienblatt VI, 632), nicht ganz genau angeführten Verse:

„Nenn' sie Hexe und Kokette,
Aber nur nicht kleine Nette."

Einige Verse sind in den „Gesammelten Werken, IV, 173" zum Abdruck gebracht, aber in die Jahre 1827—1830 verlegt.

Über der neuen Verbindung wurden die älteren Freunde, insbesondere die Bökendorfer, nicht vergessen. Beinahe regelmäßig machte Annette den Großeltern im Sommer oder Herbst einen längeren Besuch, mit welchem sich Ausflüge zu den Landsitzen anderer Verwandten: nach Hinnenburg zu den Grafen Asseburg, nach Höxter zu den Wolff-Metternich verbanden. Wenn die Großmutter in dem nahegelegenen, erst kurz vorher zu bedeutendem Ruf gelangten Bade Driburg verweilte, hatte sie gern die geliebte Enkelin an ihrer Seite. So in den Jahren 1818 und 1819; in das erstere Jahr gehört, wenn ich nicht irre, ein für das Verhältnis zwischen Vater und Tochter sehr charakteristischer Brief. „Es ist mir sehr betrübt, Du armer, lieber Papa", schreibt Annette, „daß man Dir meinetwegen soviel Unruhe gemacht, da doch Gottlob nichts an der Sache ist . . Du schreibst mir, ich soll im Oktober herüberkommen; da ich mich aber so durchaus wohl befinde, und die hiesigen Ärzte behaupten, daß gerade die Bergluft dasjenige wäre, wovon ich auf die Dauer meine völlige Genesung erwarten müßte, so wollen die Großeltern noch nichts von abreisen hören. Was mich anbelangt, so thue ich das, was Ihr über mich beschließt, auf jeden Fall mit Freuden . . Ich werde hier so äußerst freundlich und liebevoll behandelt, daß ich nächst Hülshoff hier wohl am liebsten bin; doch richte alles ein, wie du willst, mein liebster Papa, und vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht. Ich denke auch immer daran, aber ein paarmal habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt [1])." Sie erzählt dann von interessanten Bekanntschaften, die sie in Driburg gemacht habe, insbesondere einem Freiherrn v. Knigge, der von seinen Reisen in Asien und Afrika Merkwürdiges zu berichten wußte. Vielleicht stammt aus jener Zeit auch ein Ge-

---

[1]) Gesammelte Werke IV, 258.

dicht, über dessen Entstehung einer ihrer Freunde folgendes mitteilt [1]: Eine arme Frau, durch wiederholte Unglücksfälle in die äußerste Not geraten, wandte sich mit der Bitte um Unterstützung an die Driburger Badegäste. „Kind", sagte die Großmutter, „kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das auf einen Teller gelegt bei den Badegästen die Runde macht?" Annette that es sofort, und die Sammlung hatte den gewünschten Erfolg.

„Die ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick."

Mit dieser Strophe wird die arme Frau redend eingeführt und erzählt dann in schlichten, rührenden Worten, welche von Annettens realistischer Auffassung eine frühe Probe geben, ihre Leidensgeschichte, um mit der Verheißung zu schließen:

„Gott lohn' es, was ihr thut den Kranken,
Und glücklich wird es um euch stehn;
Und kann ich hier mich nicht bedanken,
Kann's wohl im Himmel einst geschehn."

Nicht bloß dies eine Gedicht ist auf den Wunsch der Großmutter entstanden; auch manches geistliche Lied, ja noch mehr „das geistliche Jahr" verdankt einer Anregung von ihrer Seite seine Entstehung. Ehe wir uns jedoch diesem bedeutendsten Jugend-, wenn nicht Lebens-Werke Annettens zuwenden, müssen wir, anknüpfend an früher Gesagtes, über die poetische Thätigkeit der vom Kinde zur Jungfrau herangewachsenen Dichterin noch einiges mitteilen.

---

[1]) Schlüter in den Anmerkungen zu Annettens Briefen S. 225.

Zweites Kapitel.

Jugendwerke.

In dem Briefe an Sprickmann vom 20. Dezember 1814 berichtet Annette: „An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich, es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papiere, wie ich es denke, denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei; aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weitem das mühsamste bei der Sache. Doch kömmt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte; dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmacks gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehne ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenen Urteile und sanften Tadel; denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können?“

Offenbar wurde das Drama noch während Sprickmanns Anwesenheit in Münster begonnen; der Titel lautet: „Bertha, ein Trauerspiel in drei Aufzügen", aber Annette nennt es nicht, sie setzt voraus, daß der Freund es kenne. Genauere Daten giebt das Tagebuch der Schwester. Zum 4. März 1813 bemerkt sie: „Nette schreibt ein Trauerspiel aus meinem Tintenfaß, jetzt ist nur noch der Bodensatz darin." Und zum 11. März: „Annette schrieb den ganzen Tag an ihrem Trauerspiel." Im Frühling folgte dann die schon erwähnte Reise nach Bökendorf, aber im Sommer finden wir die Dichterin wieder in Hülshoff, wo sie am 18. August durch einen Besuch Sprickmanns erfreut wurde. Nach ihrem Brief vom 14. Dezember 1814 zu schließen, hat sie dann die Arbeit, oder vielmehr eine Überarbeitung nach verändertem Plane wieder aufgenommen. Fertig geworden ist das Drama niemals, aber das Manuskript der beiden ersten Akte hat sich erhalten, ein Fragment, bedeutend genug, um eingehende Aufmerksamkeit zu lohnen [1]). Die Handlung spielte ursprünglich in Italien, wohin sie auch dem Inhalte nach am besten paßt; erst später wurden die italienischen Namen durch deutsche ersetzt. Der Reichsgraf Adalbert von Löwenstein, von brennendem Ehrgeiz erfüllt, will den rechtmäßigen Fürsten verdrängen, um selbst den Thron zu besteigen. Auch seine beiden Töchter, Bertha (vormals Blanka) und Cordelia, will er seinem Plane dienstbar machen und deshalb mit mächtigen Adeligen vermählen. Besonderen Wert legt er auf den Beistand eines Grafen Reihersdorf, der schon früher als Bewerber um Bertha aufgetreten, jedoch von ihr abgewiesen war und jetzt als Lohn für seine Mitwirkung abermals ihre Hand verlangt. Cordelia, die jüngere Schwester, ist mit dem ihr bestimmten Bräutigam zufrieden, anders Bertha, die eigentliche Heldin; dadurch schürzen sich,

---

[1]) Gesammelte Werke IV, 383 ff.

nicht ungeschickt verwebt, die beiden Knoten des Stückes. Bertha, welcher augenscheinlich die Gedanken und Empfindungen der Dichterin geliehen wurden, ist Meisterin auf der Harfe; ihr Sinn ist auf die Kunst und das poetisch Ideale gerichtet; vor den Anforderungen des täglichen Lebens scheut sie zurück und noch mehr vor dem Grafen Reihersdorf, nicht allein, weil er boshaft und intrigant ist, sondern weil ihr Herz schon gewählt hat. Sie liebt einen aus der Schweiz hergekommenen Musiker Felsberg, neben ihr die ideale Person des Stückes. Die erste Scene bildet ein Zwiegespräch der beiden Mädchen. Cordelia sucht ihre Schwester der Melancholie zu entreißen, oder wenigstens den Grund derselben zu erfahren; aber Bertha will das Geheimnis nicht verraten, nicht der Schwester, noch weniger ihrer Cousine, der Gräfin Laura, die mit ihrem Vater, dem Minister eben des Fürsten, der entthront werden soll, auf das Schloß des Reichsgrafen gekommen ist. Auch der alten Amme, die jetzt, den Wechsel des Schauplatzes recht deutlich bezeichnend, aus dem nahe bei Hülshoff gelegenen Dorfe Altenberge anlangt, macht sie nur unbestimmte Andeutungen; einzig der Mutter möchte sie sich eröffnen, aber diese weicht ihr aus. So bleibt ihre Neigung selbst für den Leser halb verborgen, denn auch zwischen den beiden Liebenden kommt es in den zwei vollendeten Akten nicht zu einer eigentlichen Erklärung. Felsberg, wie Bertha für den täglichen Verkehr wenig geschickt, unfähig seine Gesinnung zu verheimlichen, verschlimmert seine Lage in dem ihn umgebenden Intriguenspiel. Er weist die Liebeserklärung der Gräfin Laurette in verletzender Weise zurück, stößt auch den Vertrauten des Reichsgrafen, Godowesi, der ihm seine Freundschaft anbietet, von sich und gerät in einen Streit mit dem Grafen Reihersdorf, der, Felsbergs Neigung für Bertha ahnend, den bevorzugten Nebenbuhler den Unterschied des Standes in hochfahrender Weise fühlen läßt. Unterdessen

treten die Verschwörungspläne deutlicher hervor; der Minister, ein edel denkender Staatsmann, der inmitten eines verderbten Hofes rein geblieben ist, sucht seinen Bruder zu beschwichtigen, aber vergebens; der Reichsgraf vertraut sich dem Godowesi, nach dem Personenverzeichnis, seinem Kammerdiener, der aber in dem Stücke zum Bibliothekar befördert wird, einem Menschen, ganz mit den herkömmlichen Eigenschaften italienischer Bösewichter ausgestattet, verschlagen, gewissenlos und treulos, sodaß er auch seinem Herrn schon Schlingen legt. In dem zweiten Akt, dessen äußere Handlung das Vermählungsfest der Gräfin Cordelia bildet, spielen die verschiedenen Intriguen gegen einander, aber zu einem Ergebnis kommt es noch nicht; von dem dritten hat sich nur das Verzeichnis der Scenen erhalten. Man erkennt daraus, daß Felsberg an der Seite seiner Geliebten ermordet wird, von Reihersdorf oder vielleicht gar von Berthas Bruder Ferdinand, mit einem in dem Stücke bedeutungsvoll erwähnten Schwert. Wenig später wird aber auch die Verschwörung entdeckt, und offenbar hat der in der letzten Scene auftretende Kapitän mit der fürstlichen Garde die poetische Gerechtigkeit zu üben. Die Fabel bietet für eine dramatische Entwickelung manchen Vorteil, und man muß mit der Dichterin bedauern, daß sie das Stück nicht gleich im Feuer der ersten Begeisterung zu Ende führte [1]. Die einzelnen Scenen sind freilich nur selten echt dramatisch; nur zu oft ergehen sich die Personen in endlosen Reden, ohne die Handlung zu fördern, aber was sie sagen, könnte zuweilen nach Inhalt und Ausdruck einem bedeutenden Dichter zur Ehre gereichen. Die Verse sind von leichtem Fluß, kräftig, wohlklingend; offenbar hat Schiller für die Behandlung als Muster gedient, auch darin, daß in die reimlosen Jamben bei

---

[1] Annette an Sprickmann 8. Februar 1819. Deutsche Rundschau a. a. O. 222.

bedeutenden Stellen oder beim Schluß einer Rede gereimte Verse sich einreihen. Zwei Lieder, von Bertha zur Harfe gesungen, sind von einem Wohlklang, den die Dichterin in späterer Zeit nur selten wieder erreichte. Gleich das Anfangsgedicht: „Am hellen Gewässer der spiegelnden Flut, da steht eine freundliche Hütte", erinnert bestimmt an ein Gedicht von Heine, ohne daß doch die Entstehungszeit die Annahme einer Nachbildung gestattete. Die Auffassung der Welt und des Lebens, die Feinheit der Beobachtungen verraten zuweilen den Scharfblick eines völlig gereiften Geistes; anderes ist von einer kindlichen, man möchte sagen kindischen Naivetät. Man wird an den achtjährigen Mozart erinnert, der, während seine tiefsinnigen Phantasieen die Bewunderung eines Kenners erregten, plötzlich vom Klavier aufsprang, um einer in das Zimmer kommenden Katze nachzujagen. Den Anstalten zur Vermählungsfeier, insbesondere einem von Felsberg angeordneten Feuerwerk, ist eine weit übertriebene Wichtigkeit beigelegt, die sie wohl nur einer kindlichen Erinnerung verdanken. Besonders günstige Wirkung erwarten die Verschwörer von der Unzufriedenheit in der Residenz, hervorgerufen durch ein Edikt, daß die kleinen Kinder nicht ohne Aufsicht vor den Hausthüren in den Sonnenschein gesetzt werden sollen; möglich, daß der Bürgermeister in einem benachbarten Dorf etwas dieser Art verordnet hatte. Immer zeugt das Werk von einer früh entwickelten poetischen Gestaltungskraft, zugleich eröffnet es einen tiefen Einblick in das Seelenleben der Dichterin. In manche Scenen hat Annette offenbar soviel von ihrem eigensten Selbst hineingelegt, in dem Dialog mit der Amme sind die Verhältnisse so ganz aus dem Leben gegriffen, daß notwendig die Frage sich aufdrängt, wo ist die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung? Wahrheit dürfen wir da erkennen, wo die Äußerungen der Heldin mit den Briefen an Sprickmann übereinstimmen, und das ist nicht selten

der Fall. Hier wie dort zeigt sich das Gefühl einer unzulänglichen, unbefriedigten Existenz, einer Sehnsucht nach dem Fernen, Unerreichbaren, ein Zurückziehen aus der Welt in das Reich des Ideals und eine unbegrenzte Liebe für die Kunst. In dem Drama bittet Cordelia die Schwester:

„O, sieh mich nicht mit diesem Blicke an,
Dem stillen, trüben, der das Herz mir engt.
Zwar nimmer war so heiter dein Gemüt
Wie meins, das keine bange Sorge kennt
Und nur im Kreise holder Häuslichkeit
Für sich und seine stillen Pflichten lebt.
Doch wie seit ein'gen Wochen ernst und düster,
So sah ich nimmer deinen scharfen Blick.
Im Winkel trauert einsam dein Geweb',
Nicht mehr gefördert von der fleiß'gen Hand,
Und stundenlang wallst einsam du umher
Im sonn'gen Garten, setzest dann dich nieder,
Schaust unbeweglich auf den Boden hin,
Als wolltest du die Körner Sandes zählen,
Und spielest mit den Fingern, seufzest tief . . ."

Aber wenn sie dann weiter rät, Bertha möge, um die trüben Gedanken zu verscheuchen, zur Nadel greifen, damit unter ihr ein schönes Bild „entblühe", so antwortet Bertha:

„Sind deine seid'nen Fäden stark genug,
Aus finst'rem Bergschacht den versunk'nen Schatz
Hinauf ans helle Tageslicht zu ziehn?
O Cordchen, was dem einen wohlthut, senkt
Den andern tiefer in die Schwermut hin.
Bei deinem farbigen Gewebe kann
Ich keine Ruhe finden; ganz allein
In meinem stillen Träumen liegt mein Glück."

Und wenn dann die Mutter sie ermahnt, sie solle nicht in wilder Schwärmerei den trunknen Geist in eine fremde, phantastische Welt versetzen, denn kalt und schaurig werde die Wirklichkeit den schönen Traum dereinst verscheuchen, so lautet die Erwiderung:

„O, so laßt mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben erst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufriednen Geist —
Die schafft er nicht; denn ruhlos ist das Leben.
Doch wer, des Glückes Liebling, sich vermählt
Der Dichtung hellen Flor, der schauet fern
Und dunkel nur der Menschheit Kummer;
Mit gold'gem Glanze schmückt sich ihm die Lust
Des Daseins. (Feurig:) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeist'rung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht aus von ihr, ist der Begeist'rung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht sich durch die Macht des Gegners blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren Händen."

Der ganze Trübsinn ihres Gemüts offenbart sich, wenn sie der alten Amme auf deren Klage um den frühen Tod des gleichzeitig mit Bertha geborenen Söhnchens erwidert:

„Sei nicht
So traurig, gute Mutter, vielem Schmerz
Bei karger, kurzer Lust ist er entgangen.
O, ruhte in der Gruft ich, oder auch
An deiner Brust, ein zart, unmündig Kind,
Des eignen Thuns mir unbewußt, da wär'
Ich vielem Leid entfloh'n. . .
Ach, ein schwach, kaum atmend Kind,
Sah ich das Licht, und nur voll Trauer schauten
Die Freunde mich; denn nicht, so wähnten sie,
Sei für das Leben ich geboren, nur
Durch schnellen Tod der Eltern kurze Lust
Zu stören; o, ein bang weissagend Bild
Des künft'gen Lebens; Schmerz verbreiten und
Erdulden ist mein Los hienieden."

Nur zu oft begegnet man in den Briefen an Sprickmann einer ähnlichen Seelenstimmung. Dem Briefe aus dem März

1816 ist das folgende Gedicht beigefügt, das Annette einige Wochen früher verfertigt hatte, und von dem sie bemerkt: „es malt vollkommen den damaligen und auch den jetzigen Zustand meiner Seele.“

Unruhe.

Laß uns hier ein wenig ruhn am Strande,
Foibos' Strahlen spielen auf dem Meere;
Siehst du dort der Wimpel weiße Heere,
Reis'ge Schiffe ziehn zum fernen Lande?

Ach wie ist's erhebend, sich zu freuen
An des Ozeans Unendlichkeit!
Kein Gedanke mehr an Maß und Räume
Ist ein Ziel gesteckt für uns're Träume;
Ihn zu wähnen dürfen wir nicht scheuen
Unermeßlich wie die Ewigkeit.

Wer hat ergründet des Meeres Grenzen,
Wie fern die schäumende Woge es treibt?
Wer seine Tiefe,
Wenn mutlos kehret
Des Senkbleis Schwere,
Im wilden Meere
Des Ankers Rettung vergeblich bleibt?

Möchtest du nicht mit den wogenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?
O ich möchte wie ein Vogel fliehen,
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen,
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme widerhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flücht'ge Bahn.

Und noch weiter, endlos, ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei, —
O das pocht, das glüht in meiner Brust.
Rastlos treibt's mich um im engen Leben
Und zu Boden drücken Raum und Zeit;
Freiheit heißt der Seele banges Streben,
Und im Busen tönt's Unendlichkeit.

Stille, stille, mein thörichtes Herz!
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen,
Mit der Unmöglichkeit hadernde Thränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz?

So manche Lust kann ja die Erde geben,
So liebe Freuden jeden Augenblick.
Dort stille, Herz, dein glühend heißes Beben,
Es giebt des Holden ja soviel im Leben,
So süße Lust, und ach, so seltnes Glück.

Denn selten nur genießt der Mensch die Freuden,
Die ihn umblühn, sie schwinden ungefühlt,
Sei ruhig, Herz, und lerne dich bescheiden;
Giebt Foibos' heller Strahl dir keine Freuden,
Der freundlich schimmernd auf der Welle spielt?

Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Hier zu weilen, Freund, es thut nicht wohl;
Meine Träume drücken schwer mich nieder,
Aus der Ferne klingts wie Heimatslieder,
Und die alte Unruh naht sich wieder, —
Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Wandrer auf den Wogen, fahret wohl!

Fesseln will man uns am eignen Herde,
Uns're Sehnsucht nennt man Wahn und Traum,
Und das Herz, dies kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum!

Noch merkwürdiger ist das Geständnis in dem Briefe vom 8. Februar 1819. „O mein Sprickmann“, schreibt sie, „ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen, denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich, darüber kann ich mich selber nicht täuschen. Ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein, nein, Sprickmann, es ist wahrhaftig kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Thörin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus

Büchern und Romanen geholt, wie ein jeder glauben würde . . . es hat immer in mir gelegen.“ Sie schildert dann die Empfindungen ihrer frühesten Kindheit in den Worten, die wir früher (S. 7) mitteilten, und fährt fort: „Ich schreibe Ihnen diese unbedeutenden Dinge nur, um Sie zu überzeugen, daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe, durchaus in mir selbst liegt und durch keine äußern Dinge hereingebracht ist; auf die Weise werde ich Ihnen nicht ganz so lächerlich scheinen, mein lieber, nachsichtsvoller Freund. Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott aufgelegt hat, ist doch immer nicht so schlimm, wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen . . Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie soviel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eins von ihnen auf eine schmerzlich süße Weise aufgeregt würde . . Entfernte Länder, große, interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke u. dgl. m. haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohl geht; und selbst, wenn tagelang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, seh ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas anderes zu richten, vor mir vorüberziehen und oft mit so lebhaften an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist imstande, mir die Thränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte

Art davon zu reden, o mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts anderes denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und viel erzählen hören, aber sie wohnen nun mal nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen, und die mir oft gar nicht gefallen haben! So habe ich z. B. in meinem ohngefähr 14. Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Turme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerlicher Turm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbigte, verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist wie der Turm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wiederzusehn: wenn das nicht Tollheit ist, so giebt's doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche vom Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und da auch wirklich dort alles meinen Wünschen zuvorkömmt. Sagen Sie! was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden?"

Geständnisse solcher Art könnten gerade aus Annettens Feder befremden; gaben doch ihre äußeren Verhältnisse, wie sie selbst anerkennt, zur Klage keinen Grund. Aber nur zu häufig fühlen sich geistig begabte Menschen, wenn sie die Schwelle eines reiferen Alters überschreiten, unter dem Druck eines selbstquälerischen Unbehagens. Wünsche und Hoffnungen, die während der Kindheit sich ins Grenzenlose erstreckten, finden sich den Anforderungen des wirklichen Lebens gegenüber gehemmt und getäuscht. In dem Widerstreit, der dann zu entstehen pflegt, erlahmen die Schwachen, die, welche der Leidenschaft folgen, werden dem Abgrund zugeführt; nur, wer sich selbst beherrscht, wird auch der Verhältnisse Herr. Was ist begreiflicher, als daß eine an- und aufgeregte Natur wie Annette von Bedrängnissen solcher Art nicht verschont blieb? Trat doch bereits in ihrer Umgebung manches hervor, was einem Geiste wie dem ihrigen als unbequeme Schranke sich darstellte. In dem späteren Werke „Bei uns zu Lande auf dem Lande" erkennt man die Züge der Verfasserin nicht bloß in der Schilderung des „Fräuleins Sophie"; auch dem fremden, protestantischen Vetter, der halbbewundernd und angezogen, halb skeptisch und spöttisch den westfälischen Zuständen gegenübersteht, hat sie viel von ihren eigenen Gedanken geliehen. Man braucht sich nur die Elemente, welche in jener Schrift der reiferen Jahre zu einer schönen Klarheit sich läuterten, noch in Gärung und Unruhe zu denken, um wenigstens einen Teil des Kampfes vor Augen zu haben, den die Dichterin in ihren Jugendjahren durchleben mußte, den die Briefe an Sprickmann andeuten, und den das Drama zum vollen Ausdruck bringt.

Aber bei aller Übereinstimmung finden wir in dem Drama ein Motiv, das die Briefe nicht einmal ahnen lassen. Den eigentlichen Kern der Handlung bildet offenbar die unglückliche Liebe der Heldin. Die politische Aktion tritt dagegen zurück, und

man erkennt, so oft davon die Rede ist, daß die Dichterin etwas ihrem Wesen Fremdes, wenn nicht Gleichgültiges zur Darstellung bringt. Hat sie in der Liebe Berthas etwas Selbsterlebtes geschildert? ist die trübe Seelenstimmung, die in dem Drama und einigemale in den Briefen an Sprickmann zutage tritt, durch eine schmerzliche Erfahrung früher Jahre hervorgerufen? Diese Frage wird besonders nahegelegt durch den Umstand, daß unter allen von Annette veröffentlichten Gedichten nicht ein einziges ganz unzweifelhaft der mächtigsten Regung des menschlichen und besonders des Dichterherzens gewidmet ist. Hat sie wirklich niemals Liebe empfunden, sie, die von sich selber sagt, „daß jede Erdenlust sie vor andern glühend berühre?“ [1]). Ich kann es nicht für wahrscheinlich, und falls es wahr wäre, nicht für ein besonderes Lob halten. Aber wenn Dichter, welche die innersten Neigungen ihres Herzens offen oder kaum verhüllt auf den großen Markt der Litteratur tragen, damit auch dem Litterarhistoriker das Recht geben, den Quellen bis zu ihrem ersten Ursprunge nachzuforschen, so empfindet man Scheu, in ein Geheimnis einzudringen, über das die Dichterin selbst einen Schleier geworfen hat. Schücking erzählt, ein junger Arzt habe ihre Neigung gewonnen, aber Annettens Pietät habe es ihr unmöglich gemacht, sich gegen bestehende Schranken aufzulehnen und mit den Ihrigen sich in Widerspruch zu setzen. Auch von anderer Seite wird mir bestätigt, daß Annette in früher Jugend nicht ohne schmerzlichen Kampf einer entschiedenen Neigung entsagen mußte. Dies würde zudem für jene auffällige Zurückhaltung in ihren lyrischen Erzeugnissen die Erklärung bieten; denn es wäre begreiflich genug, wenn das Herz der Dichterin nach einer solchen Leidensprobe sich für lange Zeit verschlossen und am wenigsten einem Fremden den Einblick gestattet hätte.

---

[1]) Geistliches Jahr: Am Feste Mariä Lichtmeß.

Ich wiederhole, vollkommene Aufklärung vermag und versuche ich nicht zu geben; unzweifelhaft war aber die Dichterin von dem Gedanken an eine unglückliche Liebe dauernd erfüllt. Denn auch in dem zunächst und in rascher Folge entstehenden Werke, dem „Walther", kehrt das Hauptmotiv des Dramas wieder. In einem Briefe an Sprickmann vom 27. Oktober 1818 entschuldigt Annette ihr langes Stillschweigen dadurch, daß sie „in diesem Jahre ein Gedicht in sechs Gesängen geschrieben habe, dem eine nicht zu wohl ausgesonnene Rittergeschichte zugrunde liege, das ihr aber in der Ausführung ziemlich gelungen scheine." „Dies wollte ich Ihnen", setzt sie hinzu, „nun schicken, sobald es fertig wär', konnte aber nicht sobald damit zustande kommen, weil ich im vorigen Jahre sehr an einem Kopfschmerz gelitten habe, der äußerst nachteilig auf die Augen wirkte . . Ich habe nie einen halben Gesang ununterbrochen schreiben können, ohne einen kleinen Anfall zu spüren. Obschon die Gesänge nicht sehr lang sind, und ich im ganzen nicht so sehr langsam arbeite, so hat dies kleine Werk doch so oft und lange Feiertag gehalten, daß mir beinahe das ganze Jahr darüber hingegangen ist; und je näher ich zum Ziel kam, je weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen einen Brief ohne diese Einlage zu schicken. Das ist aber alles nur ein optisches Blendwerk, wodurch meine Trägheit niederträchtigerweise meine bessere Überzeugung um ihr gutes Gewissen gebracht hat; denn es mußte mir nach den ersten Gesängen schon deutlich sein, daß das Ding in meiner damaligen Lage so schnell nicht ging, und so hätte ich auf jeden Fall meine Brieftaube müssen fliegen lassen . . Dieser Brief ist eigentlich auch noch nicht der rechte, sondern nur ein Vorreiter zu dem folgenden; denn obgleich das Gedicht jetzt fertig ist, so ist es doch noch nicht abgeschrieben und das kann auch jetzt nicht mehr geschehen." Erst am 8. Februar 1819 konnte die Sendung erfolgen; da Annette an ent-

zündeten Augen litt, wurde die Reinschrift von ihrer Schwester besorgt.

Der Walther ist das erste größere Werk, welches Annette zu Ende führte: eine Rittergeschichte, wie sie damals mit Vorliebe in Prosa und Versen verfaßt wurden. In dem ersten Gesang, dem kürzesten und zugleich dem besten, wird ein jugendlicher Einsiedler vorgeführt, der sich gewaltsam, aber immer vergebens bemüht, die Erinnerung an traurige Schicksale und eine verlorene Geliebte zu ersticken. Zur Erklärung seiner Lage und seines Thuns sollen die folgenden Gesänge dienen. Von diesen erzählt aber der nächste viel zu ausführlich nur von den Eltern des Helden, von der schönen, sanftmütigen Theatilde, die dem starken und grausamen Ritter Alhart — der Name kehrt in der Drosteschen Ahnentafel häufig wieder — die Hand reicht, dann im Gram über die Gewaltthaten ihres Mannes sich verzehrt und nach der Geburt eines Sohnes ins Grab sinkt. Erst mit dem Anfange des dritten Gesanges beginnt die eigentliche Geschichte mit einer lebendig beschriebenen Jagd, welche dem jungen Ritter Gelegenheit bietet, seine Stärke und Kühnheit zu beweisen. Dabei verliert er aber sein Herz an ein fremdes Mädchen, das er schlafend im Walde findet und gegen die Roheit seiner Genossen schützt. Am Morgen darauf findet er auch den Weg in ihre einsame, rebenumrankte Waldhütte, vernimmt von ihrem Vater dessen sonderbare Schicksale und kehrt ganz von Liebe durchdrungen in das Schloß zurück. Zu derselben Zeit trifft aber ein Jugendgefährte Alharts mit seiner Pflegetochter ein, und bald sieht sich Walther durch den Wunsch seines Vaters, ihn mit der stolzen, herzlosen und gefallsüchtigen Cäcilie zu verbinden, in den schmerzlichsten Zustand versetzt. Ein Kreuzzug gewährt erwünschte Frist, aber kaum sind die rückkehrenden Sieger in der rheinischen Burg festlich bewillkommnet, so tritt auch der alte Zwiespalt wieder hervor. Eine

Zusammenkunft der Liebenden wird der boshaften Nebenbuhlerin verraten, Walther sieht die Geliebte vor seinen Augen durchbohrt, er wird selbst in den Kerker geworfen, und wenn auch der Tod des Vaters ihm die Freiheit wiedergiebt, so ist doch seine Lebensfreude für immer dahin. Alles, was er besitzt, verteilt er zur Sühne für die Übelthaten des Vaters und begräbt sich und seinen Schmerz im Walde in der Hütte eines Einsiedlers.

Das Jahr 1818, das 22. der Dichterin, haben wir als die Abfassungszeit des Gedichtes zu betrachten. Sie hat es der Mutter gewidmet, und diese scheint das jugendliche Erzeugnis mit gerechtem Stolz aufgenommen und der Kenntnis befreundeter Familien nicht vorenthalten zu haben. In der ergötzlichsten Weise schildert Annette in dem Briefe vom 8. Februar 1819 die verschiedenartigen Urteile, welche das Gedicht von zahlreichen, mehr wohlmeinenden, als befähigten Rezensenten erfahren mußte. „Ich bitte Sie recht von Herzen, lieber Sprickmann", heißt es, „schreiben Sie mir doch recht deutlich und aufrichtig über das kleine Werk, nicht allein über offenbare Fehler, sondern was Ihnen nur immer unbehaglich daran auffällt und noch verbesserns wert scheint. Ich habe zwar schon soviel darüber reden hören, und jeder klug sein wollende sitzt zu Gericht (denn meine Mutter, die das erste Exemplar bekommen hat, wie Sie aus der Zueignung sehen, liest es zuweilen zu meinem großen Leide ihren Bekannten vor und sehr oft Menschen, von denen ich voraus weiß, daß sie recht viel Ungeschicktes darüber sagen werden) und hat ein neues Lob und einen neuen Tadel, und ich weiß oft nicht, worüber ich mich am meisten ärgere. Was das Lob anbelangt, so habe ich schon recht an mich halten müssen, um manche unbedeutende und eben passable Stellen nicht auszustreichen, die mir durch unpassendes Lob ganz und gar zuwider geworden sind. So kam z. B. ein gewisser Herr, dem mein Gedicht auch nicht durch

mich zur Beurteilung vorgelegt worden war, immer darauf zurück: die schönste Stelle im ganzen Gedicht sei [2. Gesang 3. Strophe 3. Zeile]: „Es rauscht der Speer, es stampfte wild das Roß", und erst durch sein vieles Reden wurde mir offenbar, wie dieser Ausdruck so gewöhnlich und oft gebraucht und beinah die schlechteste Stelle im ganzen Buche ist. Dieser Herr hörte auch gar nicht davon auf, sondern sagte während des Tages mehrmal, wie in Entzückung verloren: „Es rauscht der Speer, es 2c. 2c.", wozu er auch wohl leise mit dem Fuße stampfte. Ich mußte endlich aus dem Zimmer gehen. Wie ich vor einer Woche in Münster bin, begegnet mir der Unglücksvogel auf der Straße, hält mich sogleich an und sagt sehr freudig freundlich: ‚Nun Fräulein Nettchen, wie geht's? was macht die Muse? Giebt sie Ihnen noch bisweilen so hübsche Sächelchen in die Gedanken wie das Gedichtchen von neulich? Ja das muß ich Ihnen sagen, das ist 'n niedlich Ding; was für 'ne Kraft bisweilen: »Es rauscht der Speer, es stampfte wild das Roß.«' — Ich machte mich sobald wie möglich los und lachte ganz unmäßig; ich hätte aber ebenso gut weinen können. Sehen Sie, mein Freund, und so geht's mir oft. Von der andern Seite würde ich mir wenig daraus machen, mein Gedicht oft auf die albernste und verkehrteste Weise tadeln zu hören, wenn ich nicht dabei gezwungen wäre, zu thun, als ob ich ihre Bemerkungen ganz richtig fände, ein freundliches Gesicht zu machen und ihnen vielleicht noch für ihre Aufrichtigkeit zu danken. Aber wenn ich oft Stellen, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den bessern gehören, als dunkel, unverständlich 2c. 2c. schelten höre und dagegen die schlechtesten, seichtesten, eben weil nur jeder gut und klug genug ist, um sie ganz zu verstehen und [zu] empfinden, loben höre und soll alsdann noch die oben benannten freundlichen Grimassen dazu schneiden — das ist zu arg! und mit Stillschweigen oder einer Verbeugung kann ich es nicht ab-

machen; dann bin ich hochmütig. (Daß die ungeschickten Lober und Tadler die nämlichen Personen sind, versteht sich von selbst; nur einige wenige genügsame Seelen halten sich ausschließlich zu den erstern.) Nur zwei- oder dreimal bin ich zu meiner Freude mit einem bloßen ‚recht schön!‘ abgefertigt worden, sonst ist [es] jedesmal, wenn ich das Gedicht in die Stube schickte, (denn ich hebe es selbst auf, obschon es meiner Mutter gehört, und bin also gezwungen, mein liebes Kind jedesmal selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern) so gut, als ob ich auf ein Dutzend Kritiken pränumerierte; denn fast niemand kann der Versuchung widerstehen, sich durch irgend eine Verbesserung als einen denkenden, feinen Kopf zu charakterisieren.“

„Mein lieber, geliebter Freund! ich weiß, daß ich Ihnen dies alles schreiben kann, ohne daß Sie deshalb auf den Argwohn geraten, als könne ich keinen Tadel vertragen. Sie wissen, wie sehr nachsichtig ich sonst hierin war, fast zu nachsichtig, denn aller und jeder Tadel war mir lieb, wenn auch von den albernsten Menschen: Ich hatte den Grundsatz, daß ein fremdes Auge immer und jedesmal schärfer sehe, wie eins, was durch Eigenliebe bestochen und durch das öftere Überdenken und Überlesen des Geschriebenen gegen die Härten und Unrichtigkeiten darin gleichsam abgestumpft worden wäre, und nicht selten opferte ich meine bessere Überzeugung. Noch jetzt ist mir ein vernünftiger, wohlmeinender Tadel sehr wert, aber auch nur der; von meinem Sprickmann z. B. würde es mich sehr, sehr kränken, wenn er mir einen seiner Gedanken über meine Arbeit verschwieg oder bemäntelte. Ach! Sie wissen nicht, mein Freund, wie süß und lieb mir jedes Ihrer Worte ist; ich könnte und möchte mich Ihrem Urteil blindlings unterwerfen und würde es für die größte Grausamkeit halten, wenn Sie mich aus übergroßer Güte verleiteten, etwas stehen zu lassen, was Ihnen mißfiel und mich nachher gereute. Sonderbar ist es,

daß selbst von denen, deren Urteil ich selber wünschte und mir ausbat, keiner dem andern gleich geurteilt hat; ich will Ihnen einige Proben davon hinsetzen, damit Sie mich darüber berichtigen können, wenn Sie so gut sein wollen. Einer sagte z. B., ‚der erste Gesang sei zu gedehnt'; ein anderer, ‚der erste Gesang habe viel Ähnlichkeit mit den Templern von [Zacharias] Werner' (das kann sein, aber ich bin unschuldig daran, ich kenne die Templer nicht); wieder ein anderer, ‚der zweite Gesang sei zu dürftig und zauberisch und habe durchaus das Gediegene der übrigen nicht'. (Ich muß Ihnen auch sagen, daß anfangs im zweiten Gesange der alte Ritter sich selber vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubt genug gethan zu haben; meine Mutter fand das anstößig, ich mußte also zwei Strophen herausnehmen und zwei andere dafür einflicken; ich will Ihnen jedoch die beiden ausgesetzten Kinder kopieren und über die eingeflickten Strophen stecken, dann schreiben Sie mir wohl, ob Ihnen das alte oder das neue besser gefällt.) Ein anderer sagte, ‚wenn der Alte sich vergifte, so könne er nicht feierlich begraben werden, wenigstens in damaligen Zeiten nicht', wieder ein anderer, ‚der dritte Gesang treibe sich zuviel in den Jagdgeschichten herum', wieder, ‚der Alte im dritten Gesang (Vater der Alba) sei zu phantastisch geraten'. Über die drei letzten Gesänge ist mir weniger gesagt worden; diese trifft gewöhnlich nur ein Tadel mit, der das Ganze trifft, z. B. ‚die Übergänge seien zu grell, es scheine, als habe ich mich zu sehr in ein Bild vertieft, nicht davon loskommen können und deshalb oft plötzlich abgebrochen' ꝛc. Dies sind ungefähr die Urteile, die ich von vernünftigen Leuten habe zu hören bekommen; ist es aber nicht sonderbar, daß ein jeder nur eins von allen diesen gesagt hat und, wenn ich ihm die übrigen Urteile vorlegte, keins davon begreifen konnte und wollte? Und es waren doch alle fünf denkende, geschmackvolle

Leute. Daß ich von diesen Urteilen das eine mehr als das andere richtig finde, versteht sich von selbst; aber ich möchte Ihnen nicht gern vorgreifen und verlasse mich auf Ihr Gefühl weit mehr wie auf das meinige, da ich doch noch immer der Meinung bin, daß man sich an seinen eigenen Werken endlich dumm liest und korrigiert, sodaß man nicht mehr schwarz und weiß untereinander kennt."

Gern erführe man, was Sprickmann auf diese lange Herzensergießung geantwortet hat. Wenigstens ein Viertel aller Strophen konnte ihm Anlaß zu berechtigten Ausstellungen geben, aber bei zahlreichen andern mußte er sich wahrscheinlich gestehen, daß ihm Verse von soviel Kraft und Wohllaut niemals gelungen seien. Die Handlung ist, wie man sieht, von der einfachsten Art, auch die Personen zeigen meistens nur die verschwimmenden Umrisse der damaligen Romantik. Bloß schematische Figuren darf man sie aber doch nicht nennen; in einzelnen Zügen tritt schon das später so entschiedene Talent der Dichterin für Charakteristik hervor. Auch darin erweist sich ihre Selbständigkeit, daß am Schlusse die so nahe liegende moralische Nutzanwendung unterbleibt. Der Ritter findet als Einsiedler keine Ruhe; er kann die verlorne Liebe nicht vergessen, und die Schilderung seines Zustandes, mit welcher das Gedicht den Anfang nimmt, zeigt ein ganz individuelles Gepräge.

Bei der Beurteilung des einzelnen muß man sich erinnern, daß das Gedicht niemals die letzte Feile erhielt, welche einem litterarischen Erzeugnis unmittelbar vor dem Druck zugute zu kommen pflegt. Eine Überarbeitung hätte mit geringer Mühe vieles verbessern und, wenn nicht ein bedeutendes Kunstwerk, doch eine durch sich selbst wertvolle Leistung hervorbringen können. Man begreift, daß Annette das Jugendwerk nicht veröffentlichen wollte, besonders in späterer Zeit, als sie ihren Stil, ihre Auffassungsweise völlig verändert hatte; aber man begreift auch,

daß sie ihm immer eine gewisse Vorliebe bewahrte. Nach Verlauf von fünfzehn Jahren erteilt sie ihm in einem Briefe an ihren Freund Schlüter das strenge, aber nicht ungerechte Zeugnis, „es sei im ganzen sehr mißglückt und matt, im einzelnen aber nicht immer“ [1]).

Kaum war der „Walther“ beendigt, als Annette schon einem neuen Werke sich zuwandte. Das unvollendete Drama reizte sie nicht mehr. „Was mein damals angefangenes Trauerspiel anbelangt“, schreibt sie am 8. Februar 1819 an Sprickmann, „so habe ich es noch fortgesetzt bis zum dritten Akt; dann blieb es liegen, und jetzt wird es wohl auch ferner liegen bleiben. Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen, aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in damaliger Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegenteil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl so übel nicht geworden; aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe . . . Ich möchte mich jetzt einmal in Prosa versuchen, und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst; aber, du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? denn ihr Name ist Legion. Ich hatte seit 1½ bis 2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die Kommerzien standen, und hatte mir also schon einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, sodaß außer dem Niederschreiben nicht viel mehr fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Konstitution auf; ich hatte die Idee

---

[1]) Annette an Schlüter 2. Jan. 1835, a. a. O. S. 24.

mit Liebe und Wärme überdacht, und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen sein würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fordern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neuesten Sachen. Gleich zu Anfang „3 Novellen", wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand wie die meinige, das frappierte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz, ich merke bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten geraten bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldin weder magnetisierte, noch magnetisiert wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, da hingegen den Heldinnen der Lesebibliothek eben dazu, oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit erteilt war. Denn diesem großen, unbegreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Rind muß seine ersten Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber nun unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die ihr zwar in der Hauptendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdrösse, so wollte ich viel lieber meine Novelle niederschreiben. Ich würde sie überhaupt nicht liegen lassen, wenn ich schon angefangen hätte, zu schreiben, aber da das ganze Ding nur noch eine Idee ist, so dünkt mich, es ist besser, ich gehe weiter und suche mir einen anderen Stoff, wenn ich nur einen finden kann, der nicht so ganz und gar ausgedroschen ist." Ob Sprickmann sie gebeten hat, die Novelle aufzuschreiben? In ihrem Nachlaß findet sich aus der Jugendzeit ein umfangreiches Manuskript, offenbar der erste Teil der hier bezeichneten Novelle, mit dem Titel „Ledwina" [1]). Den Anfang bildet ein gewiß selbst er-

[1]) Gesammelte Werke IV, 491—538.

lebtes, mehr lächerliches als schreckliches Abenteuer: Die Heldin Ledwina wird auf einem Spaziergange durch einen Fleischerhund in einen Fluß getrieben, holt sich nasse Füße und trocknet sie bei einer ihr bekannten, in der Nähe wohnenden Bäuerin. Ins Schloß zurückgekehrt, findet sie die Mutter, den Bruder Karl und die wenig jüngere Schwester Therese in aufgeregtem Gespräch; sie hört, daß ein Universitätsfreund des Bruders, Graf Hollberg, demnächst einen Besuch abstatten werde. Ohne die Handlung zu fördern, dauern die Reden fort, bis man entdeckt, daß Ledwina noch an nassen Füßen leide, weshalb sie von der Mutter zu Bett geschickt, von der Schwester mit Thee getränkt und dabei von einem Herzensgeheimnis näher unterrichtet wird. In der Nacht, aus schweren Träumen erwachend, läßt sie sich durch hellen Mondschein ans Fenster locken und gewahrt am jenseitigen Ufer des Flusses einen Reiter, dem ein Führer eine Laterne vorträgt. Da verfinstert ein rasch aufsteigendes Gewitter den Mond. Ledwina hört einen klatschenden Fall, ein Hülfegeschrei, und bald vernimmt man, daß der Reiter samt dem Führer in den Fluß gestürzt, daß der eine von seinem Pferd durch das Wasser getragen, der andere aber, der Sohn der zu Anfang erwähnten Bäuerin, in den Wellen verschwunden sei. Der Reiter ist, wie zu denken, der erwartete Gast; er bietet in der Nacht alles zur Rettung des Verschwundenen auf, und am andern Morgen, als die Gesellschaft, ernst gestimmt, sich um den Frühstückstisch versammelt, übermannt ihn die Erinnerung an das Vorgekommene dermaßen, daß er an einem Nervenfieber erkrankt, wobei man erfährt, daß er, wie Ledwina, auch an einem Bluthusten leide. Während er zu Bett liegt, geht Ledwina ihren trüben Gedanken nach, begegnet am Flusse der Mutter des Ertrunkenen und sieht seine noch einmal aufflammende, dann rasch erlöschende Laterne an einer Weide über dem Strome hängen. Unterdessen werden die Be-

wohner des Schlosses durch den lärmenden Besuch einer benachbarten Familie überrascht. Lange Gespräche, mit denen die mehr und mehr anwachsende Gesellschaft den Tag füllt, füllen auch eine beträchtliche Zahl von Seiten, und den Schluß des Bruchstückes bildet gleichfalls eine zärtlich-wehmütige Unterhaltung der beiden Schwestern über den mühsam ertragenen Besuch und ihr künftiges Lebensschicksal. Von dem, was folgen soll, ist wenig vorauszusehen, vielleicht ein Liebesverhältnis zwischen Ledwina und dem Grafen, das der Tod zum Abschluß bringt, und ein anderes zwischen Therese und einem Freunde des Grafen, welches glücklicher enden könnte. Aber die Knoten sind erst leise geschürzt, und um sie zusammenzuziehen und wieder zu lösen, hätte Annette, wenn sie nicht rascher vorgehen wollte, eines nicht zu überwältigenden Maßes von Zeit und Raum bedurft.

Es ist nicht bloß meine Schuld, wenn die Darstellung dieses Planes kein Verlangen erregt, die Ausführung vor Augen zu sehen. Die Komposition des Ganzen ist verfehlt und im Vergleich zum „Walther“ ein Rückschritt. Tritt man aber an das einzelne heran, so zeigt sich ein bei einem jungen Mädchen wahrhaft staunenswürdiges Talent. Die Prosa ist durchweg mustergültig, der Ausdruck originell, wenn auch an die besten Vorbilder erinnernd; denn in einzelnen Sätzen glaubt man den Wohllaut Goethescher Perioden, in anderen die scharfe, jedes Wort betonende Ausdrucksweise der Novellen von Kleist, in andern endlich die Innigkeit, den Duft und die zarten Farben von Novalis wiederzufinden; ja man könnte aus dem, was vorliegt, eine Blütenlese anmutiger und sinnvoller Aussprüche zusammenstellen. So sehr den Gesprächen ihre Länge, ihre lose Verknüpfung mit der eigentlichen Handlung zum Tadel gereicht, so sehr sind sie doch geeignet, die zahlreich auftretenden Personen zu charakterisieren und die feinsten Abstufungen der

Empfindung wiederzugeben. Auch das wenige, was im eigentlichen Sinne als Erzählung gelten kann, die Anfangsscene und der nächtliche Unfall am Flusse, sind vortrefflich erzählt, und der letztere geschickt vorbereitet, wenn die Bäuerin gleich anfangs in einer zufälligen Wendung des Gespräches darauf hinweist, daß ihr Sohn oft des Nachts die Reisenden an dem gefährlichen Grafenloche vorbeiführen müsse.

Zu all' diesen Vorzügen kommt noch, daß das Bruchstück für die Entwickelung der Dichterin und den Zusammenhang ihrer Werke in hohem Maße belehrend ist. In Ledwina, die von dauerndem Siechtum befallen Welt und Leben nur mit entsagendem Blick betrachtet, die aus sonderbaren Träumen aufgeschreckt nächtlich in ihrem Zimmer umherwandelt, erkennt man leicht wieder die Heldin des Dramas und die Freundin Sprickmanns. Auch das Verhältnis zwischen Ledwina und Therese hat unzweifelhaft manche Züge der Wirklichkeit entlehnt, Züge, die in den Gesprächen zwischen Bertha und Cordelia gleichfalls hervortreten. Aber nicht bloß die Nachklänge früherer, auch die Keime späterer Werke lassen sich gewahren. Der Schauplatz der Erzählung wird nicht genannt, zeigt aber doch in manchen Einzelheiten die landschaftlichen Formen und nationalen Eigenheiten, welche in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" beschrieben werden. Eifrig, wie später die Verfasserin des Gedichts: „Ungastlich oder nicht", verteidigt Ledwina die Heimat gegen den Angriff des selbstzufriedenen Bruders, in welchem wir vielleicht das erste, freilich sehr unvollkommene Vorbild des Lausitzer Edelmanns erkennen dürfen, und gerade wie in dem späteren Werk kommen auch in dem Roman einzelne, ja dieselben Vorfälle aus der Umgegend von Hülshoff zur Verwendung: so die Erzählung von einer Bäuerin, die nach einem Streit mit ihrem Manne, um ihn zu strafen, 14 Jahre lang, bis zu seinem Tode nicht mehr redete. Auch die an der Weide hän-

gende Laterne des verunglückten Klemens wird uns noch vor Augen kommen. Bei alledem ist nicht abzusehen, wie aus einem so verfehlten Anfang, aus soviel krankhaften Elementen etwas Erfreuliches hätte werden können, und man begreift kaum, daß die Dichterin sich so lange mit dieser Hoffnung und dem Gedanken einer Fortsetzung trug. Noch in einem Briefe des Jahres 1837 wird die „Ledwina" als ein „gutes Werk" erwähnt, das unvollendet im Schreibtisch liege, aber nicht verdiene, so schmählich zu verkommen [1]).

Zum Glück wurde Annette dadurch nicht gehindert, sich bald genug einem andern Werke zuzuwenden, welches nicht die krankhaften, sondern die reinsten und edelsten Gefühle ihres Herzens zum Ausdruck brachte. Wir kennen das innige Verhältnis zu ihrer Großmutter. Die fromme Frau hatte öfters den Wunsch geäußert, geistliche Lieder, Gedichte erbaulichen Inhalts von ihrer Enkelin zu erhalten. Das war die erste Anregung für „das geistliche Jahr", ein Werk, das gewiß verdient, in den Einzelheiten seiner Entstehung verfolgt zu werden. Schon in dem Briefe vom 8. Februar 1819 erwähnt Annette geistliche Lieder, die für ihre Großmutter geschrieben und vielleicht von allem, was sie gemacht, das Beste seien. Unzweifelhaft sind damit die acht Gedichte gemeint, welche auch jetzt den Namen „geistliche Lieder" tragen, nämlich ein „Morgenlied", an Spee erinnernd, drei Gebete: „Am Morgen", „Am Abend" und „Beim Erwachen in der Nacht", drei andere Gedichte, die man nach dem Inhalt als „Glaube", „Hoffnung" und „Liebe" bezeichnen kann, endlich ein „Gebet für die armen Seelen". Der von Annette angedeuteten Absicht entsprechend sind sie im Sinne einer älteren Frau geschrieben, reden von Mann und Kindern und vom Wirken über das Haus in ähnlicher Weise wie das

---

[1]) Annette an Junkmann, 4. August 1837; Briefe S. 89fg.

Morgengebet, das Annette in späteren Jahren für die Mutter ihres Freundes Schlüter dichtete. Meistens reichen sie nicht über das Gewöhnliche, das als „Glaube" bezeichnete Gedicht wenig über die Prosa hinaus; aber das Gebet „Beim Erwachen in der Nacht" enthält Strophen von seltener Kraft und Innigkeit. Es schildert die Segnungen, welche Gott während der Nacht der Erde zuwendet; „doch", heißt es weiter:

„Doch wie als Friedensengel nicht allein,
Auch als der Tod das Heil uns kommt hernieder,
So flammt in ihr des Blitzes roter Schein,
Und Stürme ziehn durch ihre schwarzen Glieder.
Der Hagel schlägt die Saat, die Welle steigt,
Und heimlich frißt ihr Zahn am sichern Damme;
Der Mehltau trifft die Frucht, daß sie erbleicht,
Und furchtbar wächst die unbemerkte Flamme."

Für ihre Kinder fleht die Mutter:

„Gieb ihnen Licht, wo es noch finster ist,
Gieb ihnen Kraft, wo schon ein Strahl entglommen,
Gieb ihnen Trübsal, wenn ihr Herz vergißt,
Ihr eitles Herz, woher das Glück gekommen.
Doch wenn das Leiden sie zum Mißmut drückt,
Gieb ihnen Freude, daß sie dich erkennen;
Gieb ihnen Trost, wenn einst ihr Leben knickt,
Und laß sie sterbend deinen Namen nennen."

Sehr wahrscheinlich sind alle diese Gedichte 1818 infolge des gemeinsamen Aufenthaltes in Driburg entstanden. Die Großmutter hielt sie in hohem Wert, trug sie eigenhändig in ihr Buch ein und mag weiter den Wunsch geäußert haben, für jeden Festtag des Kirchenjahres ein besonderes Gedicht zu erhalten. Recht eindringlich mag dies geschehen sein, wenn Annette auch im Herbst 1819 mit der Großmutter in Driburg verweilte, was wir anzunehmen berechtigt sind. Denn das Gedicht für das „Fest vom süßen Namen Jesus" ist auf die Rückseite einer Rechnung geschrieben, welche am 5. September

1819 in Driburg quittiert wurde, und jedenfalls nicht lange nach dem bezeichneten Tage entstanden. Den Beweis giebt ein Brief aus dem Januar 1820. Annette befand sich damals bei der verwandten Familie Wolff-Metternich auf dem Gute Wehrden bei Höxter [1]). Von dort aus meldet sie der Tante Ludowine, sie werde in wenigen Tagen auch an die Großmutter schreiben und ihr ein Lied für Lichtmeß (2. Februar) schicken. „Sie muß es aber", heißt es weiter, „nicht gleich in ihr Buch schreiben; denn ich habe für die drei vorhergehenden Feste in diesem Jahre, als Neujahr, Heilige drei Könige und Süßen Namen Jesus, auch für jeden Tag ein Lied gemacht, die ich aber morgen nicht werde schicken können, weil das Abschreiben zu lange aufhält. Ich bin nun wieder bei mit den Liedern und hoffe, in Zukunft der Mutter auf jedes Fest eins schicken zu können." „Soeben höre ich", setzt sie später hinzu, „daß Heinrich [der Bote] noch wiederkömmt; ich will also versuchen, wie weit ich mit meinen Schreibereien komme. Es ist nur schlimm, daß das Lied auf Lichtmeß noch nicht gemacht ist, und ich mich also in größter Eil daran geben muß. Das will ich denn auch sogleich thun, und bis dahin adieu. — Abends 9 Uhr. Jetzt habe ich das übersetzte Lied nebst einem Brief an Fränzchen und das Lied für Mutter gleichfalls nebst einigen fertig, und beides kömmt hiebei." Wir verdanken diesem Briefe zunächst eine genaue Zeitangabe für das herrliche Lied auf Mariä Lichtmeß: „Durch die Gassen geht Maria", ferner die interessante Bemerkung, daß Annette ursprünglich, und noch im Januar 1820, ihren Plan nicht auf die

---

1) Dorothea v. Haxthausen, eine Stiefschwester der Frau v. Droste, war mit dem Freiherrn v. Wolf-Metternich auf Wehrden vermählt. Die in dem Briefe noch erwähnte Franziska v. Haxthausen heiratete den Grafen v. Asseburg auf Hinnenburg, nicht weit von Bökendorf.

Sonntage, sondern nur auf die Festtage gerichtet hatte. Dafür zeugt auch die älteste Sammlung dieser geistlichen Gedichte, welche Annette selbst mit schöner sorgfältiger Schrift während der ersten Monate des Jahres in ein wahrscheinlich für die Großmutter bestimmtes Album eintrug [1]). Diese Sammlung enthält nach den acht „geistlichen Liedern" noch elf Gedichte auf die Festtage von Neujahr bis Ostermontag, aber keins für einen Sonntag, der nicht zugleich ein Festtag wäre. Mit dem raschen Fortschreiten des Werkes mag sich dann der Plan erweitert und auf die Sonntage ausgedehnt haben. Denn die Gedichte auf den fünften Sonntag nach Heilige drei Könige („In die Dornen ist dein Wort gefallen") und den zweiten Sonntag in der Fasten („Liebster Jesu, nur Geduld") sind noch in der den Jugendjahren eigentümlichen Handschrift erhalten. Schon am 9. Oktober 1820 konnte die Dichterin der Mutter ein umfangreiches Manuskript, das für die erste Hälfte des Kirchenjahres auch jeden Sonntag mit einem eigenen Gedicht ausstattete, übersenden oder vielleicht überreichen, denn wir wissen, daß sie im Herbst des genannten Jahres zugleich mit der Großmutter nach mehr als einjähriger Abwesenheit in Hülshoff wieder eintraf. Die begleitende Widmung bildet ein Stück von Annettens Biographie; sie würde, auch wenn sie bereits vollständig gedruckt wäre, hier eine Stelle verdienen.

„An meine liebe Mutter.

„Du weißt, liebste Mutter, wie lange die Idee dieses Buchs in meinem Kopfe gelebt hat, bevor ich sie außer mir darzustellen vermochte. Der betrübte Grund liegt sehr nahe, in dem Unsinn, dem ich mich recht wissentlich hingab, da ich es unternahm,

---

[1]) Nachrichten über das jetzt auf Schloß Wewer bei Paderborn befindliche Album giebt Kreiten in den Gesammelten Werken, I, 2. Hälfte, S. 27.

eine der reinsten Seelen, die noch unter uns sind, zu allen Stunden in Freud' und Leid vor Gott zu führen, da ich doch deutlich fühlte, wie ich nur von sehr wenigen Augenblicken ihres frommen Lebens eine Ahnung haben könne, und wohl eben nur von jenen, wo sie selbst nachher nicht recht weiß, ob sie zu den guten oder bösen zu zählen. Es würde somit fast freventlich gewesen sein, bei so heiligen Dingen mich in vergeblichen Versuchen, ich möchte sagen, herumzutummeln, wenn nicht der Gedanke, daß die liebe Großmutter ja grade in jenen Augenblicken nur allein eines äußeren Hülfsmittels etwa bedürfe, indes in ihren reineren Stunden alles Hinzugethane gewiß überflüssig oder störend, und wo sie sich dessen etwa aus Demut bedient, auch das gelungenste Lied von mir ihr nicht jene alten, rührenden Verse ersetzen kann, an denen das Andenken ihrer frommen verstorbenen Eltern und liebsten Verwandten hängt, — wenn nicht, sage ich, dieser Gedanke mich zu den mehrmaligen Versuchen verleitet hätte, die so mißlungen sind, als sie gar nicht anders werden konnten. Kein Schwachkopf, der plötzlich zum König wird, kann bedrängter sein, als ich im Gefühl der Ohnmacht, wenn ich Heiligtümer offenbaren sollte, die ich nur dem Namen nach kannte, und deren Kunde mir Gott dereinst geben wolle! — So habe ich geschrieben, immer im Gefühl der äußersten Schwäche und oft wie des Unrechts, und erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig freigemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber erleichternden Gefühlen gearbeitet, und so Gott will, zum Segen. — Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert, oder wo dieses noch zu wenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen. — So ist dies Buch in Deiner Hand! Für die

Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehen. Auch möchte ich es auf keine Weise vor solche reine Augen bringen; denn es giebt viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat. — Daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen paßt, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen; wenn ich auch eins für dergleichen schreiben könnte, so würde ich es doch unterlassen. Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ach! es ist so leicht, eine Thorheit zu rügen; aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Ratsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft. Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden, denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht. — Ob sie Dir gefallen, muß ich dahingestellt sein lassen; ich habe für keinen einzelnen geschrieben. Ich denke es indes und wünsche es sehnlichst, da sie als das Werk Deines Kindes Dein natürliches Eigentum sind. Sollte ich jedoch hierin meinen Zweck verfehlen, so muß mich das alte Sprichwort rechtfertigen: ‚Ein Schelm, der mehr giebt als er hat.‘

„Den 9. Oktober 1820.“

Über die Bedeutung des geistlichen Jahres reden wir später, wenn das Werk sich als ein ganzes betrachten läßt. Hier sei nur bemerkt, daß gerade die ergreifendsten Gedichte: für Heilige drei Könige, Mariä Lichtmeß, Palmsonntag, vom verdorrten Feigenbaum, Karfreitag und Karsamstag, dem ersten Teile des geistlichen Jahres angehören, Gedichte, ausgezeichnet nicht allein in dieser Sammlung, nicht allein unter allem, was Annette geschrieben hat, sondern auch unter allem, was die deutsche Litteratur an ähnlichen Erzeugnissen aufzuweisen hat. Für die 23jährige Dichterin sind sie nicht weniger bezeichnend, wie für Manzoni die Inni sacri, welche vor kurzem durch einen Meister der Übersetzungskunst der deutschen Sprache angeeignet wurden. In der Widmung wie in den Gedichten vernehmen wir noch einen Nachklang der ernsten, nicht selten trüben Stimmung, die in den Briefen an Sprickmann zum Ausdruck kommt, aber geläutert und veredelt an der Quelle, wo ein weibliches Gemüt am liebsten und leichtesten Trost und Heilung findet. Alles, was außerdem von Werken der Dichterin bisher zu besprechen war, gab nur die Hoffnung, daß ein schönes Talent sich dereinst zu bedeutenden Leistungen entwickeln werde; hier zum erstenmale sehen wir die Erfüllung: ein Erzeugnis von unvergänglichem Wert, zugleich ein Zeugnis, daß eine ganz eigentümliche, ungewöhnliche poetische Kraft zum vollen Ausdruck gelangt sei.

Man darf aber aus diesem innigen Versenken in religiöse Gefühle nicht den Schluß ziehen, die Dichterin habe sich von der irdischen Welt ganz abgewendet, oder in sich selbst zurückgezogen. Derselbe Brief, welcher von der Entstehung geistlicher Lieder Nachricht giebt, enthält auch den Beweis, daß Annette neben der Poesie die Schwesterkunst, die Musik, nicht vernachlässigte.

„Ich habe Mittwoch“, schreibt sie, „zu Höxter im Konzert

gesungen mit der Fennewitz. Du kannst nicht glauben, wie mir die Sache erschwert wurde. Zuerst bekomme ich den Brief mit der Bitte und den Noten zugleich am Sonntag zuvor. Die Zeit von drei Tagen war kurz genug zum Einstudieren, doch nahm ich es an. Den folgenden Abend spät (Montag) kömmt ein zweiter Bote, man hätte sich versehen, Madame Fennewitz hätte die andere Stimme einstudiert. Ich mußte also wechseln, obschon ich zum Einstudieren dieser anderen Stimme jetzt nur einen Tag mehr hatte; ich nahm es jedoch an und wurde auch ziemlich fertig. Mittwoch gegen Mittag kommen wir zu Höxter an. Madame Fennewitz ist schon da, und wir wollen anfangen zu probieren; da kömmt es heraus, daß die Fennewitz, wie sie das Duett in Münster gelernt hat, einige Stellen geändert hat, weil sie ihr zu schwer waren; danach mußte ich jetzt hintennach meine Stimme auch ändern; und endlich, wie das Konzert bald angehen soll, erklärt Herr B., der uns begleiten wollte, daß er es nicht könne, und ich also selbst das Klavier dazu spielen müsse. Ich wollte mich durchaus nicht dazu verstehen, weil ich bei meiner kurzen Zeit absichtlich alle Zwischenspiele auf dem Klavier überschlagen hatte. Wie sich dieser Herr B. aber ans Klavier setzte (in der Probe), machte er seine Sache so schlecht, daß ich mich nur freute, daß ich es übernehmen konnte. Alle diese Fatalitäten zusammen machten mir aber eine solche Angst, daß ich, wie wir auftreten sollten, einen Krampf in der Brust kriegte; und hätte ich nicht überhaupt besser gesungen wie die Fennewitz, so wäre es mir übel gegangen; nun aber ging es gut, und wir wurden sehr beklatscht." Auch für Malerei besaß die Sängerin eine ausgesprochene Begabung. Ihre Hefte und Gedenkbücher sind mit zahlreichen, zum Teil recht charakteristischen Zeichnungen gefüllt, ja zu künstlerischer Vollkommenheit brachte sie das Talent, aus weißem Papier mit außerordentlicher Feinheit Figuren und Landschaften auszu-

schneiden, denen sie durch einen Druck mit der Scheere ein plastisches Aussehen gab. Und von soviel freundlichen Genien behütet, durfte die jugendliche Dichterin, wenn sie den Horaz übersetzte, auch von sich selber denken:

Non sine dis animosus infans.

Drittes Kapitel.

In der Heimat und am Rhein. 1821—1834.

Überblickt man diese vielseitige, so früh auch schöpferisch hervortretende Begabung, so scheint sich die Aussicht in eine reiche, fruchtbare Zukunft zu eröffnen. Wer wollte sagen, die Hoffnungen seien unerfüllt geblieben? Nur tritt die Erfüllung weit später ein, als der Anfang erwarten läßt. Beinahe fünf Jahre folgen, in denen über das Leben der Dichterin nur wenig bekannt geworden, und nicht ein einziges bedeutendes Werk aus ihrem Geiste hervorgegangen ist. Woher diese Unfruchtbarkeit in einem Alter, das für den Dichter das fruchtbarste zu sein pflegt? Warum blieben nicht bloß das Drama und der Roman, sondern auch das so glücklich angefangene geistliche Jahr unvollendet? Ich weiß den Grund nicht anzugeben, nicht einmal zu vermuten. Schwankende Gesundheit, eifrige Pflege der Musik mögen daran beteiligt sein, aber sie geben in keinem Falle eine ausreichende Erklärung. Für den langen Zeitraum von 1820 bis 1825 müssen wir mit eigener Phantasie uns ausmalen, wie Annette vom 23. bis 28. Jahre in ihrer Entwickelung gefördert oder gehemmt wurde; gelingt dies nicht, so mag der Gedanke trösten, daß diese Jahre, wie sie die wenigst bekannten sind, auch wohl am wenigsten von dem zur Kenntnis

der Dichterin Unentbehrlichen in sich schlossen. Das Familienleben in Hülshoff, Besuche bei den Freunden in Münster, bei den Verwandten im Paderbornischen und im Sauerlande [1]), ein lebhaftes, wenn auch nicht schöpferisches Interesse für Kunst, Wissenschaft und Litteratur hätten unter gewöhnlichen Verhältnissen die Grundlage eines befriedigten Daseins bieten können; aber für Annettens Begabung erscheint nach so viel verheißenden Anfängen der Übergang ins Gewöhnliche zugleich als Rückgang. Es heißt, daß sowohl ihr körperliches Befinden, wie ihre Gemütsstimmung Besorgnisse erregten, daß die Ärzte eine Veränderung der Luft, des Umganges, der Beschäftigung anrieten; was war natürlicher, als daß zahlreiche Familienverbindungen den Blick nach dem Rheine lenkten?

Moritz v. Haxthausen, ältester Bruder der Frau v. Droste, welcher durch die Heirat eines nicht stiftsfähigen Fräuleins auf den Anfall der Familiengüter verzichtet hatte, war in Bonn ansässig. Werner v. Haxthausen, dessen wir öfters erwähnten, hatte 1815 als preußischer Regierungsrat in Köln seinen Wohnsitz genommen. Inmitten des am Rheine frisch erblühenden geistigen Lebens verfolgte er nach wie vor seine Lieblingsneigungen und die zahlreichen Interessen der romantischen Schule. Am 16. Juli 1825 gründete er sich durch seine Vermählung mit der Tochter einer kölnischen Patrizierfamilie, Betty v. Harff, eine Häuslichkeit. Die Hochzeitsreise führte ihn nach Bökendorf, dann zu den Verwandten nach Münster, und es wurde

---

[1]) Am 14. Oktober 1824 schreibt Jenny v. Droste an Wilhelm Grimm: „Nette und Werner sind seit vier Wochen im Sauerlande [wahrscheinlich bei der dort angesessenen Familie der Großmutter v. Wendt-Papenhausen], und wir erwarten sie täglich zurück.“ Daß Annette die Winter von 1822 bis 1823 und 1823 bis 1824 in Hülshoff verlebte, ergiebt sich aus einer zufälligen Äußerung in dem Briefe an Schlüter vom 22. August 1839 a. a. O. S. 130.

verabredet, daß Annette dem jungen Ehepaar an den Rhein folgen sollte, um den Herbst, vielleicht auch den Winter dort zu verleben.

Nicht lange nach ihrer Abreise, am 18. Oktober, schreibt sie der Mutter aus Köln, sehr befriedigt von ihren Erlebnissen und offenbar schon geneigt, ihren Aufenthalt bis in den Winter auszudehnen. Sie bittet, ihr das Nötige, und zwar ein sehr bescheidenes Teil von Kleidungsstücken nachzusenden. „Wenn ich noch etwas“, so fährt sie fort, „von meinen niedlichen Sachen in dem Koffer mit bekommen könnte, um meine Zimmer auszuzieren, z. B. das Kästchen von der Thielmann, oder eins von meinen schönen Eau de Cologne-Gläsern, das wäre recht hübsch; doch wenn es nicht ganz gut geht, so ist es ganz einerlei. Aber vor allem muß ich etwas Noten haben, die zwei neuesten Sachen, nämlich die von Caraffa (die Variationen von Rode verlange ich nicht, denn ich weiß sie auswendig . .) und sonst noch etwas, was ich noch nicht recht einstudiert habe, auch das Generalbaßbuch von Onkel Max — und doch ja die ‚Ledwina‘, woran ich in diesem Winter ein gutes Stück zu schreiben gedenke.“ Nachdem damit „das Notwendigste“ erledigt, kann sie sich nicht enthalten, der Mutter auch noch „allerhand Allotria“ mitzuteilen: „So bin ich“, schreibt sie weiter, „gestern recht im Papstmonat hier angekommen, da das neue Dampfschiff ‚Friedrich Wilhelm‘, das schönste und größte Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, von Stapel gelassen, probiert und getauft wurde [1]). — Das erstere sah ich nicht,

[1]) Aus diesem Satze ergiebt sich als das Datum des Briefes der 18. Oktober 1825; denn die Taufe des „Friedrich Wilhelm“ fand am 17. Oktober, mittags 12 Uhr, in der Weise statt, daß eine junge Dame auf dem Vorderteil des Schiffes eine mit Rheinwein gefüllte Flasche zerschlug und dabei den Namen aussprach. Daß das Schiff damals auch vom Stapel gelaufen und probiert worden sei, ist irrige Annahme

denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir es ganz nahe (wir standen auf der Schiffsbrücke) mehreremale eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit türkischer Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffsbrücke segeln mit einer Schnelligkeit, die einen schwindeln machte. Endlich legte es an der Schiffsbrücke an, und das sämtliche diplomatische Corps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich ans Land. Ein so großes Dampfschiff ist etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen Fürchterliches. Es wird, wie Du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. Doch dieses ist nicht das eigentlich Ängstliche; aber im Schiffe steht eine hohe, dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch,

---

Annettens; denn es hatte seine Tüchtigkeit schon bewiesen, als es am 14. September König Friedrich Wilhelm III. rheinabwärts trug. Gerade infolgedessen hatte der König auf Ansuchen der Kölnischen Handelskammer am 21. September erlaubt, daß man dem Schiffe — es hieß früher „Der Rhein“ und war in Holland gebaut — seinen Namen beilege. (Kölnische Zeitung vom 15. und 18. September und 20. Oktober.) Eine eigentliche erste Probefahrt auf dem Rhein beschreibt Sulpiz Boisserée in seinen Briefen vom 29. Oktober bis 12. November 1824. (Vgl. Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862, I, 444 fg.) — Der Ausdruck „Papstmonat“ bedeutet ursprünglich, daß der Papst auf Vorschlag des Königs die in jenem Monat erledigten Pfründen des Kölner Domkapitels zu vergeben habe, was freilich nicht für den Oktober, sondern für den September zutrifft. Da im Jahre 1825 die neue Organisation des Erzbistums erfolgte, so mochte ein solcher Ausdruck damals in Köln geläufig sein. — Aus dem Inhalt des in den Werken IV, 266 nicht vollständig mitgeteilten und in den September verlegten Briefes scheint hervorzugehen, daß Annette den Verwandten in Bonn bereits einen Besuch gemacht hatte. Wahrscheinlich war sie gerade von Bonn tags vorher nach Köln zurückgekehrt.

wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. Wenn das Schiff stille steht, oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wollte sogleich in die Luft fliegen. Kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine, doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll."

Bei der Angabe, daß man in fünf Stunden nach Koblenz gelangen könne, scheint die Rückfahrt mit der Hinfahrt verwechselt zu sein. Immer ist es begreiflich, daß in solcher Nähe bei Annette der Wunsch entstand, Frau von Thielmann, welche nach dem Tode ihres Gemahls — 10. Oktober 1824 — in Koblenz geblieben war, dort aufzusuchen. Sobald die Erlaubnis der Mutter eintraf, noch vor Anfang des Winters, trat sie die Reise an, wurde von dem Onkel Moritz von Bonn nach Rolandseck begleitet, dort von der Freundin in Empfang genommen und konnte dann in dem Kreise, der sich um diese bedeutende, leider nur zu häufig von einer krankhaften Gemütsstimmung gequälte Frau versammelt hatte, Welt- und Menschenkenntnis vermehren. Am 4. Dezember traf sie mit Frau v. Thielmann „frisch und sehr wohl" in Köln wieder ein [1]). Auch hier fehlte es nicht an Anregung und Geselligkeit, weder in dem Hause des Onkels noch in dem Kreise seiner zahlreichen Bekannten in Köln und Bonn. Gleich in dem ersten Briefe nennt Annette die Professoren August Wilhelm v. Schlegel, d'Alton und Ennemoser. Über den ersten braucht nichts gesagt zu werden. Der letzte war gewiß in Hülshoff schon öfters erwähnt worden; seine naturphilosophischen Theorieen stimmten

---

[1]) Werner v. Haxthausen an Frau v. Droste, 4. Dezember 1825. Gesammelte Werke IV, 266.

vielfach mit denen des Onkel Werner überein. Wahrscheinlich ist er der Arzt der Frau v. Thielmann gewesen, und sein Hang für das Wunderbare, Gespenstische mag auch auf Annette nicht ohne Einfluß geblieben sein. Weit näher trat ihr aber Eduard d'Alton, der geistvolle philosophische Naturforscher, der feine Kunstkenner, Sammler und ausübende Künstler [1]). Sicher waren die drei genannten nicht die einzigen Mitglieder der Universität, mit denen Werner v. Haxthausen und durch ihn oder auch ohne seine Vermittelung Annette in Verbindung trat. Wirkte doch in Bonn ihr eigener Vetter, der Sohn ihres geliebten, musikverständigen Onkels Max Friedrich v. Droste. Der Sohn Klemens August, am 2. Februar 1793 zu Coesfeld geboren, zeigte schon auf dem Gymnasium zu Münster ungewöhnliche Talente, die von seinen Eltern und neben ihnen von seinem Lehrer, dem nachmaligen berühmten Theologen Georg Hermes, sorgfältig gepflegt wurden. Wie der Vater war er ursprünglich für die Theologie bestimmt, studierte aber seit 1817 in Berlin die Rechte und habilitierte sich am 11. März 1822 in Bonn, wo er 1823 zum außerordentlichen, 1825 zum ordentlichen Professor befördert wurde. Er war nicht weniger durch Kenntnisse, als durch die Schönheit seines Äußern und

---

[1]) Josef Ennemoser, am 15. November 1788 zu Schönau in Tirol geboren, wurde 1820 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor in Bonn, lehrte aber 1837 nach Innsbruck zurück und starb am 19. Sept. 1854 in Egern am Tegernsee als der letzte „magnetische Arzt". — E. d'Alton, geb. am 11. August 1772 in Aquileja als der Sohn eines österreichischen Stabsoffiziers, hatte 1809 u. 1810 in Tiefurt in regem Verkehr mit dem Herzog Karl August von Weimar, Goethe und Oken gelebt, war 1818 als außerordentlicher Professor an die neugestiftete Universität Bonn berufen und 1826 zum ordentlichen Professor der Archäologie und Kunstgeschichte ernannt worden. In den Vorerinnerungen zu dem „Verzeichnis einer von E. d'A. — am 11. November 1840 — hinterlassenen Gemäldesammlung" nennt ihn Schlegel „sein Orakel in Kunstsachen" und schildert seine Vorträge als „gleich kenntnisreich, beredt und beseelt".

die Eigenschaften des Charakters ausgezeichnet. Annette stand ihm von Jugend auf besonders nahe; schreibt sie doch in dem nur zu bald ihm gewidmeten Nachruf:

„Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln,
Der ihn gekannt, wie ich, so manches Jahr,
Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,
Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?"

Gewiß hat sie die Häuslichkeit, die er sich am 27. Dezember 1823 im Verein mit Pauline von und zur Mühlen gegründet hatte, schon bei dem ersten Aufenthalt am Rheine nicht unbesucht gelassen, wenn auch das geringe Maß von Harmonie zwischen dem Onkel Werner und dem Vetter einem häufigen Verkehr nicht förderlich war.

Nicht weit von Bonn in dem schön gelegenen Plittersdorf lebte damals eine Frau, deren Name auch über die Grenzen der Rheinlande hinaus in Erinnerung geblieben ist. Sibylla Mertens-Schaaffhausen war am 3. Februar 1797 — nur wenige Wochen später als Annette — in Köln geboren; ihr Vater war Senator, Gründer des bekannten Bankhauses, zugleich eifriger Kunstfreund und glücklicher Sammler. Schon in früher Jugend Meisterin auf dem Klavier, machte sie sich mit den vorzüglichsten Werken der Musik, nicht weniger mit der Litteratur der neueren Sprachen vertraut; ihr liebstes Studium blieb aber die Altertumsforschung, in der sie ausgebreitete, selbständige Kenntnisse und eine Sicherheit des Urteils erwarb, wie sie selten einer Frau zu Gebote stehen. An der „Olympischen Gesellschaft", welche sich zu litterarischen und musikalischen Unterhaltungen in dem Hause des Professor Wallraf versammelte, war sie eifrig beteiligt, lieferte auch wohl in kölnischer Mundart einen poetischen Beitrag zu den Belustigungen des Karnevals. Im Jahre 1816 vermählte sie sich mit einem kölnischen Kaufmann, Ludwig Mertens, und bezog mit ihm

1824 den Auerhof bei Plittersdorf. Sowohl den ihr als Mitgift zugefallenen Landsitz als ihre spätere Wohnung in Bonn füllte sie mit Meisterwerken der Kunst, antiken Gypsabgüssen, Bildern, kostbaren Waffen, zierlichen Geräten und musikalischen Instrumenten wie ein Museum. Annette wurde in Bonn oder noch wahrscheinlicher in Köln, wo Frau Mertens während des Winters wieder Wohnung genommen hatte, mit ihr bekannt, und der Umgang bald so vertraut, daß sogar das Verhältnis zu dem Onkel einigermaßen darunter leiden mußte. Nicht bloß ein Herz hatte Annette in der neuen Freundin gefunden, sondern auch mannigfaltige Anregung, insbesondere Förderung eines angeborenen Sammeltriebes, der an Münzen, Autographen [1]), alten Uhren und andern Raritäten sich zu befriedigen suchte. Auch mit dem genauesten Freunde der Familie Mertens-Schaaffhausen, M. J. de Noël, dem geistreichen Kenner kölnischer Geschichte und Altertümer, stand sie schon damals in Verkehr. Viele Jahre später, am 8. Juli 1839, empfiehlt sie dem liebenswürdigen, jederzeit gefälligen Manne zwei Freundinnen, welche auf der Durchreise die Merkwürdigkeiten Kölns zu sehen wünschten, und schreibt dabei in dankbarer Erinnerung: „Der kleine Kreis meiner genaueren Bekannten in Köln ist größtenteils zerstreut. Dreizehn Jahre haben viele Veränderungen hervorgebracht; ich kenne dort jetzt wenige genauer, und weiß niemanden, an den ich mich mit größerem Vertrauen auf die Erfüllung meiner Bitte wenden möchte, als Sie, lieber Herr de Noël, dessen Güte bei ähnlichen Gelegenheiten ich wiederholt habe rühmen hören, und dessen Freundlichkeit mir ja selber genugsam bekannt ist.“ In einer Nachschrift bittet sie ihn noch,

---

[1]) Aus dem Nachlaß Schlüters stammend, befinden sich im Besitz des Fräulein Emilie Dehne kleine Autographen von Klopstock, Herder, Voß, Claudius an Sprickmann. Vermutlich wurden sie von diesem an seine junge Freundin, von Annette an Schlüter geschenkt.

„wenn er jemanden von den Geyers, Groten oder die Doktorin König sehen sollte, ihre Grüße auszurichten.“

An der „Ledwina“ hat sie, wie es scheint, in Köln nicht viel gearbeitet; in der heiteren Umgebung mag auch ihr Gemüt sich erheitert und an den krankhaften Gestalten der Novelle kein Gefallen mehr gefunden haben. Ihre Hauptneigung wandte sich, wie manches andeutet, der Musik zu, und es scheint hier der Ort, selbst mit einigem Vorgreifen in spätere Jahre über ihre musikalischen Studien und Leistungen etwas im Zusammenhange mitzuteilen. Wir erinnern uns, wie früh ihr Talent hervortrat. Planmäßigen Unterricht erhielt sie zuerst von dem Organisten Ketteler im Stift Hohenholte, dann von dem Onkel Maximilian Friedrich. Auf dem Klavier erlangte sie eine nicht gewöhnliche Fertigkeit, und auf der Orgel soviel, daß sie am 17. Juni 1813 bei dem abendlichen Gottesdienst im Dorfe Roxel den Organisten ersetzen konnte. In der nahen Stadt fehlte es nicht an musikalischer Anregung; im November 1810 hörte sie die Oper ihres Onkels aufführen, und am 12. Mai 1817 kehrte sie entzückt von den Leistungen Bernhard Rombergs nach Hülshoff zurück. Das von ihr beschriebene Konzert in Höxter zeugt von ihrer raschen Auffassung und zugleich von der Bereitwilligkeit, ihre Gesangskunst zur Freude anderer auch öffentlich zu erproben. Auch in Köln wurde sie dadurch zum Liebling der Gesellschaft; es haben sich Verse erhalten, in denen eine Dame ihres Bekanntenkreises „der edlen Sängerin und Dichterin“ mit Begeisterung ihre dankbaren Gefühle ausspricht [1]. Gemeinsame Neigung für die Tonkunst führte Annette auch mit Johanna Mockel, der späteren Frau Gottfried Kinkels zusammen, welche, in jener Zeit noch unverheiratet, in Köln ihr musikalisches Talent ausbildete. Mit dem theoretischen Werke

---

[1]) Mitgeteilt von Kreiten a. a. O. XXV, 434.

des Onkels, das sie sich schicken ließ, hatte Annette sich bereits seit einer Reihe von Jahren beschäftigt. „Ich habe jetzt wenig Zeit", schreibt sie am 22. September 1821, „denn der Onkel Max hat mir ein selbstverfaßtes Werk über den Generalbaß geschenkt, eine Abschrift, denn es ist nicht im Druck. Was folgt daraus? — Daß ich aus Dankbarkeit das ganze Werk von Anfang bis zu Ende durchstudiere und auswendig lerne! — Ich kann nicht sagen, daß ich es ungern thäte, oder daß es mir schwer würde, da ich schon manche andere Werke über den Generalbaß kenne; aber ich muß doch fast meine ganze Zeit daran setzen [1])." Daß sie in der Theorie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß, könnte auch eine Anekdote bezeugen, welche in die Zeit des Kölner Aufenthaltes gelegt wird. Der Onkel Werner, heißt es, habe ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben und Annette gebeten, die ihm unverständlichen Notenzeichen in die neuere Schrift umzusetzen. Annette habe aber diese Arbeit schwierig und zugleich langweilig gefunden und deshalb den unleserlichen Originalweisen eigene, glücklich im alten Stil erfundene Melodieen untergeschoben, die dann von dem Onkel als echtes Mittelalter weit über alles Moderne gepriesen seien [2]). Für die Genauigkeit oder auch nur für die Wahrheit dieser Erzählung möchte ich jedoch nicht einstehen. Sie wird verschieden, zum Teil mit offenbaren Unrichtigkeiten mitgeteilt, und könnte leicht durch Verwechslung mit einem später zu erzählenden Vorfalle entstanden sein. Sicher fehlte es aber Annette, wenn sie täuschen wollte, nicht an der technischen Fertigkeit; denn sie hat eine große Zahl eigener Kompositionen zu Papier gebracht. Ein Brief aus dem Sommer 1837, worin sie ein

---

[1]) Annette an Frau v. Metternich, Ges. Werke IV, 262.

[2]) Schücking, Lebensbild S. 125, Einleitung S. 25. Kreiten a. a. O. XXV, 431.

Verzeichnis ihrer noch unvollendeten Arbeiten giebt, führt auch viel Musikalisches auf [1]). Zuerst: „die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper oder vielmehr ein Trauerspiel mit Musik.“ Schon ein Sohn von Annettens Urgroßtante, ein Freiherr von Nesselrode, hatte ein Theaterstück „Johann von Leyden“ verfaßt [2]); Annette wünschte, „diesem so oft mißbrauchten Stoff endlich einmal eine ordentliche Behandlung zukommen zu lassen.“ „Hierzu“, fährt sie fort, „ist noch wenig Text, aber bereits viel Musik fertig; ein günstiger Zufall hat mir einen ganzen Schatz von Tänzen und Liedern gerade aus jener Epoche in die Hände gespielt, sodaß diese Arbeit eine sehr dankbare sein würde, da ich mich nur in durch und durch bekannten Umgebungen zu bewegen hätte und allen den echten Stempel der Natur und der Wahrheit geben kann.“ Weiter nennt sie: „Ein Schauspiel, der Galeerensklave, sehr ansprechender Stoff, nur einzelne Stellen ausgeführt, aber alles, Scene für Scene, aufs genaueste entworfen.“ Endlich hat sie noch „unter Händen zwei Opern, d. h. bloß den musikalischen Teil zu besorgen“, während die Texte von andern herrühren. Von den Wiedertäufern hat sich, soviel mir bekannt, nichts, von dem Galeerensklaven dagegen der Entwurf in seinem ganzen Wortlaute erhalten. Man erkennt sogleich, daß man nicht ein Schauspiel, sondern einen Operntext vor Augen hat. Das Ganze ist durchaus melodramatisch angelegt, die einzelnen Scenen mehr oder weniger ausgeführt, auch von den eingelegten Liedern und Recitativen manches beendigt. Den Inhalt bildet ein in Frankreich sich ereignender Vorfall des 17. oder 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich einer französischen Erzählung nachgebildet. St. Maille, ein junger Edelmann, läßt sich für seinen unschuldig verurteilten Vater die

---

1) Annette an Junkmann 4. August 1837, Briefe a. a. O. S. 90.

2) Holsenbürger a. a. O. II, 193.

Ketten eines Galeerensklaven anlegen. Der König belohnt ihn, indem er den Vater begnadigt und den Sohn mit seiner Geliebten verbindet. Außerdem findet sich im Nachlaß bruchstückweise der Text einer Oper, die in Schweden spielt und den Titel „König Erich" oder „Gustav Wasa" führen könnte. Wäre nur auch die Musik zu diesen Texten erhalten! Aber Noten von Annettens Hand geschrieben finden sich nicht eben häufig, und das einzige, was von ihren Kompositionen zur Veröffentlichung gelangte, sind die Melodieen zu 24 Liedern, welche nach ihrem Tode zum Teil von ihrer Schwester aus dem Gedächtnis aufgezeichnet und von Schlüter, durch drei Melodieen ohne Worte vermehrt, herausgegeben wurden [1]). Die Texte sind sehr verschiedener Art. Gedichte von Goethe, Brentano, Haugwitz und Byron, zwei schottische Balladen, ein spanisches Ständchen, ein indisches Brautlied und zwei englische Liebeslieder, dem Stile des 16. Jahrhunderts nachgebildet. Dazu kommen Gedichte Annettens: „Der Venuswagen", „Der kranke Aar", „Das Lied vom Gründonnerstag", endlich eine beträchtliche Zahl volksmäßiger Lieder, darunter Annettens Lieblingslied „Gott grüß' mir die im grünen Rock" und das reizende kleine Gedicht „Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See", das später der Schäfer in der „Mergelgrube" singt. Das dem Texte nach merkwürdigste Stück ist „der Venuswagen oder die Gräfin", eine in den zwanziger Jahren von Annette gedichtete Ballade. Eine vornehme Frau wandelt in später Abendstunde, nachdem sie eben von ihrem Buhlen Abschied genommen hat, durch den Park. Der Wind trägt einige Blüten des Fingerhuts oder des sogenannten Venuswagens in ihr Haar. Da „schwirrt es" in ihr Ohr:

---

1) Lieder mit Pianoforte-Begleitung, komponiert von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster o. J. [1877].

„Ich könnte dich verraten,
Allein ich thu' es nicht"

und:

„O Herrin, wende, wende,
Die Todesnacht ist heiß."

In das Schloß zurückgekehrt, findet sie den alten Pförtner, den Vertrauten ihrer Liebe und ihrer Schuld, tot auf dem Lager, über seinem Gesicht einen Zweig des Venuswagens, dem gerade da, wo er den Mund berührte, einige Blüten fehlen. Die Gräfin erbleicht, am nächsten Morgen findet man sie tot. Das Gedicht, obgleich von Annette niemals veröffentlicht, ist nicht ohne poetischen Wert. Manches, was anfänglich vielleicht dunkel scheint, wird dem aufmerksamen Leser sich bald erklären; denn es fehlt nichts, was zum vollen Verständnis nötig ist.

Es würde hier zu weit führen, den Quellen der komponierten Lieder im einzelnen nachzugehen; auch könnte es schwer werden, in den volksmäßigen Liedern das Eigentum Annettens von dem Geliehenen zu unterscheiden. Denn sie besaß in seltenem Maße das Talent, im Volkstone zu dichten, und es ist merkwürdig, daß sie, die selbständig so selten ein sangbares Gedicht geschrieben hat, die Nachahmung einer fremden Sangweise bis zur Vollkommenheit bringen konnte. Ihr Talent für die Auffassung des Volksmäßigen tritt auch in der Erfindung oder vielmehr Aneignung der für die volksmäßigen Texte bestimmten Melodieen hervor. Sie haben die Anmut, Frische, Einfachheit eigentlicher Volkslieder und prägen sich, selbst wenn man sie erst in späterem Alter kennen lernt, nicht weniger dauerhaft dem Gedächtnis ein, als die Lieder, die in der Kinderstube oder abends am Herdfeuer gesungen werden. Ob das Talent für größere Aufgaben, insbesondere für den dramatischen Ausdruck, welchen die Oper fordert, ausgereicht hätte, läßt sich nach dem wenigen, was sich erhalten hat, nicht bestimmen. Immer ist es genug, um das Bedauern zu wecken, daß es nicht *mehr* ist; und mit vielem,

was Annette aufgezeichnet hat, ging noch viel anderes verloren, was seiner Natur nach nicht aufgezeichnet werden konnte. All' ihre Freunde rühmen ihr ganz außerordentliches Talent am Klavier zu improvisieren [1]. „Zumeist", erzählt Schücking, „ließ sie ihre musikalischen Gedanken in freien, fessellosen Phantasieen mächtig und reich dahinströmen, und dann verklingen und verwehen, ohne an Aufzeichnung zu denken." Man begreift, daß sie bei einer solchen Begabung zwischen Musik und Dichtkunst längere Zeit unentschieden blieb. Aber auch, als sie, mit richtigem Gefühl ihrer eigentlichen Kraft, der Poesie den Vorrang gegeben hatte, war ihr die Musik in späteren Jahren und noch in den letzten Lebenstagen eine tröstende und erheiternde Begleiterin [2].

Wenn der Brief aus dem Oktober 1825 den Anfang des Kölner Aufenthalts bezeichnet, so nimmt ein Brief an die Schwester vom 21. Februar des folgenden Jahres schon das Ende in Aussicht. Annette schildert darin die Freuden des Karnevals, ihren Umgang mit Frau Mertens und der Familie v. Geyer. „Mit August Wilhelm v. Schlegel", heißt es, „stehe ich recht gut", doch kann sie einige Bemerkungen über seine Eitelkeit nicht unterdrücken. Der Onkel Werner hatte gerade damals um seine Entlassung gebeten, mit der Absicht, die Bewirtschaftung der ihm zugefallenen Familiengüter selbst zu übernehmen, und Annette dachte, zugleich mit ihm nach Westfalen zurückzukehren. Wirklich wurde sie, wenigstens ein Stück Weges, von dem Onkel begleitet, als sie am 22. April vom Rheine Abschied nahm. „Vorgestern Abend", schreibt sie dann drei Tage

---

[1] Schücking, Lebensbild 123 fg. Einleitung S. 25. Schlüters Nekrolog vor den Briefen S. 2.

[2] Über Annettens musikalischen Nachlaß und über die Frage, wie weit die unter ihrem Namen veröffentlichten Texte und Melodieen von ihr selber herrühren, werde ich in einem eigenen Aufsatz Auskunft geben.

später aus Hülshoff [1]), „bin ich glücklich, aber ermüdet hier angekommen und habe meine lieben Eltern und Geschwister, Gottlob, alle noch viel wohler aussehend gefunden, als da ich sie verließ. Ich hatte diese Freude nicht so erwartet, da die Mutter mir in der letzten Zeit zu Köln so [viele Angst wegen ihrer Gicht gemacht hatte . . Aber sie hat keine Spur davon zurückbehalten . . Ich habe überhaupt alles so zufrieden und glücklich wie möglich gefunden, — Werner ganz und gar liebenswürdig, aus Freude über seine nahe Heirat, — Papa ganz verklärt neben seinen Orchisbeeten, wo einige nagelneue Sorten, aus der Schweiz, blühen, unter uns gesagt, nichts weniger als schön; . aber das ist ganz einerlei, es macht ihm die größte Freude. — Mama ebenfalls höchst aufgeräumt und angenehm beschäftigt in der neuen Einrichtung, — und Jenny so zufrieden und gesund aussehend in ihren Ökonomiegeschäften, daß ich am Ende glaube, dies ist ihr wahres Talent. . Wenn ich Dir nun noch sage, daß der Ferdinand jetzt auch noch von den letzten Spuren seiner früheren Schwächlichkeit befreit ist, so siehst Du, liebe Tante, daß dieses für den Augenblick alles Mögliche ist. Will uns der Himmel noch sonst irgendein großes, brillantes Glück bescheren, so haben wir gewiß nichts dagegen einzuwenden, — aber wenn es nur immer so bliebe!“

Aber es blieb nicht so.

Man hat nicht mit Unrecht Annettens Aufenthalt in Köln als den Abschluß ihrer Jugend bezeichnet. Bald sollte auch in ihren äußeren Verhältnissen eine entscheidende Veränderung eintreten. Erst wenige Monate nach der Rückkehr in die Heimat traf sie der herbste Schlag, den sie wohl in ihrem Leben erfahren hat; am 25. Juli 1826 starb der Freiherr Clemens August v. Droste nach einem Krankenlager von wenigen Tagen, sanft, gottergeben, wie er gelebt. Wie sehr eine so tieffühlende

[1]) Gesammelte Werke IV, 267.

Tochter den Tod eines solchen Vaters empfinden mußte, hat sie mit Worten niemals ausgesprochen. „Es giebt Gräber“, sagt sie in dem schönen Liede „Die Unbesungenen“:

„'s giebt Gräber, wo die Klage schweigt,
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen flutet. .
Zu heilig sind sie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor allen;
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn dich Zweifel drückt herab,
Und möchtest atmen Ätherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel,
Dann tritt an deines Vaters Grab!“

Nach damals geltendem Recht hätten die Mutter und die jüngeren Geschwister eine Erbteilung verlangen können; aber nach dem ehrenvollen Beispiele, das der Adel auch zur französischen Zeit gegeben hatte, begnügten sie sich mit einer geringen Abfindung. Der älteste Bruder Werner Constantin — seit Mai 1826 mit Caroline v. Wendt-Papenhausen verheiratet — wurde des Vaters Nachfolger und Erbe auf dem Hülshofe. Der jüngere Bruder Ferdinand trat in Anhaltische Forstdienste; die Mutter mit den beiden Töchtern bezog eine kleine Familienbesitzung, Rüschhaus, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster gelegen. Die ältere Schwester war mit zwei aus den Stiftern Börstel und Hohenholte stammenden Pfründen ausgestattet; Annette erhielt eine bescheidene Leibrente.

Das Wohngebäude auf Rüschhaus war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem General Schlaun, einem ausgezeichneten Architekten, der auch den „Hof“ des Erbdrosten in Münster aufführte, erbaut, als Sommersitz in den Formen eines westfälischen Bauernhauses. Noch jetzt liegt es einsam, von der großen Straße entfernt. Auf Feld- oder Fahrwegen,

die selbst einem leichten Wagen beschwerlich werden können, gelangt man in der Nähe des Hauses in eine kurze Eichenallee und an ein hohes hölzernes Gitterthor, das den Übergang über einen schmalen, den ganzen Edelsitz umziehenden Graben abschließt. Der erste Blick eröffnet sich in einen Bauernhof, von dem Haupthause und Nebengebäuden umgeben und von den gewöhnlichen nicht viel unterschieden, nur daß das Haupthaus massiv aus Steinen erbaut ist. Der hintere Teil war dagegen zu einer kleinen, aber freundlichen herrschaftlichen Wohnung eingerichtet; ihr schloß sich ein Garten von mäßigem Umfange an, den einige alte Steinfiguren schmückten. Eine hohe Treppe führte aus diesem in den Gartensaal mit seinem Lambrisgetäfel aus braunem Eichenholz, mit seinem Rokoko-Kamin, über dem das lebensgroße Bildnis eines der früheren Landesfürsten hing. An der Wand links schien eine große Doppelthüre irgendein Hausgeheimnis zu verbergen; — ein solches steckte in der That dahinter, nämlich ein hübscher Altar, so daß an Sonn- und Feiertagen der Gartensaal sich in eine Hauskapelle verwandeln ließ [1]). Auf der Westseite des Hauses befanden sich über dem Erdgeschoß vier niedrige Zimmer, welche in der ersten Zeit von den beiden Schwestern benutzt wurden. Hausgenossin war von Zeit zu Zeit ein Fräulein von Galieris, die Tochter eines holländischen Offiziers, der ein westfälisches Fräulein geheiratet hatte, dessen Schwester mit Annettens Mutter befreundet war. Da die Verhältnisse der Familie Galieris sich ungünstig gestalteten, hatte Frau von Droste das junge Mädchen aufgenommen und in Hülshoff wie eine Tochter erzogen. An dem Unterricht war auch Annette beteiligt, mit solchem Erfolg, daß Toni von Galieris sich später als Erzieherin eine angenehme Stellung verschaffen konnte [2]). Als in den dreißiger Jahren

---

[1]) Schücking, Lebensbild, S. 14 fg.

[2]) Von dem traulichen Familienleben in Hülshoff zeugt einer ihrer

die Schwester Jenny sich verheiratete, erhielt Annettens Amme eins der Zimmer eingeräumt. Nichts ist liebenswürdiger, als die Art, wie die alte Frau von ihrem früheren Pflegkinde und nicht weniger von Frau v. Droste und der älteren Schwester behandelt wurde, nicht wie eine Untergebene, der man, weil es einmal sein muß, das Gnadenbrot giebt, sondern wie ein Mitglied der Familie, von dessen Dasein und Wohlsein das Glück der Übrigen abhängt. In keinem der späteren Briefe Annettens an Frau v. Laßberg bleibt sie unerwähnt, und man liest nicht ohne Vergnügen, was von den drolligen Einfällen dieser nicht allein treuen und anhänglichen, sondern auch klugen und originellen Bäuerin berichtet wird. Auch zu den Bauern und Köttern der Umgegend setzte sich Annette in ein freundliches Verhältnis; auf den Höfen und in den Hütten war sie wohlbekannt, und von den Familienverhältnissen der Bewohner giebt sie ihrer Schwester so angelegentliche Nachricht, wie jemand in der Stadt von Nachbarn und Freunden zu schreiben pflegt. Ein besonderer Vorteil des Landaufenthalts liegt in der innigen Verbindung mit der Natur, in der gesteigerten Aufmerksamkeit auf ihr Leben und ihre Bildungen. Die Umgebung von Rüschhaus ist im Anschluß an einen nicht fernen Höhenzug reich an Versteinerungen. So erhielt Annettens alter Sammeleifer stete Anregung. Nicht selten zog sie, mit einem spitzen Hammer zum Steinklopfen bewaffnet, auf die Wanderung, und beinahe ebenso oft kehrte sie belastet mit einem Schatz von Mineralien zurück, wenn er auch nach erneuerter Besichtigung größtenteils den Weg durch das Fenster nahm.

Das Stillleben in Rüschhaus wurde im Jahre 1828 durch einen Aufenthalt am Rhein unterbrochen. Den Sommer ver-

---

Briefe an die „Tante Ludowine“ aus dem Herbst 1820; vgl. auch Kreiten a. a. O. XXV, 437.

lebte Annette teils in Bonn, teils in Plittersdorf bei der Freundin Mertens. Nur eine Viertelstunde von da, in Godesberg, fand sie eine andere Freundin, die Frau v. Thielmann; in ihrer Nähe fehlte es niemals an Anregung und neuen Eindrücken. Ein Bruder der Generalin war Direktor der Salinen in Bex an der Rhone, am Fuße des St. Bernhard, hatte dort Besuche von seinen Verwandten empfangen, und was sie von den Alpen erzählten, scheint auf Annette einen mächtigen Eindruck ausgeübt, ja ein Gedicht angeregt oder doch gefördert zu haben, das in den Bildern einer großartigen Gebirgswelt seinen Inhalt finden sollte. Gleich nach der Rückkehr nach Rüschhaus, die im Herbste erfolgte, dachte sie, sich dieser Arbeit zu widmen, mit um so freierer Muße, als Mutter und Schwester längere Zeit in Bökendorf verweilten. „Aber Gott und gute Leute“, schreibt sie am 2. November an ihre Freundin, „haben mir darüber weggeholfen — d. h. Gott hat mir Augenschmerzen geschickt, und recht gute, liebe Leute, nämlich die Schwester und Nièce der Abtissin Decken, haben mir die Zeit dazu genommen, durch ihren mehrmonatlichen, mir übrigens sehr erfreulichen Aufenthalt bei mir. Ich muß schon aufhören zu schreiben, meine Augen wollen es für heute nicht länger leiden [1].“

Das Augenübel blieb nicht das einzige. Annettens Gesundheit war durch den Aufenthalt am Rhein nicht gekräftigt; sie verfiel in ein Siechtum, welches das Schlimmste befürchten ließ. Ein in Münster ansässiger Homöopath berichtet, Annette sei damals von ihrem früheren Arzte, der keinen Rat mehr gewußt habe, in einem schwindsuchtartigen Zustande an ihn verwiesen worden [2]. Kaum äußerte die neue Behandlungsweise ihre

---

[1]) Annette an Fr. Thielmann, 2. November 1828. Briefe a. a. O. Nachtrag S. 215.

[2]) C. M. F. v. Bönninghausen, Die Aphorismen des Hippokrates nebst den Glossen eines Homöopathen, Leipzig 1863. S. 477.

Wirkung, als Annette durch eine Krankheit, und am 15. Juni durch den Tod ihres Lieblingsbruders Ferdinand in die tiefste Betrübnis versetzt wurde. Sie hatte sich als Pflegerin über ihre Kräfte angestrengt; am 27. Juli 1829 schreibt die Schwester Jenny an Wilhelm Grimm, sie lebe in beständiger Sorge um Annette. Der Arzt sage zwar, es sei nur Nervenreiz und Krämpfe; „indessen", setzt sie hinzu, „mir macht es viel traurige Stunden, und nur selten glaube ich frei atmen zu dürfen. Der Gedanke, auch meine Schwester zu verlieren, drückt mich ganz nieder, und ich weiß, Sie würden oft recht viel Mitleiden mit mir haben. Wir sind jetzt seit vierzehn Tagen in Münster, weil uns der Arzt zu entfernt war, und es auch Nette an der nötigen Zerstreuung fehlte; ob aus unserer Reise nach Bökendorf noch etwas werden wird, kann ich noch nicht sagen, da es einzig von Nettens Gesundheit abhängt." Aus der Antwort Grimms aus Kassel vom 24. August 1829 sieht man, daß die Gefahr zunächst vorüberging; aber sie kehrte wieder, dauerte bis in den nächsten Frühling, und für Annettens Gesundheitszustand hat diese Krankheit wie die frühere des Jahres 1815 eine niemals verschwindende Nachwirkung hinterlassen.

Einige Zeit fehlt es dann an Nachrichten. Aber im Herbst 1830 finden wir Annette wieder in Bonn, im Hause ihres Vetters und im lebhaften Verkehr mit der Familie Mertens. Der Aufenthalt war eigentlich nur auf kurze Zeit berechnet; schon in dem ersten Briefe vom 14. Oktober 1830 redet Annette von der Rückkehr. „Sie meinen alle", schreibt sie der Mutter, „ich bliebe den ganzen Winter hier; . . aber wir von Rüschhaus sind gar zu sehr an einander gewöhnt, und ich bin immer auch Angst, es möchte jemand krank werden, von euch oder meinen Bekannten, die Amme oder der alte Sprickmann [1]);

---

[1]) Ges. Werke, IV, 273; auch am 7. Februar 1831 erkundigt sich Annette nach Sprickmanns Befinden, Ges. Werke IV, 281.

kurz, wenn ich könnte, so käme ich viel lieber bald wieder. Aber da ich gar keine Gelegenheit dazu sehe, so schweige ich vorläufig ganz still; sie würden es mir hier alle übel nehmen, wenn sie merkten, daß ich wieder nach Haus verlangt, da sie doch allerseits das Mögliche thun, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. . Die Mertens denkt sogar ihren Mann dahin zu bringen, daß er den Winter über in Bonn wohnt, weil ich hier bin. Das wird mich aber alles nicht hindern, zu echappieren, um wieder zu euch zu kommen, sobald ich eine Gelegenheit sehe."

Aber diese Gelegenheit fand sich nicht, wurde auch vielleicht nicht sehr eifrig gesucht. Annette abonnierte sich beim Friseur, in der Leihbibliothek, im Theater und zu „einem allerliebsten Studenten-Konzert, wo, sowie in der Liedertafel [zu Münster], Stücke bloß von Männerstimmen aufgeführt wurden", war auch „Ehrenmitglied eines sehr niedlichen musikalischen Kränzchens." So kamen die Weihnachtstage, das neue Jahr und einen Monat später ein Ereignis, welches Annettens Freundschaft auf eine der Proben stellte, denen sie sich niemals entzog. Frau Mertens, ohnehin von schwacher Gesundheit und häufig leidend, verletzte sich am 31. Januar durch einen Stoß am Kopfe so sehr, daß sie in den gefährlichsten Zustand geriet. Es fehlte an einer passenden Pflegerin, und so entschloß sich Annette Anfangs Februar, nach Plittersdorf zu ziehen. Sechs Wochen verweilte sie in der Nähe, meistens im Zimmer und am Bette der Kranken. „Die Mertens war so elend", schreibt sie am 20. März nach der Rückkehr nach Bonn, „so matt, daß ich dachte, sie wäre in den letzten 14 Tagen der Schwindsucht. Aber es sind alles nur Krämpfe gewesen; sie ist jetzt besser. Das Kopfübel ist gehoben, sie nimmt stärkende Bäder, wonach, wie der Arzt meint, ihre Kräfte sich vielleicht sehr bald wieder herstellen werden. . . Ach Gott, was habe ich für Angst ausgestanden! — Wie Dein letzter, lieber Brief kam, war alles so, daß ich keine Minute von ihrem

Bette gehen und an kein Schreiben denken konnte [1])." So wurde auch die Rückreise wieder verschoben. Es fand sich zwar eine passende Gelegenheit; „aber", fährt Annette fort, „die Mertens hatte kaum ein Wort davon gehört, als sie so erbärmlich anfing zu weinen, daß ich, per Compagnie, mit daran kam und ihr versprach, nicht eher zu gehen, bis sie sich wenigstens einigermaßen erholt hätte, — das kann nun noch immerhin einige Wochen dauern."

In der That finden wir Annette noch im Frühling am Rhein und sogar mit weiteren Reiseplänen beschäftigt. Am 4. Mai schreibt Herr Mertens aus Plittersdorf an de Noël: „Meine Frau hat Lust mit der Fräulein v. Droste eine Reise nach der Schweiz, namentlich nach Vevey zu machen, in der Hoffnung, da ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Wollen Sie diese mitmachen? Ich gebe Wagen und Pferde dazu, die übrigen Depensen macht jeder nach seinem Vergnügen und Willen. Die Abreise könnte in der Mitte oder gegen Ende Mai statthaben. . Sie sind ein so angenehmer Chevalier, daß ich gerne Sie als Begleiter sähe." Ob neben dem in dem Briefe angegebenen Grunde auch die Erzählungen der Frau v. Thielmann und der Wunsch Annettens, den Schauplatz ihres Gedichtes über den St. Bernhard in der Nähe zu sehen, bei diesem Plane mitgewirkt haben? Er kam jedoch nicht zur Ausführung. In den folgenden Briefen des Herrn Mertens an de Noël wird er nicht einmal erwähnt, und am 20. Mai bemerkt eine Nachschrift: „Fräulein v. Droste, Ihr Favoritgen, ist in Bonn." Die Nachkommen der Frau Mertens bewahren noch lebhaft die Erinnerung an jene Zeit und an Annettens freundliches Wesen, besonders den Kindern gegenüber, welche sie wie die junge Welt auf Hülshoff und die Bauernkinder bei Rüschhaus durch Mähr-

---

[1]) Gesammelte Werke IV, 282 fg.

chen und heitere Spiele erfreute [1]). Auch Annette hat der Erinnerung an jene Prüfungszeit noch lange nachher einen rührenden Ausdruck gegeben in dem Gedicht: „Nach fünfzehn Jahren“:

„Wie hab' ich doch so manche Sommernacht,
Du düst'rer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leise für ein teures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülsewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebtem Mund;
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich mutig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.

Du Bett, mit seidnem Franzenhang geziert,
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,
Mit leiser, leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
Wenn ich mich beugte, durch den Spalt zu lauschen;
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!
Mechanisch löste ich der Zöpfe Bund
Und sucht' im frischen Trunk Erleichterung;
Ach, alles trägt man leicht, ist man nur jung,
Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
Sich wieder auf die kranke Wange schlich,
Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben
Dem Töchterchen geringelt seine lieben
Goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
Eh' ich es führte an der Mutter Kissen!
Und gute Sitte flüstert ich ihm ein,
Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,

---

[1]) Gütige Mitteilungen der Frau Professorin Heimsoeth, geb. Mertens, welcher ich auch die angeführten Briefe des Herrn Mertens verdanke.

Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
Als müss' es immer frisch und schäumend bleiben;
Des Überstand'nen lachten wir im Hafen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
Und wandelten am Rasenstreifen fort
Und musterten der Stämmchen schlanke Reih'n
Und schwärmten, wie es müsse reizend sein
Nach fünfzehn Jahren dort!

Der Kreis des Mertensschen Hauses zählte in der Zeit, auf welche diese Schilderung sich bezieht, neben unserer Dichterin noch zwei Frauen von litterarischer Bedeutung. Johanna Schopenhauer hatte, nachdem sie im Herbst 1806 mit ihrer Tochter Adele von Hamburg nach Weimar gezogen war, dort mehr als 20 Jahre in der Gesellschaft eine hochgeachtete Stellung behauptet, insbesondere mit Goethe im freundlichsten Verkehr gestanden. Im Jahre 1819 verlor sie den größten Teil ihres Vermögens, und da die Gesundheit ihrer Tochter eines milderen Klimas bedurfte, reifte in ihr allmählich der Entschluß, von Weimar nach dem Rhein, den sie bei wiederholten Besuchen liebgewonnen hatte, überzusiedeln. Schon im Sommer 1828 verweilten Mutter und Tochter längere Zeit in Godesberg; bereits damals mögen sie mit Annette bekannt geworden sein. Im Sommer 1829 nahmen sie dauernd ihren Wohnsitz am Rhein, vorerst in Unkel in einem der Familie Mertens gehörigen Hause, das ihnen für einen sehr geringen Mietpreis überlassen war, und bereits im Herbst desselben Jahres erscheint Adele durch ein genaues Freundschaftsverhältnis mit Frau Mertens verbunden [1]. Mehr häßlich als schön, nahm sie doch durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters, ihren feinen Sinn für Kunst und Litteratur alles für sich ein. Goethe hatte sie schon

---

[1]) Über Adele Schopenhauer vgl. H. Düntzer, Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern, in den Abhandlungen zu Goethes Leben, Leipzig 1885, I, 115.

in früher Jugend zu sich herangezogen; in den „Tag- und Jahresheften“ 1821 rühmt er sie und die Gräfin Julie v. Egloffstein als zwei entschiedene Talente für Recitation. So war sie auch in dem berühmten Maskenzuge vom 18. Dezember 1818 als „Tragödie“ aufgetreten. Goethe selbst ließ ihre Ausbildung sich angelegen sein; sein Unterricht und der Umgang mit einem solchen Meister waren nicht ohne Frucht geblieben. Erst in den letzten Lebensjahren trat sie als Schriftstellerin auf; aber sie besaß ein feines und gebildetes Gefühl für die Schönheiten der Poesie und ein reifes Urteil. Die Freundschaft mit Sibylla Mertens brachte sie auch mit den Freunden dieser Frau in Berührung; im September 1829 finden wir sie in Briefwechsel mit de Noël, dem sie in Goethes Auftrage ein Kästchen übersendet; aber am innigsten wurde bald ihr Verhältnis zu Annette v. Droste. Adele blieb auch am Rhein mit Goethe und seiner Schwiegertochter Ottilie in lebhaftem Verkehr. Sie wußte vortrefflich von Weimar zu erzählen; so eröffnete sich auch für Annette der Blick auf die höchsten Meister unserer Litteratur, ja sie trat ihnen durch die Freundin auch persönlich näher. Keinem Urteil legte sie höheren Wert bei, als dem Adelens und des den Weimarer Kreisen geistesverwandten Professor d'Alton; gerade diese beiden scheinen auch das poetische Talent Annettens in seiner vollen Bedeutung zuerst gewürdigt zu haben. Freilich, es blieb auch in dem Hause ihres Vetters nicht unbeachtet. Nicht selten entspann sich zwischen ihr und Clemens v. Droste ein scherzhafter Streit in Leberreimen; gern regte man sie zu Gelegenheitsgedichten an, und wenn sie, was gleichfalls nicht selten geschah, die für das Mittagessen angesetzte Stunde nicht einhielt, mußte sie durch ein Gedicht sich Verzeihung erkaufen. Über das, was ein geistreicher Kreis an dergleichen Scherzen zu leisten pflegt, scheint jedoch wenig hinausgegangen zu sein. Einmal schreibt der Professor einem Freunde,

in seinem Hause säßen eben drei Poeten: Annette, die Schopenhauer und der Dichter Wilhelm Smets zusammen. Daß Annette mit dem letztgenannten, der damals als Pfarrer in Hersel lebte, bekannt war, ergiebt sich aus mehreren Zeugnissen; sie hatte ihn schon 1826 in Köln im Hause des Onkel Werner gesehen [1]), aber eine tiefer gehende Bedeutung läßt sich für dies Verhältnis nicht nachweisen.

Annette war damals nicht gerade schön, aber eine anziehende, interessante Erscheinung; Mund und Nase fein und edel geformt, die Stirn hoch, die blauen Augen, wie es bei sehr Kurzsichtigen der Fall ist, stark gewölbt, sodaß sie aus den Lidern hervorzutreten schienen, alle Bewegungen voll Feuer und Lebhaftigkeit. Als sie einmal in den Laden eines Haarkünstlers getreten war, äußerte der Inhaber einen Zweifel, ob die Fülle blonden Haares, welche in starken Flechten ihren Kopf umgab, wohl ganz auf eigenem Boden gewachsen sei. Mit raschem Griff löste sie das zusammenhaltende Band und ließ den erstaunten Mann einen Reichtum gewahren, der für den Mantel einer Genoveva hätte ausreichen können. Wie in den Dichtungen, so war auch im Wesen der Dichterin der Grundton ernst und in die Tiefe dringend, aber umwoben von einem heitern Gedankenspiel scherzhafter Einfälle und einer mutwilligen, zuweilen übermütigen Laune. Ihre Darstellungsgabe trat in der lebendigen Rede noch entschiedener, als in Briefen und anderen Schriften hervor. Mit Meisterschaft wußte sie lustige oder seltsame Geschichten, besonders aus den Kreisen des westfälischen oder rheinischen Volkslebens, vorzutragen, gewürzt durch die kernhaften Ausdrücke des niederdeutschen oder auch des kölnischen Dialekts, dessen sie schon beim ersten Aufenthalt am Rheine vollkommen mächtig geworden war. Es kam vor, daß

---

[1]) J. Müllermeister, Wilhelm Smets in Leben und Schriften S. 110.

bei solchen Erzählungen ein Bekannter die Kosten tragen mußte, oder daß Annettens Neigung, das Komische hervorzuheben, sie weiter führte, als ihr später lieb war. Im Wortgefecht war sie nicht leicht zu überwinden, ja es wird bemerkt, daß sie in früher Jugend zuweilen durch kecke Entgegnungen selbst ältere Personen verletzt habe. Wie sie aber an Jahren zunahm, beruhigte sich ihr Wesen, milderte sich ihr Urteil über Welt und Menschen; „meine Schwester Nette“, schreibt Jenny von Droste am 20. November 1826 an Wilhelm Grimm, „würden Sie jetzt gewiß lieb gewinnen; sie ist sehr viel herzlicher und sanfter geworden.“ Auch später noch konnte sie zuweilen sich ereifern, aber statt „der flammenden Pfeile“, von denen Grimm einmal geträumt hatte, war es jetzt die wohlthuende Wärme eines edlen, gütigen Herzens, welche jedem, der ihr nahe trat, vor allem zum Bewußtsein kam und ihn vielleicht noch fester, als der Reichtum ihres Geistes verbunden hielt.

Die Frage liegt nahe, ob nicht eine junge Dame, mit solchen Vorzügen ausgestattet, den Wunsch rege machte, um ihre Hand zu werben. Daß dies mehr als einmal geschah, ist gewiß, und nach Angabe einer Freundin Annettens soll sogar ein rheinischer Gutsbesitzer ihr Jawort erhalten, aber bald wieder verwirkt haben [1]. Bestimmtes weiß ich darüber und über den Sommer von 1831 nicht zu sagen. Aus den eben angeführten Strophen und der Äußerung Annettens, sie habe zweimal ein ganzes, ereignisvolles Jahr mit Adele Schopenhauer, also am Rheine verlebt [2], dürfen wir schließen, daß sie bis zum Herbst in Bonn und Plittersdorf verweilte. Im Oktober mag sie, bereichert

---

[1] Fr. Elise v. Hohenhausen, „Deutschlands größte Dichterin“, in Schorers Familienblatt Bd. VI, Nr. 40, S. 633; Nationalzeitung, 29. Juni 1881.

[2] Annette an Schlüter, 19. Mai 1840, Briefe S. 174.

durch neue Eindrücke und neue Bekanntschaften, nach Rüschhaus zurückgekehrt sein.

Die Anknüpfung neuer Verbindungen hatte für Annette doppelten Wert, weil sie von älteren Freunden mehr als einen in den nächsten Jahren verlor. Am 2. November 1831 starb Katharina Schücking, die Dichterin, mit welcher Annette seit achtzehn Jahren durch wahre Herzensneigung sich verbunden fühlte. Clemens von Droste fand am 13. August 1832 einen frühen Tod, nicht in Bonn, sondern in Wiesbaden auf einer Reise, die ihn nach Wien führen sollte. Nur fünfzehn Monate später, am 22. November 1833, verschied auch Sprickmann, der 1829 als achtzigjähriger Greis in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Und eine noch größere Lücke in der nächsten Umgebung ließ das folgende Jahr entstehen.

Wir erinnern uns, daß Werner von Haxthausen 1814 zur Zeit des Kongresses in Wien verweilte. Unter bedeutenden Männern, denen er dort begegnete, hatte er auch den Freiherrn von Laßberg kennen gelernt, sicher ohne zu ahnen, was zwanzig Jahre später aus dieser Bekanntschaft sich entwickeln würde. Joseph von Laßberg, einem uralten österreichischen Geschlecht entstammend, wurde als der Sohn eines fürstlich-fürstenbergischen Oberjägermeisters am 10. April 1770 geboren. Schon in der Schule zu Donaueschingen zeigte sich seine Neigung für die Wissenschaften, und nachdem er vom 15. Jahre an einige Zeit in Straßburg bei einem elsassischen Regiment gedient hatte, bezog er 1787 die Universität Freiburg. 1789 trat er als Jagdjunker in fürstlich-fürstenbergische Dienste, wurde 1792 Oberforstmeister auf Schloß Heiligenberg und 1804 Landes-Oberforstmeister in Donaueschingen. Im letztgenannten Jahre starb die schwäbische Linie des Hauses Fürstenberg aus, und die böhmische Sekundogenitur gelangte zur Nachfolge. Das Haupt derselben, Fürst Aloys von Fürstenberg, war am 25. März 1799

in der Schlacht bei Stockach gefallen; seine Witwe Elisabeth, geborene Fürstin von Thurn und Taxis, zog am 24. Mai 1805 als Vormünderin des einzigen Sohnes in das ererbte Ländchen ein. Schwere Zeiten standen bevor. Schon im Dezember 1805 ging die Landeshoheit verloren. Vornehmlich durch den Beistand Laßbergs, der zwölf Jahre hindurch, seit 1813 mit dem Titel eines Oberjägermeisters, der eigentliche Regent war, gelang es, den noch übrigen Teil von Hoheitsrechten und Besitzungen unter allen Bedrückungen der Zeit zu erhalten. 1814 begab er sich im Gefolge der Fürstin nach Wien, um Kaiser Franz für die Wiederherstellung der Landeshoheit zu gewinnen. Dies gelang zwar nicht; aber für Laßberg wurden damals die Anfänge einer Erwerbung vorbereitet, welche wenigstens von Sängern und Poeten noch höher als eine Krone oder ein Fürstentum geschätzt zu werden pflegt. 1817, nach Beendigung der vormundschaftlichen Regierung, zog sich der Freiherr teils nach Schloß Heiligenberg, teils nach Eppishausen, einer Besitzung im Kanton Thurgau zurück, die er 1813 gekauft hatte. Mit voller Muße und freudigem Eifer konnte er hier seine germanistischen Studien verfolgen. Aber seine erste Gemahlin, die Konstanzer Patriziertochter Marianne Ebingen von der Burg, hatte er schon 1813 nach achtzehnjähriger Ehe verloren; am 21. Juli 1822 mußte er auch den Tod der Fürstin Elisabeth beweinen, und da seine Kinder sich in der Ferne befanden, war er in Gefahr, mehr und mehr zu vereinsamen, als ihm unerwartet in bereits vorgerücktem Alter noch ein beinahe jugendliches Glück beschieden wurde. Im Herbst 1831 verweilte Werner v. Haxthausen, mit Frau und Tochter, sowie mit den Schwestern Sophie und Ludowine aus Italien zurückkehrend, in der Schweiz. Sein Bruder Fritz und die Nichte Jenny v. Droste kamen aus Westfalen ihm entgegen. Man besuchte den Freiherrn v. Laßberg in Eppishausen, wo zu derselben Zeit auch Jakob

Grimm sich eingefunden hatte; dann folgte ein gemeinschaftlicher Ausflug an den Vierwaldstätter See [1]). Rasch hatte sich im täglichen Verkehr zwischen Laßberg und seiner jugendlichen Reisegefährtin eine gegenseitige Neigung entwickelt, und auf dem Gipfel des Rigi sprach der Freiherr den Wunsch nach einer dauernden Verbindung aus. Bei dem Fräulein fand er ein geneigtes Ohr; nicht so leicht war die Zustimmung der Mutter zu erlangen, welche mit dem Unterschied des Alters und einer Verheiratung in so weite Ferne sich nicht befreunden konnte. Jahre vergingen, aber die standhafte Treue der Liebenden überwand alle Hindernisse [2]). Im Herbst 1834 rüstete sich Laßberg zu einer Reise nach Westfalen, um als Brautwerber aufzutreten; am 18. Oktober führte er die Erwählte an den Altar und wenig später auf seine Burg nach Eppishausen. Auch Annette hat durch diese Verbindung eine zweite Heimat gewonnen, aber zunächst bedrohte die Entfernung der Schwester die in Rüschhaus zurückbleibenden mit noch größerer Vereinsamung. Ein Glück, daß Annette um diese Zeit eine Bekanntschaft anknüpfte, welche, bald zu herzlicher Freundschaft gesteigert und bis zum Tode der Dichterin niemals getrübt, für die Entwickelung ihres Geistes, wie für die Bedürfnisse ihres Herzens die schönsten Früchte getragen hat.

In Münster wurde damals die Familie Schlüter nicht selten mit Verehrung genannt: der Vater, ein ausgezeichneter Jurist und auch für andere geistige Interessen nicht unempfänglich, die

---

[1]) Nach mündlichen Mitteilungen und Laßbergs Brief an Uhland vom 13. Oktober 1831 in dem „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn v. Laßberg und Ludwig Uhland", herausgegeben von Franz Pfeiffer, Wien 1870, S. 213.

[2]) Über Laßbergs Verkehr mit der Familie v. Haxthausen und mit „der liebenswürdigsten unter allen, die den Namen Jenny tragen", geben die beste Auskunft seine Briefe an Ludowine v. Haxthausen vom 16. Oktober 1831, 21. Februar 1832 und 24. Januar 1833 bei Reifferscheid, „Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm", S. 235 f.

Mutter von einer Güte, die ihr bei der ersten Begegnung die Herzen gewann, eine Tochter, der Mutter Ebenbild, und ein Sohn, der Professor an der Münsterschen Akademie, Christoph Bernhard Schlüter. Schon in der Jugend von schweren Augenleiden heimgesucht und vor dem 30. Jahre erblindet, hatte er sich doch einen reichen Schatz philosophischer und litterarischer Kenntnisse angeeignet, den ein treffliches Gedächtnis ihm jederzeit zu Gebote stellte. Alle, die diesem vorzüglichen Manne nähergetreten sind, — und man dürfte hier viele und bekannte Namen nennen — waren auch Zeugen der Anregung, die seine nicht zu trübende Geistesfrische, die Milde und Wärme seines Wesens weithin verbreiteten. Er, in so vielen Dingen fremder Hilfe bedürftig, brachte es dahin, daß er in seiner Umgebung meistens leitend und lehrend auftreten konnte, und daß sein Abscheiden am 4. Februar 1884, im achtzigsten Jahre, von allen als zu früh, von vielen als ein unersetzlicher Verlust beklagt wurde. Dank den Tagebüchern, die sein Vater und die er selbst führte, kann man die Entstehung seiner Beziehungen zu Annette genau verfolgen [1]). Schon im Jahre 1829 hatte die Mutter der Dichterin eine Annäherung herbeizuführen gesucht. Am 5. April, nach einem Mittagessen bei dem bekannten Kirchenhistoriker Katerkamp, blieb sie, als die übrigen Gäste sich entfernt hatten, allein mit Schlüter zurück und unterhielt sich mit ihm wohl eine Stunde lang über die Gedichte ihrer Tochter. „Sie äußerte den Wunsch", erzählt der Professor, „ihre Annette möge mit mir verkehren, da sie niemanden habe, mit dem sie nach Wunsch über ihre Gedichte und Ähnliches sprechen könne. Kurz darauf brachte mir der junge Herr v. Metternich [der älteste Sohn des Landrats v. Metternich auf Wehrden, Annettens Vetter,] den ‚Walther', ob in der Mutter oder Annettens Auftrag, weiß ich

[1]) Die nachstehenden Auszüge verdanke ich der langjährigen, treuen Gehülfin Schlüters, Fräulein Emilie Dehne in Münster.

nicht, der mir aber nicht gefiel. Er erinnerte mich zu sehr an Wieland, er schien mir süßlich, leer, ja zum Teil affektiert, sodaß ich anfangs das Zusammentreffen mit dem Fräulein zu vermeiden suchte.“ In späterer Zeit bemerkte Schlüter zu dieser Stelle: „der ‚Walther‘ wurde mir schlecht vorgelesen, was vielleicht auf mein erstes Urteil Einfluß hatte.“ In den Tagebüchern der folgenden vier Jahre findet sich aber die Dichterin nicht erwähnt; erst zu Anfang des Jahres 1834 war es Werner v. Haxthausen, der abermals und mit besserem Erfolge eine Annäherung vermittelte. Zum 25. Februar meldet das Tagebuch des Vaters, der Sohn und die Tochter Therese seien zum Thee bei Werner und Fritz v. Haxthausen gewesen, desgleichen Fräulein Nettchen v. Hülshoff. Zum ersten März wird dann erwähnt, Annette habe im Schlüterschen Hause von 4 bis 5 Uhr alte Minnelieder und Volksgesänge vorgetragen; insbesondere „Gott grüß mir die im grünen Rock“, „Ich habe gemeint“ und „Wohin soll ich mit euch gehn?“ Am 9. April las sie bei Schlüters ein erzählendes Gedicht vor, und am 14. Juli ging der Professor mit seiner Schwester zu ihr nach Rüschhaus. „Sie recitierte“, erzählt er, „aus ihren Gedichten, worüber vieles gesprochen und überlegt wurde, zeigte uns Muscheln, Münzen und Altertümer. Wir kehrten am Abend, beschenkt mit einigen Raritäten, nach Hause; ich erhielt einen römischen Weinkrug aus Xanten, ein römisches Lämpchen, beide aus Thon, ein schwarzes und weißes Steinchen, Lapillus, und einen fingerlangen Penaten, der mir später von einem Philologen entwendet ward.“

Der Professor war am 27. März 1801 geboren, zählte also damals erst 33 Jahre; aber sein Augenleiden und seine Geistesrichtung ließen im Verkehr mit ihm manche Zurückhaltung wegfallen, die sonst eine rasche Annäherung zu verzögern pflegt. Man kann sich vorstellen, wie bald Annette den Umgang mit einem Manne schätzen lernte, der, in den Grundansichten mit

ihr einig, das, was sie wollte und fühlte, verstehen, von ihren Fragen manche beantworten und in ihrem Wissen manche Lücke ergänzen konnte. Was er vor ihr voraus hatte, war eine systematisch geordnete philosophische Bildung und eine zusammenhängende Kenntnis, man darf wohl sagen, der Weltlitteratur, in welcher er mit richtigem Gefühl das Schönste und Bedeutendste herauszufinden wußte. Er hatte sich gewöhnt, die Dinge als Philosoph im großen anzusehen, dagegen auf Einzelheiten, insbesondere die historischen, wenig zu achten; unzweifelhaft war ihm Annette an Geschmack und kritischem Urteil überlegen, auch in der Freundschaft, wie es scheint, um einen Schritt voraus. Schlüter hat Aufzeichnungen hinterlassen, in denen er sich schuld giebt, den Wert der neuen Freundin nicht gleich erfaßt und in der ganzen Bedeutung geschätzt zu haben; ihr Grübeln, ihr Verharren bei den Einzelheiten sei ihm seltsam, ja komisch vorgekommen, bis er sich überzeugt habe, daß diese Eigentümlichkeit zu ihrem Wesen gehöre und eine Vorbedingung ihrer Dichtungen sei. Vielleicht dachte er bei diesen Worten noch mehr an religiöse, als an litterarische Erörterungen. Als christlicher Philosoph war er zu fest bestimmten Überzeugungen gelangt, während Annette, im ganzen gleicher Ansicht, im einzelnen doch fort und fort von Zweifeln und Ungewißheit bedrängt wurde, welche Schlüter dann mit der Überlegenheit eines Mannes, der mit sich selber einig ist, zu beseitigen suchte. So mag er sich zuweilen in diesem Verhältnis vorzugsweise als der Gebende vorgekommen sein, aber gewiß nicht in dem Maße, daß er nicht das, was ihm zuteil wurde, dankbar und freudig empfunden hätte [1]). Lag doch selbst in den Gegensätzen eine Ergänzung und Anziehungskraft.

---

[1]) Den sichern Beweis geben die Briefe Schlüters an Annette, welche sich im Besitz von Fräulein E. Dehne befinden und hoffentlich bald in den Druck gelangen.

Drei Tage nach dem Besuch in Rüschhaus, am 17. Juli 1834, empfing der „liebe Herr Professor" den ersten Brief. Im Herbst machte Annette dann eine Reise nach Holland und Belgien, auf der sie den Stoff für zwei nachmals begonnene, aber leider nicht vollendete Novellen und mancherlei Eindrücke sammelte, von denen sie noch in späten Jahren gern zu erzählen pflegte. Gleich nach der Rückkunft wurde auch der Verkehr mit Schlüter wieder aufgenommen, und noch vor dem Ende des Jahres bezeugt ein Brief vom 5. Dezember durch die Anrede „mein lieber Freund", wie bald das Verhältnis an Innigkeit gewonnen hatte. Im folgenden Jahre 1835 vermehren sich die persönlichen Begegnungen; dann wird Annette freilich noch einmal und auf längere Zeit von dem Freunde entfernt, aber dieser Entfernung und überhaupt dem Umstande, daß Schlüter und Annette nur selten an demselben Orte weilten, verdanken wir eine Zahl von Briefen, so anmutig, wie sie selten aus einer deutschen Feder hervorgegangen sind. Annette hat, so viel bekannt, vier bedeutende Korrespondenzen geführt, mit Sprickmann, mit ihrer Schwester, mit Schücking und mit Schlüter. Von diesen sind die Briefe an Sprickmann die eigentümlichsten; in der Litteratur aller Zeiten findet sich schwerlich ein zweites Beispiel, daß ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen mit einem bedeutenden, bereits dem Greisenalter sich nähernden Manne in solchem Tone gesprochen hätte. Die Briefe an die Schwester sind die vertrautesten; vor dieser treuen Gefährtin ihres Lebens lag Annettens ganzes Herz offen; keinen Gedanken brauchte sie ihr zu verbergen. Die Briefe an Schücking sind noch nicht bekannt geworden; vermutlich wird in den früheren Annette mehr als Beschützerin, in den späteren als Freundin und litterarisch Mitstrebende erscheinen. Ich glaube, daß vor allen die Briefe an Schlüter den Vorzug verdienen. Hier sehen wir die vollkommen entwickelte Persönlichkeit im Verkehr mit einem durch

die höchsten Interessen ihr verbundenen Freunde, zu dem sie, wenn auch an geistiger Bedeutung ihm überlegen, doch in manchem Sinne hinaufblickt. Die alltäglichen Begebenheiten, welche in den Briefen an die Schwester die erste Stelle einnehmen, treten hier zurück; nur das an sich Bedeutende ist würdig, in Briefen an einen solchen Freund besprochen zu werden. Dadurch zeigt sich auch das Wesen der Schreiberin erhöht und veredelt, es zeigt sich in der günstigsten, und wir dürfen hinzusetzen, in der wahrsten Beleuchtung. Denn mit Unrecht behauptet man, in seiner wahren Gestalt erscheine der Mensch nur, wenn er im Alltagsverkehr sich gehen läßt; das richtige Bild dürfen wir dann erwarten, wenn er, losgelöst von den niederdrückenden und zerstreuenden Sorgen des Tages, den edelsten Trieben seines Wesens Ausdruck und Folge geben kann. So fassen große Künstler das Bild eines bedeutenden Menschen auf, und so führt dieser Briefwechsel uns Annette vor.

Dem Biographen bietet er außerdem den Vorteil, daß er über eine wichtige Epoche in dem Leben der Dichterin Aufschluß gibt, über die Zeit, in welcher der poetische Genius zuerst mit voller Kraft die Schwingen regt. Von jetzt an können wir alle wichtigen Punkte ihrer Entwickelung deutlich verfolgen. Ehe wir aber den Blick nach vorwärts richten, müssen wir ihn zu der litterarischen Thätigkeit der letzten Jahre zurückwenden.

Viertes Kapitel.

Das Hospiz auf dem St. Bernhard und das Vermächtnis des Arztes.

Nach allem, was gesagt werden konnte, bleibt es noch immer rätselhaft, wie ein so früh und rasch sich entwickelndes Talent plötzlich für acht Jahre stehen bleiben oder, um ein von Annette benutztes Bild zu gebrauchen, „gleich einem Brunnen im Grunde verrinnen“ konnte, um erst nach weitem Zwischenraum „drüben wieder hervorzusprudeln“. Wie für das Aufhören, so lassen sich auch für den Wiederanfang und die dabei hervortretenden Wandlungen ausreichende Gründe noch nicht anführen. Die Verbindung mit Schlüter konnte nicht von Einfluß sein; denn die beiden Hauptwerke, die hier in Betracht kommen, waren zu Anfange der Bekanntschaft schon beendigt. Haben die Freundinnen und die neuen Verbindungen in Bonn besondere Anregung gegeben? Oder hat Annette, wie nach einem schmerzlichen Ereignis früher Jugend, noch einmal in poetischem Schaffen Trost und Beruhigung gesucht? „Ihr Genius“, schreibt Adele Schopenhauer 1834 [1]), „entfaltet seinen Flug in einem Augenblicke, wo sonst jedes Weib eine schmerzliche Leere em=

---

[1]) Der Brief mitgeteilt von Kreiten, Ges. Werke II, 224.

pfindet." Schwerlich wird man für diese Worte eine besser zutreffende Deutung als die angegebene finden; mit Gewißheit kann ich nicht darüber entscheiden.

Das erste große Gedicht nach der langen Ruhezeit war „Das Hospiz auf dem Sankt Bernhard." Benoit, ein zum Greis gealterter Gemsenjäger, hat nach dem Tode seiner Tochter und seines Schwiegersohnes mit deren Kinde, dem jungen Henry, sich von St. Pierre, im Wallis, auf den Weg gemacht, um über den St. Bernhard zu seiner andern in St. Remy verheirateten Tochter zu gelangen. Von der Nacht in den Felsschluchten überrascht, flüchtet er in ein Leichenhaus; der Schauder treibt ihn wieder ins Freie, und den Weg nach dem Kloster suchend, fällt er erschöpft in einen Schlaf, der zum Todesschlafe wird. Das Kind wird durch die Klugheit eines wachsamen Bernhardinerhundes gerettet, der es auf seinem Rücken ins Hospiz trägt; die Mönche machen sich auf, finden auch den zurückgebliebenen Greis, aber zu spät. „Der Mann ist tot", muß der Prior ausrufen, als alle Belebungsversuche vergeblich bleiben. Mit jenem Trauerwort schließt der zweite Gesang und zugleich das Gedicht, so weit es von Annette veröffentlicht wurde. Es hat aber noch einen dritten Gesang. Er beginnt mit einer anmutigen Schilderung Savoyens und eines Sonntagmorgens in St. Remy. Die Freude der Landleute wird gestört durch die Nachricht, daß der alte Benoit verunglückt sei, und sogleich macht sich die Tochter mit ihrem Manne und einigen Begleitern nach dem Hospital auf den Weg. Oben finden sie aber den Alten vom Scheintod erwacht, den Kleinen munter um ihn spielend, und hocherfreut ziehen die Geretteten und die Überraschten vom Hospital wieder nach St. Remy [1]).

---

[1]) Das Gedicht zum erstenmale vollständig in den Gesammelten Werken II, 111 fg., der dritte Gesang nach der Reinschrift in dem von

Bei den ersten hundert Zeilen erkennt man, daß zwischen dem Walther und dem St. Bernhard ein weiter Zwischenraum liegt, nicht allein der Zeit, sondern auch der dichterischen Entwickelung nach; der St. Bernhard bezeichnet den Übergang zu einem neuen und zugleich schon vollständig ausgebildeten Stil. Schwerlich würde jemand beide Gedichte für Erzeugnisse desselben Verfassers halten. Statt der wohllautenden siebenzeiligen Strophen finden wir jetzt jambische Verse von vier Hebungen, wie sie in den Erzählungen Walter Scotts und gleichzeitiger englischer Dichter zur Anwendung kommen, nur daß die Reimpaare oft sonderbar verschlungen sind. Der Ausdruck ist gedrängt, nicht selten herb und strenge, alles Sentimentale abgestreift. Wenn im Walther zur Zeit der Kreuzzüge Ritter in „Kutschen" auf rheinischen Burgen anlangen, so sind hier die Lokalfarben mit der sorgfältigsten Auswahl aufgetragen. Nur Schiller hat die Schweiz, gleichfalls ohne sie gesehen zu haben, mit solcher Treue so anschaulich geschildert. Von Annettens Studien und zugleich von ihrer Art, zu arbeiten, zeugt ein Brief an Frau v. Thielmann, offenbar während der Ausarbeitung geschrieben. Sie wünscht genaue Angaben über die Lage und innere Ausstattung des Hospizes, ob Bilder an den Wänden, ob die Hallen niedrig oder hoch gewölbt; sie möchte erfahren, in welcher Tracht, mit welchem Gerät die Mönche auf ihre Rettungsfahrten ausziehen. Man sieht, es steht ihr ein in den Einzelheiten ausgeführtes Bild schon vor der Seele, das gerade, weil es in ganz bestimmten Zügen gezeichnet werden soll, keine Unrichtigkeit erträgt. Unter andern Vorteilen gewährt der Brief auch für die Entstehungszeit des Gedichtes einen be-

---

Annette öfters erwähnten „fuchsigen Buch". Außerdem ist, dem „Vermächtnis" unmittelbar vorhergehend, der erste Entwurf des dritten Gesanges erhalten. Die beiden ersten Gesänge liegen mir in mehreren Handschriften vor.

stimmten Anhalt. Er ist zwar ohne Angabe eines Jahres nur aus „Rüschhaus, den 2. November" datiert; da aber ein darin als bevorstehend angekündigtes Ereignis am 22. April 1829 eintrat, kann er nur am 2. November 1828 geschrieben sein. Annette war, wie wir uns erinnern, im Sommer dieses Jahres in Godesberg gewesen, wo Julie von Thielmann, die Tochter der Generalin, viel von ihrem Aufenthalt im Rhonethal und von den Alpen erzählte, vielleicht auch von Barry, dem berühmten Bernhardiner Hund, wie er mit wunderbarer Klugheit ein Knäbchen im Schnee gefunden und ins Hospiz getragen habe. Diese halb anekdotenhafte Begebenheit, wenngleich in der Bearbeitung zurücktretend, hat unzweifelhaft den Kern der Dichtung gebildet, wie auch der ursprüngliche Titel „Barry, der Hund vom St. Bernhard" noch erkennen läßt. Sie war sicher im Hause der Frau v. Thielmann nicht unbekannt und machte, wie es scheint, zu Ende der zwanziger oder zu Anfang der dreißiger Jahre auch in den Zeitungen die Runde [1]), ich weiß nicht, durch welchen Zufall wieder aufgefrischt. Denn sie ist in der That weit älter; der Hauptheld Barry starb schon 1813 und wurde im folgenden Jahre in dem Berner Museum aufgestellt, wo man ihn noch heute sehen kann. Annette ist auch nicht die erste, die ihn besungen hat. Schon in der Zeitschrift „die Alpenrosen" vom Jahre 1816 findet sich ein Gedicht zu seinem Preise. Wie rasch oder wie langsam der St. Bernhard zur Vollendung kam, läßt sich nicht bestimmen; länger als fünf Jahre hat Annette mit dem mehr-

---

[1]) Das Pfennigmagazin, eins der illustrierten Blätter, welche in den dreißiger Jahren in Münster in aller Händen waren, bringt am 6. Juli 1833 eine Abbildung des Hundes mit dem auf ihm ruhenden Kinde, ganz wie Annette es darstellt, und erzählt am 21. Dezember in einem Artikel „die Hunde des St. Bernhard": „Einer dieser nützlichen Klosterhunde soll einst eine von einer Lawine verschüttete Mutter mit ihrem noch

mals umgearbeiteten Entwurf, mit der Veränderung, Kürzung und Erweiterung der Einzelheiten sich beschäftigt. Am 10. Januar 1829 berichtet die Schwester: „Nette macht ein langes Gedicht, was sehr gut wird“, und am 17. Dezember 1832: „Nette schreibt fleißig am St. Bernhard; ich hoffe, er soll bald fertig sein“. Aber noch auf dem weißen Blatte eines vom 26. Dezember 1833 datierten Briefes finden sich Vorstudien, es scheint, für den letzten Gesang und eine von der späteren vielfach abweichende Fassung einer Scene des zweiten. Am 9. April 1834 konnte Annette das Gedicht ihrem Freunde Schlüter vorlesen; freilich auch dann blieb bis zur Veröffentlichung und letzten Gestaltung noch ein weiter Schritt.

Wir erwähnten schon, daß der dritte Gesang mit dem glücklichen Ausgange von der Dichterin niemals veröffentlicht wurde. Schücking erzählt, es sei unter Annettens Freunden viel über den Schluß des Gedichtes verhandelt, und des armen Benoit Tod oder Leben sehr ernsthaft in Frage gestellt worden. Im November 1837, als es sich um den Druck des St. Bernhard handelte, trat Schlüter noch einmal für die Aufnahme des dritten Gesanges ein. Aber die Dichterin antwortet ihm launig:

„Doch den dritten Gesang, den schreib' ich nicht.
Habe ich einmal den Alten erschlagen,
So will ich meiner Sünden Last auch tragen,
Bin auch bei weitem nicht heilig genug,
Tote wieder zum Leben zu wecken [1].“

Diese Worte könnten zu dem Schluß verleiten, Annette habe den dritten Gesang damals erst verfassen sollen. Aber es handelt sich nur um eine Reinschrift, nicht um eine neue Arbeit. Der dritte Gesang ist wahrscheinlich in einem Zuge mit den

---

lebenden Knaben angetroffen, den Knaben auf seinen Rücken zu steigen bewogen und hierauf nach der Klosterpforte gebracht haben.“

[1]) Annette an Schlüter, 18. November 1837, Briefe S. 95.

beiden früheren ausgearbeitet und, wie die Manuskripte unzweifelhaft beweisen, im Entwurfe beendigt, ehe das folgende Gedicht, „das Vermächtnis des Arztes“, angefangen wurde. Gewiß zeugt es von einer fast beispiellosen Selbstbeherrschung und Zurückhaltung, daß eine Dichterin, die etwas wie diesen dritten Gesang geschrieben hat, ihn vom Drucke ausschließt. In einer vielleicht für die Bonner Freunde bestimmten Aufzeichnung [1]) führt sie als Beweggrund an, der dritte Gesang würde den Eindruck der beiden früheren fast gänzlich aufheben und dem Gedichte etwas Tändelndes, Buntes und Kleinliches geben. Aber diese Erwägung, wenn auch nicht ohne Bedeutung, wird durch die Gegengründe überwogen. Der dritte Gesang ist an sich von so großer poetischer Schönheit, daß er schon deshalb nicht wohl unterdrückt werden kann. Vielleicht wäre das Gedicht von Anfang an besser darauf angelegt worden, mit dem Tode des Alten seinen Schluß zu finden; aber die beiden ersten Gesänge hätten dann in mehr als einem Punkte eine andere Anordnung erhalten müssen. Die Vorgeschichte Benoits, die Veranlassung seiner Wanderung, welche im dritten Gesange vielleicht etwas zu breit hervortreten, bleiben, wenn man ihn streicht, zu sehr im dunkeln. Mit Recht wurde er in den Gesamtausgaben von Schücking, soweit er bekannt war, von Kreiten vollständig Annettens Werken eingereiht; nur muß man in Erinnerung halten, daß ihm wie dem „Walther“ die letzte Feile vor dem Drucke nicht zuteil geworden ist.

Unmittelbar nach der Beendigung des „St. Bernhard“ hat die Dichterin das zweite größere Gedicht, „des Arztes Vermächtnis“, angefangen, auf derselben Seite, ohne jeden Zwischenraum, sodaß die letzten Zeilen des St. Bernhard mit den An-

---

[1]) Mitgeteilt von H. Schumacher im Litterarischen Handweiser von Dr. Fr. Hülskamp, Jahrg. 1880, Nr. 257.

fangszeilen des Vermächtnisses sich beinah vermischen. Aus dem dritten Gesange wurden sogar sechs Zeilen (450—453 und 444—445) sofort als Anfang des folgenden Gedichtes verwendet. Die Verse mit vier Hebungen sind nur in der Einleitung beibehalten; in der eigentlichen Erzählung hat jede Zeile nicht vier, sondern fünf Jamben, wie der gewöhnliche dramatische Blankvers. Im übrigen bleibt die Art der Darstellung dieselbe. Die Eigentümlichkeiten der Erzählungsweise treten in noch erhöhtem Maße hervor, bis zu der Grenze, deren Überschreitung man bei dem bildenden Künstler als Manieriertheit bezeichnen würde. Den Inhalt bildet ein grausiges Ereignis; Annette erzählt es in der schon erwähnten Aufzeichnung folgendermaßen: „Der Eingang führt uns den Sohn des Arztes vor, wie er die hinterlassene Handschrift [das Vermächtnis] seines, vorzüglich in der letzten Lebenszeit, von fixen Ideen gequälten Vaters öffnet. Sie enthält die Begebenheit, welche seinem ohnehin überspannten Kopfe den eigentlichen Stoß gegeben. Obgleich die Darstellung wenigstens nicht durchgängig klar sein darf, so ist die Sonderung des Wahren vom Eingebildeten doch sehr leicht. Der Stoff ist gewöhnlich, aber, wie ich hoffe, vermöge der Darstellung nicht ohne Interesse. Man hat den Arzt vor vielen Jahren zur Nachtzeit, mit verbundenen Augen und durch seltsame Wege [in ein tief im Walde verstecktes unterirdisches Gemach] einem Todwunden zugeführt. [In demselben Raume findet er eine stolze, schöne Frau, die er drei Jahre früher zu Wien in der vornehmsten Gesellschaft als Braut des Einen und zugleich als die Geliebte eines Anderen gesehen hat]. Er erkennt den Ort sogleich für das, was er ist — den Schlupfwinkel einer gesetzlosen Bande, und schließt aus der Offenheit, mit der man ihm dieses vor Augen kommen läßt, daß man ihn nicht zu entlassen denkt. Seine Todesangst ist fast unmännlich; er giebt dem Kranken Naphtha, um einen Anschein der Besserung zu be-

wirken, benutzt dann den Augenblick, wo er der Aufsicht eines jungen Mannes überlassen ist, dessen Physiognomie ihm Zutrauen einflößt, und bewegt diesen wirklich, ihn zu retten. Von seinem Retter im Walde verlassen, bevor er sich völlig orientiert hat, führt sein Vermeiden betretener Pfade ihn irr; er muß an einer unheimlichen Stelle des Waldes übernachten. Eine Art Starrsucht oder magnetischen Schlafes überfällt ihn, und er glaubt, ohne die Kraft, sich zu regen oder die Augen zu öffnen, Zeuge furchtbarer Begebenheiten zu sein. Der nächste Morgen zeigt mancherlei Spuren des Geschehenen, zwar so, daß man jede noch anders auslegen könnte; doch bleibt dem Leser die Überzeugung der Wirklichkeit. Beim Arzte haben Todesangst, Grausen, innere Vorwürfe, Erkältung die unglückliche Anlage seines Gehirnes entwickelt; doch scheint er späterhin geheilt und eine Reihe von Jahren hin nur durch eine stets heiße Stelle am Kopfe an sein Übel erinnert worden zu sein, bis das Alter ihm alle Leiden verdoppelt zurückgeführt hat. Seine fixe Idee ist die jednächtliche geisterhafte Erscheinung seines Retters, der ihm wie damals beim Abschiede die Hand auf den Kopf legt, wovon derselbe so brennt." Schon die Freunde, denen das Gedicht zuerst bekannt wurde, erinnerten sich des einigermaßen ähnlichen Vorfalles, welchen der „Pfarrer von Drottning" erlebt. Ob aber Annette durch Schellings Terzinen wirklich eine Anregung erhalten, ob sie dieselben vorher nur gekannt habe, läßt sich bei der großen Verschiedenheit der Darstellung nicht entscheiden. Man hat dem Gedichte Unklarheit vorgeworfen, und der Zusammenhang der Ereignisse tritt in der That nicht ganz deutlich hervor. Ja, noch schlimmer, die Phantasie wird zuweilen durch scheinbare Widersprüche verwirrt. So liegt es (besonders nach Vers 493) am nächsten, den Verwundeten für den Gemahl der Gräfin zu halten; die Situation, die Verbindung mit den Räubern lassen dagegen eher den Verführer

in ihm vermuten. Doch lege ich auf diese Unklarheit kein großes Gewicht; jeder, der das Bedürfnis fühlt, kann leicht eine Erzählung erfinden, in deren Rahmen die mitgeteilten Ereignisse sich einfügen. Auch hat man bereits mit Recht hervorgehoben, daß es der Dichterin nicht vorzugsweise darauf ankam, für die Opfer und Vollzieher jener blutigen Thaten ein Interesse zu erwecken, sondern den Eindruck zu schildern, welchen die Schauer einer einzigen Nacht auf das Gemüt eines scheuen, gutmütigen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit ausgeübt haben [1]). Diese Aufgabe hat Annette mit Meisterschaft gelöst, wie es denn überhaupt dem Gedicht nicht an glänzenden Schilderungen fehlt. Aber schwerlich wird man ein so sonderbar zugespitztes psychologisches Problem für epische Behandlung und für eine noch in den Anfängen stehende Dichterin vorteilhaft erachten, auch dann nicht, wenn man sich aus dem Widmungsgedichte an Frau Mertens überzeugte, daß dem düsteren Inhalt des „Vermächtnisses" die damalige Seelenstimmung Annettens entsprach.

Nimmt man an, daß der „St. Bernhard" ungefähr um die Zeit, als Annette ihn Schlüter — am 9. April 1834 — vorlas, zum Abschluß gelangte, so muß man das „Vermächtnis" in den Frühling und Sommer des genannten Jahres setzen. Sicher ist nur, daß beide Gedichte im Herbst 1834 beendigt waren. Annette schickte sie nach Bonn und richtete an die eben erwähnte Freundin die Bitte, das eine und andere „mit Adele und d'Alton kritisch durchzusehen". Was ihr als Antwort zukam, übertraf ihre Erwartungen; von Adelens Brief ist wenigstens ein Bruchstück noch erhalten [2]). Sie macht zuerst in sehr bescheidener Weise ein paar Ausstellungen gegen einzelne Ausdrücke, dann fährt sie fort: „das

---

1) Schücking, Einleitung I, 29.

2) Gesammelte Werke II, 224.

alles sind unbedeutende Dinge. Mich dünkt Byron Ihrem Genius nahstehend, und vielleicht studierten Sie ihn, mich dünkt mit großem Glück. Denn gern gestehe ich Ihnen reine Bewunderung Ihres Talentes zu. Nehmen Sie jeden Tadel wie einen Wunsch, etwas Schönes schön geschmückt zu sehen. Der Traum im Walde scheint mir durch Länge die Kraft des Eindruckes zu schwächen, auch kann der Kranke solange nicht erzählen; so wünschte ich da flüchtigere Andeutungen, daß der Phantasie zu arbeiten bliebe. Tief ergreifend ist die Todesscene. — Ich möchte sie nicht geschrieben haben — um all' der Gedanken und Gefühle, aller der Geistesfoltern wegen, die sie voraussetzt — (ebenso wenig, wie ich den Cevennenkrieg geschrieben zu haben wünsche); aber ich stehe dennoch tief ergriffen und bewundernd vor Ihnen. Ob nun solch ein Eindruck, wie dies hinterläßt, obschon der strengen Realität entnommen, das ist, was ein Dichter in seinem Leser zurückzulassen wünscht, ja, meine teure Nette, das weiß ich nicht. Ein beklemmend Gefühl der harten Lebensbedingungen und Rätsel entzieht die Seele der Wirkung der Poesie; man denkt: das Leben, und vergißt das Gedicht. Und nun im ganzen: Glück auf, liebe Nette! . . Glück auf! Sie haben in sich ein beneidenswertes Glück, das eines in sich schaffenden, strebenden Talentes, und es wird Sie über manche Qual hinwegtragen, denn es hebt Sie aus sich selbst heraus."

Man begreift, daß solche Lobsprüche einer so feinfühlenden Freundin in Annette den, wie es scheint, auch von Bonn her angeregten Gedanken zur Reife brachten, ihre Gedichte in den Druck zu geben. Sie wandte sich an Frau Mertens mit der Anfrage, wie und wo sich ein Verleger finden ließe. „Mit ängstlicher Spannung", wie sie selbst schreibt, erwartete sie die Antwort „von einem Posttage zum andern" und war nicht wenig verdrossen, im Februar des folgenden Jahres zu erfahren, daß

eigentlich noch gar nichts geschehen sei. In recht deutlichen Worten giebt sie ihrem Ärger Ausdruck, zugleich aber dem Wunsche und der Hoffnung, im Frühjahr mit der Freundin in Bonn zusammenzutreffen und alsdann auch die Verlagsangelegenheiten in Ordnung zu bringen [1]).

Die Reise, welche sie dabei im Sinne hat, sollte aber nicht blos bis nach Bonn führen.

Der Winter von 1834 auf 35 war für Annette nicht günstig verlaufen. Von der langen Krankheit im Jahre 1829 hatte sie sich niemals ganz erholt. „Ach ich habe mich“, schreibt sie am 2. Januar 1835 an Schlüter, „in den letzten vier Jahren, seit ich krank war, sehr verwöhnt, wenigstens in allerlei Wunderlichkeiten zugelassen, z. B. nur eins zu erwähnen, frühstücke ich erst um halb elf, kalte Milch mit kaltem Wasser vermischt, oder mit etwas kaltem Kaffee, esse zu Mittag nichts wie Kartoffeln in der Schale mit etwas allemal kaltem Fleisch. Welche Thorheit! und doch hat sich meine Natur so dran gewöhnt, daß warme Speisen mich schon nach einigen Tagen krank machen; deshalb bin ich immer unwohl in Münster. Dies ist *eine* Grille, und deren habe ich viele; Sie kennen mich noch nicht.“ Die angestrengte poetische Thätigkeit im Frühling und Sommer 1834, die Trennung von der geliebten Schwester mögen bewirkt haben, daß die gewöhnlichen Leiden: Beklemmungen und Blutzudrang nach dem Kopfe, sich in mehr als gewöhnlichem Maße einstellten. Dazu kam im Januar ein hartnäckiges kaltes Fieber. „Ich bin krank, Billchen“, schreibt sie am 19. Februar 1835 an Frau Mertens, „deshalb soll ich gar nicht schreiben, nicht lesen, — nun, das Verbot ist überflüssig, die Buchstaben schwimmen und rennen durcheinander wie Wassertierchen. . Das Wechselfieber ist's, was mich so mitnimmt, nur leider wechselt

---

[1]) Annette an Frau Mertens, 19. Februar 1835.

es nicht, — alle Tage, die Gott giebt, von abends neun bis nachmittags drei. In den wenigen freien Stunden, eben jetzt z. B., bin ich wie einer, der am Katzenjammer leidet, halb krank, halb zerschlagen, halb besoffen und zu allem unfähig; so geht es schon seit fünf Wochen." Ihre beste Erholung war in dieser Winterzeit der Verkehr mit der Familie Schlüter. Wir würden aber Wert und Bedeutung desselben nicht völlig erkennen, ja, aus dem Gemüts- und Geistesleben der Dichterin wichtige Züge verlieren, wollten wir nicht aus den Briefen, die jene Verbindung hervorrief, einiges folgen lassen. Am 5. Dezember sendet Annette mit launigen Worten das Werk eines englischen Litterarhistorikers, Cunningham, zurück und charakterisiert ganz vortrefflich seine Mängel und Vorzüge. Am 2. Januar, in dem schon angeführten Briefe, dankt sie für Ancillons Schrift „Zur Ausgleichung der Extreme"; auch hier sieht man, daß sie das Buch mit Verständnis und Interesse gelesen hat. „Ich wünschte, Ihnen auch wohl etwas Gutes leihen zu können", fährt sie fort, „aber vorerst besitze ich wenig derart, und dann, dünkt mich, haben Sie immer mehr zu lesen, als freie Zeit. Doch werde ich das nächste Mal allerlei mitbringen, Taschenbücher, Gedichte, Erzählungen von Washington Irving, kurz, was mich irgend im ganzen oder teilweise zu lesen gefreut hat. Können Sie es nicht gebrauchen, auch gut! Auch den ‚Walther' werde ich mitbringen; erschrecken Sie nicht! es sind nur einzelne Stellen, etwa in jedem Gesange drei oder vier Strophen, die ich Sie nochmals anzuhören bitten möchte. Es kömmt mir fremd an, zu sagen, daß eine meiner Arbeiten von einem meiner Freunde zu scharf beurteilt ist; denn Freundes Urteil ist sonst nur allzu milde und hat manches gute Talent verdorben. Doch wir waren damals noch nicht bekannt miteinander, und ich wünschte, Sie könnten sich, sobald ich das Heft zur Hand nehme, denken, es sei von einem andern. Das

Gedicht ist im ganzen sehr mißglückt und matt, im einzelnen aber nicht immer. Ich arbeite jetzt nichts, gar nichts, so gerne ich dran möchte; die Tage sind zu kurz, und die wenigen Stunden zu besetzt. Wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Cousine [v. Droste-Stapel]; da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verduselt zu Tische gehen. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Klavier, eine Stunde nämlich Gesang, wieder Unterricht, und dann ist's Abend, wo ich mein Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes, löbliches Tagwerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte; dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit ebenso vieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet, wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenn's anders wäre, wär's besser; aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme. Zudem sehe ich keinen Nutzen bei all' der Plage; meine Elevin ist ein gutartiges, fleißiges und auch nicht talentloses Kind und plagt sich ab, wie ein Hündchen im Schiebkarren, ganz ohne Lust und Liebe zum Dinge, nur aus Gehorsam, weil die Eltern gesagt haben: „du mußt was lernen"; aber es war ihnen nicht bedacht, nur eine gebräuchliche Redeformel. Ich weiß, daß diese Eltern nicht gern sehen würden, wenn sie dergleichen Beschäftigungen späterhin fortsetzte; sie haben wenig Sinn dafür und eine große Haushaltung, die den Töchtern alle Hände voll giebt. Ich habe nichts gegen diese Ansicht unter diesen Umständen, nur gereut mich meine Zeit und die fruchtlose Plage des armen Kindes."

Bald folgte dann die Erkrankung, die sie in dem Briefe an Frau Mertens am 19. Februar schildert. „Ich bin übel genug dran gewesen", schreibt sie am 28. März auch an Schlüter,

„krank, krank, immer krank. Zuerst in zwei Absätzen das kalte Fieber, was zusammen fast sechs Wochen hinnahm, und seitdem immer Rheumatismus, und immer im Kopfe. Ich habe wohl eher daran gelitten, aber diese Beständigkeit bin ich nicht an ihm gewohnt. Sonst war's heute im Kopfe, morgen im Arme, übermorgen im Rücken; nun muß der arme Kopf allein die ganzen Einquartierungslasten tragen . . Seit gestern Mittag ist es besser, eben jetzt fast ganz gut; weshalb und auf wie lange? darüber will ich gar nicht nachdenken und nur ohne weiteres die Gelegenheit beim Schopfe halten. Also vorerst schicke ich Ihnen einige Veilchen, in dem guten Glauben, es seien die allerfrühsten; schmählich würde es mich ärgern, wenn die liebe Gassenjugend mir schon zuvorgekommen wäre. Dann erhalten Sie Ihr Eigentum zurück, Tieck, den phantasiereichsten aller Märchenerzähler, ja den eigentlichen Phantasus mit Fleisch und Blut . . Glauben Sie mir, das Buch und im minderen Grade alles von Tieck ist höchst aufregend für diejenigen, welche es eigentlich ganz allein verstehen können, und bringt alle alten besiegten Flirren in Aufruhr. Auch Ihr Buch ‚Über die Schönheit' [von Adam Müller] kommt zurück. Ich habe es mit vielem Vergnügen gelesen; es scheint mir voll origineller Gedanken, artiger, Vergleiche, von einem klaren, angenehmen, nur zu tändelnden Stile; aber, lieber Freund, das Wahre ist seltsam mit Sophismen, das Ernste und Weise mit dem Thörichten gemischt in diesen Blättern. Es ist undankbar von mir, einen Verfasser anzugreifen, der meinem Geschlechte so manches Geistreiche und Schöne verleiht, und doch möchte ich am liebsten an ihn selbst; wenn er nicht an jeder Hand wenigstens drei Ringe trägt, so soll man mich Fidelbümmchen heißen. Er ruft die Damen zu Zeugen, ob man es ihm anmerke, daß er die schönen Künste nur nebenbei getrieben, und spricht so gern davon, daß er eigentlich Staatsmann gewesen, ehe man ihn amoviert; wo

hat er denn gestaatsmannt? in Weimar? Dieses hindert aber nicht, daß er nicht soviel Geist hätte als drei andere; ich meine immer den August Wilhelm Schlegel vor mir zu sehen; doch bleibt dieser mehr bei der Stange, während mir beim Adam Müller zuweilen zumute war, wie dem Schüler beim Mephistopheles."

Schon aus Rücksicht auf Annettens Gesundheit erschien eine Luftveränderung wünschenswert, besonders wenn die Leidende aus der dumpfen Feuchtigkeit der westfälischen Ebene in frische, kräftige Bergluft versetzt würde. Bei der Vermählung ihrer Schwester scheint es zudem als Entschädigung für die übergroße Entfernung beschlossen zu sein, daß die Mutter und Annette im kommenden Frühling einen Besuch in Eppishausen abstatten sollten. Schon am 2. Januar 1835 schreibt Annette von diesem Plan und zeigt jetzt ebenso wenig Sehnsucht nach der Schweiz wie früher in dem Briefe an Sprickmann vom 8. Februar 1819. „Zur Reise in die Schweiz", heißt es, „kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen; man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen . . Wär' Jenny nicht dort und ging Mama nicht mit, dieses gelobte Land möchte meinetwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, soviel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte." Die Reise war für den Frühling in Aussicht genommen. In dem Briefe an Frau Mertens denkt Annette, im Mai nach Bonn zu kommen; allein es traten Zögerungen ein, obgleich es die Schwester an Aufforderungen nicht fehlen ließ. „Meine gute Schwester", heißt es in dem Briefe vom 28. März, „schreibt oft und sehr zufrieden; ihr Mann trägt sie auf den Händen und überhäuft sie mit solchen Geschenken,

die ihr Freude machen, z. B. mittelalterliche Seltenheiten und Treibhauspflanzen. Die Gegend ist unvergleichlich, die Nachbarn zuvorkommend. Dabei hat sie Schwäne, die aus der Hand fressen, Pfauen, die weiß, und Vögel, die gar zu zahm und lieb sind; und dennoch, o Himmel, wie jammert sie nach uns. Ich habe wohl gedacht, daß es noch kommen würde; warum ist sie mit dem fremden Patron fortgegangen? Nun müssen wir nur aufpacken und durch gute und böse Wege hinrumpeln, damit die armen Seelen Ruhe bekommen, d. h. die ihrigen und die unsrigen dazu. Doch seit einigen Wochen sind Umstände eingetreten, die unsrem ganzen Reiseplan den Hals brechen können. . Jedenfalls reisen wir jetzt nicht vor dem Ende Juli, bleiben dann den Winter über aus; im Frühlinge, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns auch nicht ziehen lassen. Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder Münsterschen Boden fühlen. Ach, ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wiederkam; und habe ich nicht selbst zweimal in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbst-Äquinoctien, einen ganz fatalen Zeitraum voll Schmerzen und Hinfälligkeit? Ich weiß, daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht thöricht verliebt ins Leben; aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoctium mich einmal, ehe man's denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber Schlüter, ob ich gleich leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin, eben jetzt, wo ich nicht unterrichten darf. Adieu, mein sehr lieber Freund, ich hätte meinen Brief nicht so beenden sollen, verzeihen Sie's mir; stören Sie Sich nicht an meine lamentablen Reden; es geht vorüber, und ich verdiene, daß Sie Geduld mit mir haben, da ich sie in gleichem Falle ganz gewiß mit Ihnen haben würde. Wir sind eben in

der Äquinoctialzeit; dann bin ich gar nicht, wie ich sein sollte, weder an Körper noch Seele. Haben Sie Geduld mit mir; ich habe es Ihnen ja vorausgesagt, meine Bekanntschaft sei angenehm, meine Freundschaft aber drückend. Bald wird's besser, eben in 14 Tagen schon; dann kömmt die Erde wieder gehörig schief zu stehen."

Je mehr die Abreise herannahte, um so schmerzlicher empfand die Dichterin die bevorstehende Trennung, und um so eifriger suchte sie die noch übrige Zeit zu nutzen. „Die wenigen Wochen bis zu meiner Abreise", heißt es in dem schönen Briefe vom 4. Juni, „werden verglitten sein, ehe wir's gedacht; dann folgt ein ganzes Jahr der Trennung, und die Zeiten sind mir längst dahin, wo meine Phantasie, meine Hoffnung ein Jahr übersprang, wie jetzt kaum eine Woche, wo ich meinen Freunden beim Abschiede zuletzt noch einmal die Hand reichte als vorläufiges Willkommen zum nächsten Zusammentreffen ‚übers Jahr im Mai.' Gefühl eigener Schwäche und trübe Erfahrungen an mir teueren Personen haben mich gewitzigt; das ist auch eine Frucht vom Baume der Erkenntnis, und keine der süßen! — Gewiß, mein Freund, wir müssen uns noch sehen, und noch öfterer als einmal; was hat man sonst vom Leben? Und mißverstehen Sie mich nicht, ich würdige das Höchste des Daseins, seinen einzigen Zweck und Wert, deshalb nicht minder, weil ich es gerade eben nicht ins Auge faßte; unter Leben verstehe ich hier das irdische, und was von seinen Freuden tadellos zu nennen ist. Doch auch dann habe ich sehr unklar gedacht oder mindestens mich ausgedrückt; wer wird die Zuneigung derer, die uns lieb sind, wer die Harmonie der Gemüter mit ihren lieblichen Einklängen und noch lieblicheren Dissonanzen den Erdengütern zuzählen? Doch ist's ein Engel, den uns die Gottheit als Vermittler und sich linde knüpfendes Band unserer doppelten Natur gesandt hat, so wurzelt er mindestens mit einem Fuße

im Erdboden. Ich will hier abbrechen; denn der Gegenstand läßt sich nicht flüchtig behandeln, wie es heute nun doch einmal nicht anders sein könnte. Das Resultat alles dessen, was ich nicht gesagt, aber gedacht, bleibt, daß wir uns sehen und deshalb überlegen müssen, — hören Sie wohl: überlegen. Haben Sie denn gar keinen Tag frei? Ich weiß nicht, ob ich mit dem Wunsche herausrücken darf, ob Sie mich für gottlos halten werden, wenn ich einen der Pfingsttage in Vorschlag bringe. Sie müßten dann früh aufstehen und zur Kirche gehen, sehr früh, daß Sie den Hinweg nachher noch vor der steigenden Hitze abgemacht hätten; mich dünkt, am zweiten Feiertage ging so etwas wohl an, wenn Sie es auch für den ersten unpassend fänden. Habe ich aber hierdurch etwas Unschickliches, etwas Sie Verletzendes verlangt, so seien Sie nachsichtig um des Beweggrundes willen, der den Gedanken in mir erregt. Die Zeit verrinnt, jeden Abend wundere ich mich, daß wieder ein Tag dahin, und die Stunde meiner Abreise mir nun einen großen Schritt näher getreten ist, und ich zittere vor dem Augenblicke, wo der Schlagbaum niederfällt zwischen mir und so manchem, was mir teuer ist, für eine Zeit, über die ich nicht hinaus zu rechnen wage. Wahrlich! lieber, bester Herzens-Schlüter und Herzens-Thereschen und liebste Mutter Schlüter, wollt Ihr mich denn gar nicht mehr sehen? Es ist jetzt still und lieblich hier, der Garten so voll Blumen, Duft und Nachtigallen, ich bin so ganz allein — eine gute Tafel kann ich auch nicht geben, aber Ihr sollt doch satt werden. Kommt ja! . . Dieser Brief ist nicht viel wert; doch soll ihm ein besserer auf dem Fuße folgen, den ich schon morgen beginnen werde; dann will ich Ihnen Ihren mir so sehr lieben und angenehmen Brief ordentlich beantworten . . Als ich anfing, war mir's leid, daß meine Zeit so beschränkt ist, — jetzt freut mich's. Ich bin sehr bewegt, aber nicht fröhlich; — die Gedanken und Bilder strömen mir

zu, aber sie sind wie scheu gewordene Pferde, die nur um so unerbittlicher dahin rasseln, je kräftiger und kühner ihre angeborene Natur ist. Ich habe mir viel Gewalt angethan, solange ich schrieb; hätte ich mir den Zügel gelassen, Sie hätten gesagt mit dem Festus: „Paulus, Paulus, du rasest, dein vieles Wissen macht dich unsinnig.“ Vielleicht halten Sie mich schon halb dafür, weil ich von mir selber sage, was ich höchstens denken sollte; doch der Himmel bewahre mich, daß ich Ihnen je einen Gedanken verberge, d. h., daß ich ihn absichtlich verschlucke, wenn er einmal auf der Zunge ist; dies ist der Tod aller Freundschaft. — Aber ich bin lange sehr leidend gewesen und jetzt, seit zwei Tagen, mit einemmale ganz wohl, aber ungemein aufgeregt und nervenschwach und großer Phantasie-, Gefühls- und Gedankenanspannung nicht nur fähig, sondern gezwungen dazu. Gebe ich mich hin, so treibt's mich um, wie der Strudel ein Boot, oder wie der Wind die Heuflocken treibt; will ich ruhen, so summen und gaukeln die Bilder vor mir wie Mückenschwärme. Wollte ich jetzt dichten, so würde es vielleicht das Beste, was ich zu leisten vermag; indessen, besser ist's, ich mache die Augen zu und versuche zu schlafen.“

Der erwünschte Besuch blieb nicht aus. Schlüter selbst erzählt in seinem Tagebuche: „Wir begaben uns, nachdem wir früh zur Kirche gewesen, an diesem wundervollen Pfingstmorgen [8. Juni], wo es noch kühl war, auf den Weg. Das Fräulein war überaus freundlich, gutherzig und überlebendig; sie war sichtbar froh, daß sie es endlich erreicht hatte, uns einmal auf Mittag und den ganzen Tag bei sich zu haben. Das ländliche Mahl begann mit Milch und Weißbrod; Frau v. Droste gab mir den Löffel in die Hand, auch sie war äußerst gut und liebenswürdig; Herr Vikar Wilmsen [der Hausgeistliche in Hülshoff] war unser Tischgenoß. Nach dem Essen führte das Fräulein Thereschen und mich in den Garten, wo Kaffee getrunken werden sollte. Das Fräulein

unterhielt uns vortrefflich; sie kam auf ihre älteren Gedichte und Schriften, ging, als der Kaffee aufgetragen war, ins Haus und kehrte mit einer Schürze voll Manuskripte, die in Päckchen zusammengebunden waren, zurück, die sie auf die Bank neben uns ausschüttete. Als wir zu trinken begonnen, und ein und anderes Päckchen vom kreuzenden Faden befreit und gelesen werden sollte, kam der gute, alte Vikar Wilmsen, um sich zu uns zu setzen; da er keinen Platz fand, so hieß das Fräulein ihn sich auf die Papiere setzen, denen es nicht schaden würde. Herr Wilmsen war sehr einsilbig, aber freundlich und hörte zu, was das Fräulein und wir sagten. Abends schieden wir, beschenkt mit antiquarischen Seltenheiten und Naturalien."

Aus den folgenden Wochen erwähnt das Tagebuch noch mehrere Begegnungen. Im Juli scheint dann die Reise angetreten zu sein [1]), sodaß Annette noch vor Ende des Monats an den Rhein gelangte. In Bonn wird sie ihren Vetter Clemens v. Droste schmerzlich vermißt haben, obgleich sie in dem schönen Hause, das die Witwe mit der einzigen Tochter bewohnte, jetzt wie früher freundliche Aufnahme fand. Aber eine unerfreuliche Enttäuschung wartete ihrer. „Bei der Frau Mertens", schreibt sie an Schlüter, „hoffte ich die einzige zugleich leserliche und richtige Abschrift der Gedichte zu finden. Sie werden sich erinnern, daß ich dieselbe schon vor länger als einem Jahr dort hinschickte; es war die zum Druck bestimmte und sollte nur vorher durchgesehen werden, von dem Professor d'Alton, der Frau [Johanna] Schopenhauer und der Mertens selbst; denn man wird stumpf durch zu öfteres Überlesen. . Was fand ich in Bonn? — Nichts! Nämlich die Frau Mertens abgereist nach Italien, wo sie ein rundes Jahr zu bleiben ge-

[1]) Mitte August 1836 schreibt Annette aus Eppishausen, sie sei „über ein Jahr von Hause" fort.

denkt; mein Manuskript unsichtbar geworden — entweder mitgenommen oder verliehen oder verlegt; weder ihr Mann, noch ihre Töchter, noch ihre Freunde meinten anders, als daß es seit wenigstens einem halben Jahre wieder in meinen Händen sei. D'Alton sowohl als die Schopenhauer hatten mir ellenlange Briefe geschrieben, vollkommene Abhandlungen, der von d'Alton soll sogar drei Bogen lang gewesen sein; aber alles war der Mertens anvertraut, und sie hat eins mit dem andern Gott weiß wohin gethan. So waren die Bemerkungen dieser sehr geschmackvollen Litteratoren für mich verloren; denn obgleich ich das ‚fuchsige Buch' bei mir hatte, fehlte mir die Zeit, es mit ihnen neuerdings durchzulesen, und die Erinnerung vergegenwärtigte ihnen jetzt, nach Jahresfrist, nur noch Bruchstücke. Doch war ihr Urteil im ganzen so günstig gewesen, als ich es wünschen konnte; sie hatten mich dringend zur Herausgabe gemahnt und täglich der Ankündigung entgegengesehen. Was war zu machen? Weder den d'Alton noch die Schopenhauer mochte ich um Besorgung meines Geschäfts angehen, da ersterer kein Schriftsteller und ganz ohne Konnexionen mit Buchhändlern, letztere aber mit ihrem Verleger gänzlich zerfallen und selbst augenblicklich ratlos ist. Ich ergab mich in den Willen Gottes und sah mein Werk schon an als bloß geschrieben zu meiner eignen Beschäftigung auf dem Lande [1])." In dieser Verlegenheit schaffte aber ein Freund ihres verstorbenen Vetters, Professor Joseph Braun, Auskunft, indem er seinem eigenen Verleger, Joseph Dumont in Köln, Annettens Gedichte anempfahl. „Doch was sein soll", fährt sie fort, „schickt sich wohl. Ich habe einen Verleger und zwar einen bedeutenden, und ganz ohne eignes Zuthun, nicht eben um meiner Vortrefflichkeit willen, aber es hat sich so gemacht, daß mir die Sache aus freien

[1]) Annette an Schlüter 18. November 1835, a. a. O. S. 65fg.

Stücken ist angeboten worden, aus persönlichem Wohlwollen, um mir die Freude zu machen, auch wohl aus Neugier, um zu erfahren, wie das Publikum die Verse aufnimmt. Ich soll die Bedingungen selbst machen, sie werden aber nur in einigen Freiexemplaren bestehen. Die Zeit der Herausgabe hängt von meiner eigenen Betriebsamkeit ab.“ Aber es mußte nun vorerst eine neue Abschrift beschafft werden. Auch wünschte Annette noch eine letzte Feile vorzunehmen; schon aus diesen Gründen kam damals in Bonn die Sache nicht zum Abschluß.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in der Schweiz und Rückkehr nach Westfalen.

In Eppishausen langten die Reisenden, wie es scheint, Mitte September an [1]). Der Wechsel war für Annette von den glücklichsten Folgen. Schon der Aufenthalt in der Fremde bot mancherlei Anregungen, und wie hätte ein dichterisches Gemüt gegen die Eindrücke einer so großartigen Natur unempfindlich bleiben können? Das Schloß, auf dem Abhange eines Hügels gelegen, mit freier, weiter Aussicht auf den Bodensee und die Alpen, altertümlich, obgleich erst seit 76 Jahren erbaut, war auch in seinem Innern und gerade in den Räumen, welche Annette bewohnte, ganz nach ihrem Geschmack. Laßberg hatte der häuslichen Einrichtung soviel als möglich ein mittelalterliches Aussehen gegeben [2]); Bücher und Werkzeuge, deutsche Holzgemälde an den Wänden, alte Gewehre und Waffen in den Ecken, Schränke mit eingelegter Arbeit, selbst die Krüge, Flaschen und Gläser, die Handbestecke, Schüsseln und Teller, — alles

---

[1]) Am 3. November (Briefe S. 53) schreibt Annette aus Eppishausen, ihr Schlaraffenleben habe einige Wochen gedauert, und redet von den grünen Buchenhallen, die sie dort noch gefunden.

[2]) Erinnerung an Joseph Freiherrn v. Laßberg, Historisch-politische Blätter, Bd. 53, S. 508.

stimmte zu der ritterlichen Erscheinung des Besitzers. Den Jahren nach schon alternd, aber an Geist und Körper jugendfrisch, lebte er jetzt an der Seite einer geliebten Frau, inmitten seiner litterarischen Schätze, von denen er einzelne Kostbarkeiten von Zeit zu Zeit an die Freunde sandte und das meiste mit immer gleicher Uneigennützigkeit zahlreichen Besuchern zur Ausbeutung überließ. Seine Liebenswürdigkeit der Schwägerin gegenüber erkennt man aus Annettens Briefen; auch die Dichterin suchte dem Gelehrten zuweilen einen Dienst zu leisten. Sie schenkte ihm „eine gedruckte Liedersammlung in Querquarto, bestehend aus mehreren zusammengebundenen Sammlungen verschiedener Tonkünstler“ [1]). Laßberg schickt das Buch im Sommer 1836 seinem Freunde Uhland; er sendet zugleich „eine Abschrift von etwa 44 Liedern mit Melodieen, welche von Maßmann dem bekannten Kretschmarschen Codex des 15. Jahrhunderts entnommen“ und dem Freiherrn „zur Abschrift mitgeteilt“ waren. „Da die beigefügten Weisen“, schreibt Laßberg, „nur einfach die Singstimme enthalten, so hat meine Schwägerin Nette Droste zu jedem Liede einen Baß gesetzt, sodaß sie sich nun sehr gut mit Klavierbegleitung spielen lassen [2]).“ Freilich bei der großen

---

1) Laßberg an Uhland am 21. August 1836, a. a. O. S. 230.

2) Dieser einfache Vorgang scheint die Grundlage der angeblichen Mystifikation zu bilden, welche Annette nach einigen Angaben ihrem Onkel Werner, nach andern ihrem Schwager gegenüber sich erlaubt haben soll. Von der ersteren Version ist schon Rede gewesen, die andere findet sich bei Kreiten a. a. O. XXV, 432 mit dem Zusatze, daß sie von Annette selbst 1847 ihrem Neffen mitgeteilt sei. Laßberg hätte danach der Dichterin die unlesbaren Noten und Texte gezeigt, und Annette nach einem vergeblichen Entzifferungsversuch neue Melodieen im Geiste des Mittelalters komponiert und dem Schwager als „das Resultat ihrer Bemühungen“ vorgelegt. Laßberg habe sie vortrefflich gefunden und den bedeutendsten Germanisten mitgeteilt. Nun aber sei Annette in wirkliche Verlegenheit und Gewissensangst geraten. Sie habe gefürchtet, durch Aufdeckung ihren Schwager tödlich zu beleidigen oder, wenn ihre Er-

Verschiedenheit des Alters wie der Naturen trat Annette zu dem Schwager niemals in eine so unbefangene Herzensverbindung wie mit dem Freunde in Münster. Laßberg hat Annettens poetische Begabung, und sie seine wissenschaftlichen Verdienste zu keiner Zeit vollkommen gewürdigt; aber das war für beide kein Hindernis, einander herzlich zugethan zu bleiben.

Annettens Aufenthalt in Eppishausen zu schildern, wäre ein gefährliches Wagnis. Sie selbst hat ihn geschildert in einem Briefe [1]), der in manchen Teilen als echte Poesie gelten darf, obgleich er kein Gedicht ist, sondern ein ebenso wahrhafter als schöner Beitrag zu ihrer Biographie. „Ich habe mich“, schreibt sie am 22. Oktober, „mit allerlei umhergeschlagen, viel Ausflüge in die Gegend, viel Besuche aus dem Hause und viele im Haus, abwechselnd den anmutigen Gast und die erfreute, dienstfertige Wirtin gemacht; aus dem Geräusch in Abspannung, aus der Abspannung wieder in die Zerstreuung. Glauben Sie mir, es gehört was dazu, bis man jedem sein Recht widerfahren lassen und alles Plaisir ausgestanden hat, wozu man prädestiniert worden. Aber jetzt bin ich, so Gott will, ins Standquartier eingerückt, und wahrlich, das Plätzchen ist nicht übel, — namentlich das, was ich in diesem Augenblicke einnehme. Wollen Sie es kennen? Es ist das Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge, aber nicht gar hoch; die

---

findungen in einer gelehrten Sammlung veröffentlicht würden, einer wissenschaftlichen Fälschung schuldig zu werden. In ihrer Angst habe sie mehreren Freunden unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wahren Sachverhalt mitgeteilt, damit diese nach ihrem Tode davon Gebrauch machen könnten. — Auch ein solches Verfahren wäre sicher nicht rücksichtsvoll gewesen, und es hätte wohl nicht an Mitteln gefehlt, Laßberg, auch ohne ihn zu beleidigen, soweit aufzuklären, daß der Druck der Fälschungen unterblieben wäre.

[1]) Annette an Schlüter 22. Oktober bis 19. November 1835, Briefe S. 46—72.

Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen . . Mitten durchs Thal eine Chaussee, auf der es ärger rappelt und klappert, als auf der besten in ganz Westfalen. . Ferner über die Chaussee hinaus die lieblichsten mit Laubholz bewachsenen Gebirge, und, wie's im Liede heißt: ‚Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht'. . . Das ist lieblich, das ist schön anzusehen, vor allem beim Sonnenschein; ja, selbst Sturm und Nebel können soviel Leben und Fröhlichkeit nicht zugrunde richten. Drum bin ich bei heiterer, geselliger Stimmung nirgends lieber, als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittenen Steinen, Münzen u. s. w. . . Aber es giebt eine Stelle, die mir noch lieber ist, und der Winter muß es sehr roh treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüßen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den größten Teil der gestohlenen Zeit dort verlebt. Hören Sie! Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur eben soviel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen; lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe mit Vögeln von allen Farben und Zungen, hier und dort Felsstücke zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht. . Dieser Wald wird nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort; keineswegs! . . Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Thal öffnet. Zwei Wege giebt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg ich zu gehen oder vielmehr zu klettern, denn er bringt mich in drei Minuten

hinauf, wenn auch keuchend und halbtot; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir; ich glaube, mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie. Es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Thal besetzt ist. Das Thal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, — links die Länge des Thals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotteneingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt. Ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen . . Von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe. Zwar nur in Gedanken; aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles. — Wenn ich den ganzen Tag mit anderen Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein

eigenes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein."

Der Brief wurde am 25. Oktober durch einen befreundeten Gutsherrn unterbrochen, der die Dichterin auf seine nicht weit entfernte Besitzung einlud. Das nächste Bruchstück zeigt, daß sie nicht gerne sich unterbrechen ließ; aber die Schilderung ihrer Erlebnisse auf Schloß Berg bildet die schöne Bestätigung des Satzes, daß es „vorteilhaft sei, den Genius zu bewirten". „Es sind wieder mehr als acht Tage vergangen", heißt es am 3. November, „in denen ich meine eigene Lebensordnung habe aus den Augen setzen müssen, um der anderer zu folgen. So wird mir's öfters zuteil, und ich trage es ungeduldiger als billig; denn wem wird es nicht ebenso? und noch öfterer? Gewiß wenige haben mehr freie Zeit und nachsichtigere Hausgenossen. . Da giebt es hier nun sehr liebe Leute, eine Familie Grafen von Thurn. Der Graf, ein alter, grundehrlicher, über die Maßen gutmütiger Mann, seine unverheiratete Schwester, ganz von gleichem Schlage, und der einzige Gegenstand ihrer beiderseitigen Sorgfalt, eine schöne, gute, kluge und sehr gefühlvolle Tochter von etwa 25 Jahren. Sie bewohnen zwei Stunden von hier einen der schönsten Punkte des Landes, und verschiedene Umstände haben uns in Verhältnisse zu ihnen gesetzt, die denen der Verwandtschaft oder langjähriger Freundschaft fast gleichkommen [1]). Sie sind aber begreiflich die einzigen, denen wir derartige Rücksichten schuldig sind; kommen sonst Besuche, da kann ich es halten, wie ich will, erscheinen, fortbleiben, alles, wie es mir der Geist

[1]) Augusta, Gräfin v. Thurn-Valsassina, war gleichzeitig mit einer Schwester der Frau v. Droste, Karoline v. Haxthausen, zu Anfang des Jahrhunderts Stiftsdame in Freckenhorst. Sie erzählte, wenn Annette zum Besuche kam, gern von der schweizerischen Heimat, an welcher sie mit solcher Liebe hing, daß sie, wie es heißt, am Heimweh gestorben ist. (Vgl. Kreiten in den „Gesammelten Werken", III, 423.) Darum sagt

einbläst, Zerstreuung und Einsamkeit, wie ich nur auf dem Finger pfeife; ein wahres geistiges Schlaraffenleben, zwar erst seit einigen Wochen im Schwange, aber doch lange genug, um mich aus dem Grunde zu verderben. . Mein teurer, nachsichtsvoller Freund, ich glaube, alle Ihre Geduld ging aus, hörten Sie mich so unfreundlich und ungastlich lamentieren, als z. B. vor acht Tagen, wo die guten Thurns kamen, wahrhaftig mit so freundlichem Herzen mich zur Weinlese abzuholen. . Ich habe auf diesem Gute Berg, eben wie hier, die meiste Zeit am Fenster zugebracht; man sieht die Alpen wie auf unserm Rebhügel. Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunklen Rosenrot beim Sonnenauf- und untergange, was sie glühendem Eisen gleich macht, und so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie. Ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint, — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing

---

Annette in dem gleich zu erwähnenden Gedichte „Schloß Berg" von der Schweiz:

„So steh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,
Besung'nes Land, von dem die Fremde schwärmt?
Du meines Lebens allerfrühste Kunde
Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt,
Als eine, nie vergessen, doch entschwunden,
So manche liebe, hingeträumte Stunden
An allzu teuren Bildern sich gehärmt."

sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer. Ich war außer mir, ich hätte in die Kniee sinken mögen; ich war allein und mochte niemand rufen, aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster, — ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sophapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören.“ Sie schildert noch mehrere Naturerscheinungen und fährt dann fort: „Nun noch ein liebliches kleines Abenteuer ganz anderer Art, wobei mir beinah angenehm schauerlich zumute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman ‚der Überzählige‘, den ich erst vor einigen Tagen gelesen, und in dem eine ähnliche Scene stattfindet. Also, — schon tönt die Glocke Mitternacht; nein, so spät war es nicht, aber doch etwa halb elf; wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte: ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen; die Tasche selbst von schwerer Seide, dreingewirkt auf Gold das älteste Thurnsche Wappen der Familie aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht seit 60 Jahren nicht geöffnet waren; der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und mir war fast, als berühre ich die wunderbar konservierten Glieder der Verstorbenen. Der alte Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein

kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu. Es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran; indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über vierzig Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kästchen mit, ich weiß nicht was, drinne gegeben habe; so können Sie es auch unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens. Emma und ich hatten uns, in der Erinnerung an den „Überzähligen", beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens 130 Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kästchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonnière gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa sechszehn Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, einen Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer Lieblichkeit. Wäre der junge Mann ein Mädchen, so würde er

die schönere von den beiden Schwestern sein; so aber lassen sich diese zarten Formen kaum mit der Jugend entschuldigen. Das Mädchen ist schwarz gekleidet, mit ungeheuren hängenden Ärmeln, aus denen die schönen runden Arme und Händchen allerliebst herauskommen; dann eine weiße Schürze, ein weißes durchsichtiges Halstuch und ein sehr klares Häubchen, unter dem einige braune Löckchen hervorsehen. So sitzt sie in einem ungeheuren Sessel von dunkelrotem Sammet, etwas selbstgefällig, noch mehr ängstlich, ganz wie das arme Ding dem Maler mag gesessen haben, und reicht mit dem einen Händchen einen Brief durch's offene Fenster, während die andere ein Körbchen mit Brezeln auf ihrem Schoße festhält. Der junge Mensch sieht nun vollends aus, wie ein maskierter Amor. Soeben tritt er aus der Thür seines Hauses mit der possierlichsten und dabei anmutigsten Prätension und mit einem Anfluge von wirklicher Würde, der sich späterhin recht vorteilhaft mag ausgebildet haben; eine ungeheure Allonge-Perrücke läßt sein Gesichtchen hervorschauen, wie ein Engelsköpfchen aus den Wolken; seine zarte, aufgeschossene Figur streckt sich in einer endlos langen, goldgestickten, braunen Weste und dito Rock; in der einen Hand hält er eine offene Tabaksdose, die andere hat er trotzig in die Seite gestemmt; die Farben sind frisch, wie eben aus dem Pinsel. Das Kästchen ist mir geblieben, und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den seltsamsten Gefühlen. Mein Gott, was ist die Zeit! was ist ehemals, jetzt und dereinst! (ich meine irdisch gerechnet). Die Bilder sind nicht gerade so ausgezeichnet gut gemalt, aber sie kopieren das Leben bis zur ängstlichen Täuschung, ich hab' es früher nie so gesehen; Emma Thurn behauptet, sie schlügen die Augen auf und nieder. Man ist gezwungen, zu denken, sie seien nur eben erst nebst dem Maler zur Thür hinausgegangen, gleich voll der allerfrischesten Lebensessenz und des allerfestesten Köhlerglaubens an einen Himmel voll Geigen; man sieht recht,

wie froh sie ihrer Schönheit waren und ihrer guten Kleider, vor allem der Knabe seiner köstlichen Perrücke, welche ihm die Eltern ohne Zweifel eigens hierzu machen ließen, — und wo sind jetzt ihre Knochen? Sollte man wohl noch einige Stäubchen zusammenlesen können? Sie erinnern mich an ein sehr liebliches und ihnen ganz ähnliches Geschöpf, Lorchen D., die ich im vorigen Jahre in Belgien sah, ihr erster Ausflug, seit sie vor vier Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts anmutigeres und frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- oder Musikübung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer, und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden. Ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder; aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todesanzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen. Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre! Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei solchen, denen alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und doch zuletzt so verkommen kann; selten, selten darf man denken: das ist gerade die Blüte, die man nach der Frucht voraussetzen mußte."

Man wird in dieser Gedankenfolge die Keime einer freilich weit späteren Dichtung „Die Golem" erkennen; unmittelbar

wurde der Aufenthalt auf Schloß Berg die Veranlassung, ja die Nötigung zu einem anderen Gedicht. „Die guten Thurns“, fährt Annette fort, „hatten so viel zu meinem Vergnügen herbeigeschafft, ein Erdbeben, ein Alpenglühen, eine höchst malerische Schneewolke, zwei gespenstige Porträts und sonst noch eine Menge angenehmer Gegenstände, Geschenke, freundliche Worte und Blicke u. s. w. Ich hätte ihnen auch gern etwas zuliebe gethan; da gab mir denn Emma unter den Fuß, den Papa werde nichts mehr freuen, als ein Gedicht auf sein liebes Schloß Berg. O weh! das war eine harte Nuß. Was ich soll, das mag ich nie, — (wieder eine schlimme Eigenschaft, die Ihnen noch unbekannt war); indessen ich machte gute Miene zum bösen Spiel. Aber nun wurde mir das Schema vorgelegt. Kennen Sie das Lied: ‚Mein Herr Maler, will er wohl mich abkonterfeien?‘ Doch falls Sie es nicht kennen, hören Sie, was man einem Menschen zumuten kann. Zwölf Kantone sollte ich namentlich anführen, ebenso viele Hauptgebirge, ungefähr doppelt so viele Hauptorte, die Namen von vier Königreichen, von verschiedenen Gewässern, und die Zahl aller übrigen Orte, welche die Aussicht darbietet. Dem guten alten Herren war es seit Jahren ein schwerer Ärger, so manches Gedicht zu lesen auf die schönen Punkte der Umgegend, und niemals eins auf sein liebes Berg; nun aber mal die Reihe an ihn kam, wollte er den Leuten auch nichts schenken, kein drei Ellen breites Flüßchen, kein Dörfchen von sechs Häusern. Ich aber sagte mit Wilhelm Tell: ‚Fordere, was menschlich ist‘, und machte ihm begreiflich, daß Zahlen sich weit besser in einer Rechnung ausnehmen, als in einem Gedicht; er begriff's nur halb, gab nur wenig nach, — und ich hatte gelobt, das Machwerk dem ‚St. Bernhard‘ und ‚Arztes Vermächtnis‘ beidrucken zu lassen; folglich war es nicht ohne Einfluß für mein erstes Auftreten, — eine üble Klemme. Die Zufriedenheit meines lieben, frommen,

prosaischen Wirts war mir doch lieber, als mein poetischer Ruf; indessen ganz einerlei war es mir um diesen auch nicht, und sehen Sie, so lächerlich es Ihnen scheinen mag, dies hat eine große Lücke in diesen Brief veranlaßt. Jeden Morgen überfiel mich das Bewußtsein meiner schwierigen und unerfüllten Verbindlichkeit; ich konnte eben an nichts anderes denken, war zu keinem vernünftigen Dinge aufgelegt; kurz, ich that wohl, mir diesen Stein um jeden Preis zuerst abzuwälzen. Viktoria! es ist geschehen, und was das Beste ist, Prosa und Poesie haben noch einen ziemlich guten Accord mit einander getroffen; wenn der Graf Thurn ein Auge zudrückt, und das Publikum auch eins, so wird es schon gehen . ."

Der Brief, dem Annette diese Fülle von Nachrichten anvertraute, ist leider von allen, die sie aus Eppishausen an Schlüter gerichtet hat, der einzige erhaltene. Nachrichten über die Folgezeit giebt aber ein Brief an den Onkel Karl v. Haxthausen, den Domherrn in Hildesheim, der mit Annette den Sammeleifer für Gemälde und Münzen teilte und durch Geschenke und Austausch nicht selten ihre Sammlungen bereicherte. Auch in Eppishausen wird Annette, wie sie schreibt, durch die „ehrwürdige Numismatik", ihre „beiderseitige regierende Frau, hinter das Tintenfaß getrieben", — Mitte August [1]), nicht lange vor der Heimreise, sodaß sie neben Kauf- und Tauschprojekten auch von den Erlebnissen des Schweizer Aufenthaltes eine Übersicht geben kann. Leider entsprach der Fortgang nicht dem vielverheißenden Beginn. Charakter und Wesen der Thurgauer, mit denen auch Laßberg infolge einer veränderten politischen Strömung zuweilen in Streitigkeiten verwickelt war, sagten

---

[1]) Der Brief ist undatiert. Die Zeit der Abfassung ergiebt sich aus der Angabe, daß Laßberg, der sich am 9. August 1836 zur Kur nach Baden im Aargau begab, „seit einigen Tagen" sich dort befinde.

Annette nicht zu, und das Wetter machte seit Mitte November sogar ein westfälisches Klima beneidenswert. „Du hast keinen Begriff“, schreibt Annette, „von der Öde eines hiesigen Winters, wenigstens wie wir ihn erlebt haben. Fast sechs Monate lang Schnee, — schon im Oktober lag er einigemale so tief, daß man nicht wußte, wie man die Weinlese bewerkstelligen solle; von der Mitte November an blieb er liegen, ohne einen Tag Tauwetter bis hoch im März; und noch fast durch den ganzen April war es den einen Tag grün und den anderen weiß. Das Schlimmste war ein Nebel, aus dem man Brei hätte kochen können, der gar nicht fortging, und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate lang nur gehört, aber nicht gesehen habe. Den ganzen Tag klingelten Schlitten, und bellten Hunde, die nebenher liefen, und Mama sagte ein ums andere Mal: ‚Lappland!‘ Auch unser gutes, flackerndes Feuer in Kaminen und Öfen vermißten wir sehr; denn die Kachelöfen haben doch etwas sehr Ödes, wenigstens in einem so großen Hause, was von so wenigen Leuten bewohnt wird, wo abends alles mäuschenstill sitzt und liest, oder seinen trübseligen Gedanken nachhängt. Denn Du mußt wissen, lieber Onkel, daß das Befinden unserer Jenny den ganzen Winter sehr bedenklich war; Mama sowohl als ich haben heimlich das Schlimmste befürchtet, und wir durften es uns doch nicht merken lassen.“ Diesen Sorgen machte freilich ein Ereignis ein Ende, welches Laßberg am 10. März 1836 seinem Freunde Uhland in folgenden Worten anzeigt: „Letzten Samstag [5. März], mein teurer Freund! abends 4 Uhr wurde im 77. Jahre seit Erbauung dieses Hauses [hier] das erste Kind geboren, sage mit Worten zwei gesunde, lustige, rotharige und blauaugige Mädchen, welche vorgestern Hildegund und Hildegard getauft wurden. Mutter und Kinder sind gottlob! so wohl, als wir nur immer wünschen können.“

Leider folgte dem Doppelglück wieder eine sorgenvolle Zeit. Der alte Graf Thurn wurde den Seinigen und den Freunden in Eppishausen durch den Tod entrissen. Die Gesundheit der jungen Mutter stellte sich nur langsam wieder her, und bei dem „allerersten Ausflug", den sie in Begleitung Laßbergs und Annettens — am 9. Mai — unternehmen konnte, geschah es, daß in der Nähe des Dorfes Altnau am Bodensee die Pferde scheuten, der Wagen umstürzte, und die Räder über Laßbergs Schenkel rollten. Man brachte ihn in ein nahes Wirtshaus, wo er mit seiner gleichfalls leidenden Gattin 14 schmerzvolle Tage zubringen mußte. Wochen hindurch konnte er nur mit Hülfe zweier Stäbe sich fortbewegen, und eine Lähmung behielt er auf Lebenszeit. Auch Annette war nicht unverletzt geblieben; längere Zeit glaubte sie, eine Rippe gebrochen zu haben. Doch konnte sie nach Eppishausen zurückkehren; es war gerade in dieser Zeit, daß sie, um dem kranken Schwager eine Freude zu machen, die alten Singweisen umsetzte, von denen früher die Rede war [1]. „Ich habe diesmal zwar auch viel abgekriegt", schreibt sie dem Onkel, „und spüre die Folgen zuweilen noch; aber es kommt mir doch wie nichts vor, wenn ich den armen Laßberg so an seinen Krücken herumschleichen sehe und täglich mehr die Hoffnung verliere, daß er sie je wird ganz fortlegen können." Am 9. August begab er sich nach Baden im Kanton Aargau [2]. Annette und die Mutter hatten indessen mit vier befreundeten Personen zu Anfange des Monats eine kleine Bergreise in die Appenzeller Alpen gemacht, wo sie „fleißig Milch tranken, Alpenrosen pflückten und im August an Schneefeldern standen." „Das Merkwürdigste aber ist", fährt sie fort, „daß wir binnen vier Tagen drei verschiedene Kutscher gehabt haben, wovon uns der

[1]) Annette an Frau v. Laßberg, Eppishausen Mai 1836.

[2]) Laßberg an Uhland 21. August 1836, a. a. O. S. 230.

erste umwarf, der zweite ein noch ungebrauchtes, und der dritte ein kollriges Pferd vorspannte, so daß wir dreimal in die größte Lebensgefahr geraten sind. Es giebt überhaupt nichts Elenderes als einen Schweizer Kutscher, grenzenlos ungeschickt, furchtsam wie alte Weiber, und doch aus Habsucht das Unvernünftigste unternehmend. Sie verstehen die Kunst, dich auf der ebenen Chaussée auf die Seite zu legen; jeder Stein, jedes etwas tiefe Wagengleis wissen sie dazu zu benutzen. Sie kennen sich auch selbst darin und krüppeln wenigstens die Hälfte jedes Weges mit angelegtem Radschuh, daß man vor Ungeduld aus der Haut fahren möchte. Und doch ist der Eigennutz so groß bei ihnen, daß du nicht erwarten darfst, wenn du einen Kutscher um vier Pferde ansprichst, daß er dir gestehen werde, er habe nur zwei; sondern, um den Verdienst nicht zu versäumen, nimmt er lieber die ersten besten zwei Fohlen von der Weide und setzt, ohne Bedenken, sowohl seinen als deinen Hals dran. Es geht auch keine Woche hin, daß man nicht von Unglücksfällen hörte, und du magst fragen, wen du willst, jeder ist schon vielmals umgeworfen und hat auch mitunter Schaden genommen, wäre es auch nur ein zerschlagener Kopf oder geschundenes Bein; aber die Leute meinen, das gehöre so dazu.“ Laßberg war, wie wir sahen, nicht so leicht davongekommen; er fand auch in Baden nicht die gehoffte Besserung, sondern nach vierzehntägigem Gebrauch des Wassers die Schmerzen seines geräderten Beines vermehrt. Noch leidend kehrte er am 7. September nach Eppishausen zurück, wo er zu seiner Freude „die beiden Füchslein unter der Hut von Jennys Mutter“ ganz wohl antraf [1]).

Unter mancherlei Trübsalen war Annette doch ihren Lieblingsneigungen nicht untreu geworden. Sie sammelte Münzen und Mineralien; auch ihre poetische Begabung blieb in der

[1]) Laßberg an Uhland 17. Sept. 1836, a. a. O. S. 234.

Muße des langen Winters und beim Wechsel der Jahreszeiten nicht ohne Bethätigung. Wir sahen, wie das Gedicht „Schloß Berg" entstand. Es sollte in der Sammlung ihrer Gedichte Platz finden, deren Veröffentlichung in Eppishausen, wenn nicht eifrig gefördert, doch nicht aus den Augen verloren wurde. In dem Briefe an Schlüter, dem wir bereits so vieles entnahmen, heißt es am 18. November: „Mein St. Bernhard und sein Compagnon werden sich noch in diesem Jahre den Kritikern stellen. Es ist gut, daß andere Leute für mich handeln, ich selbst weiß doch allzu wenig mir zu helfen; bald bin ich schüchtern, bald zuversichtlich, und beides ohne Gründe; Ehrgeiz hab' ich wenig, Trägheit in Übermaß; — aber nun hören Sie, wie es ging." Sie erzählt dann, was sie bei der Herreise in Bonn erlebt, daß der von Professor Braun gewonnene Verleger den Druck beginnen werde, sobald Annette eine fertige Abschrift sende. „Freilich", setzt sie hinzu, „habe ich bereits vier Monate verstreichen lassen, ohne Hand anzulegen; aber jetzt soll es das erste sein, woran ich gehe, vielleicht morgen schon. Zur Ostermesse ist's wohl zu spät, aber ich denke zu Michaelis. Man wünscht auch einige kleinere Gedichte, die zuerst das Buch einleiten und nachher die beiden größeren Stücke trennen sollen; ch finde das wohl passend, habe aber kaum zwei oder drei, die ch dazu wählen möchte. So muß ich mich wirklich entschließen, den guten Pegasus zu satteln in diesem schlechten, unpoetischen Wetter, wo alles voll Schnee liegt, und selbst mein lieber Rebenhügel nichts darbietet als zahllose dürre Stöcke und ein weites, wolligtes Nebelmeer." Sie übersendet sogleich ein Gedicht, „Die rechte Stunde", das sie tags vorher „dem anzuwerbenden Hofstaate der beiden größeren als Grundstein gelegt hatte". „Mich dünkt", setzt sie hinzu, „es ist weder schön noch häßlich, aber was man so untadelig nennt, und deshalb ein besserer Füllstein, als einige andere, nur ungern von mir ausgemerzte,

deren einzelne Schönheiten zu vieles Krasse oder Schwache nicht aufwiegen konnten." Offenbar ist das ebengenannte Gedicht nicht lange das letzte geblieben. In unmittelbarer Folge auf demselben Bogen finden wir den Entwurf der schönen Ballade „Der Graf von Thal". Das eingelegte Lied des „Minstrels" über den Mord Kaiser Albrechts mag einigermaßen durch die Nähe des Schauplatzes hervorgerufen sein. Weiter folgen die Lieder auf den Säntis, die Weiherlieder und die Woche des Pfarrers. Auch der schöne Cyklus „Die Elemente" ist unzweifelhaft in der Zeit und unter dem Eindruck des Schweizer Aufenthaltes von Annette zu Papier gebracht. Einmal trat die Frage an sie heran, ob sie den St. Bernhard stückweise in einem schweizerischen Journal wolle abdrucken lassen; dazu mochte sie sich aber nicht entschließen [1]. Sie schickte eine sehr saubere Reinschrift der beiden epischen Gedichte an den Kölner Verleger, bat aber um Rücksendung und Verzögerung des Druckes, weil sie noch manches ändern wolle. So war, als sie Eppishausen verließ, noch immer nichts festgestellt.

Es mag im September gewesen sein, daß Annette an die Schweiz ein letztes Abschiedswort richtete: in einem noch ungedruckten Gedichte, welches in den früheren Strophen den Brief an den Onkel Karl ins Gedächtnis ruft, dann eine lebhafte Sehnsucht nach den Pappeln und Teichen von Rüschhaus ausspricht, und mit den Worten schließt:

„So lebe denn auf lange wohl,
Du ungeliebtes Land!
Mit deiner Donner Wiederhall,
Mit deinem starren Felsenwall,
Land, wo ich keine Nachtigall
Und keine Liebe fand."

Die Rückreise ging vorerst nach Bonn, wo Annette den Herbst

---

[1]) Annette an Junkmann 4. August 1837, a. a. O. S. 94.

und den nächsten Winter hindurch verweilte. Hier traf sie mit Frau Mertens und Adele Schopenhauer wieder zusammen; aber von den der ersteren anvertrauten Papieren kam nichts mehr zum Vorschein. Auch die lange Leidensgeschichte ihrer Autorschaft wurde abermals durch ein wenig erfreuliches Kapitel vermehrt. Zwischen dem Professor Braun und dem Verleger Dumont war infolge der Hermesianischen Händel Uneinigkeit, ja ein förmlicher Bruch eingetreten; die „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" ging damals aus dem Dumontschen Verlag in den von A. Markus in Bonn über. Annette sah dem Streite eine Zeit lang zu; es war ihr aber, wie sie schreibt, peinlich, daß zwei Männer, die in solchem Grade verfeindet waren, ihretwegen noch länger miteinander verkehren müßten [1]), und sie war zu zartfühlend, um den Verleger, der, wie sie glaubte, mehr aus Gefälligkeit gegen Braun als um des Nutzens willen zur Veröffentlichung sich erboten hatte, beim Wort zu halten. Auch das Anerbieten Brauns, seinen neuen Verleger an Stelle des alten zu gewinnen, schlug sie aus und trat, ohne ihr Manuskript nur wieder vorzulegen, die Rückreise nach Westfalen an. „In Bonn ging es mir sehr gut"; erzählt sie weiter, „die Luft bekam mir wohl, wie jede scharfe Luft, meine Cousine war voll Güte gegen mich, ich fand meine alten Freunde alle wieder und in erfreulichen Verhältnissen. Was will man mehr! Abgerechnet einiges Heimweh nach den Alpenpflanzen, namentlich dem kleinen doppelten flos ros. et cyan. bicolor [d. h. den Zwillingen] in Eppishausen und andererseits nach dem guten Rüschhaus, resp. Hülshoff, was ich nun seit anderthalb Jahren nicht gesehen, blieb mir nichts zu wünschen übrig. Sobald ich aber Bonn im Rücken hatte, fing es an, mir schlecht zu gehen. Ich kam mit allen Vorboten der

---

[1]) Annette an den Freiherrn v. Laßberg, 18. März 1837.

Grippe in Köln an, wär' natürlich um vieles gern baldmöglichst zu Hause gewesen, und mußte nun, meiner Gesellschaft halber, und weil das Dampfboot nicht früher ging, drei Tage in Köln liegen, — ich kann sagen liegen; denn jeden Augenblick, den ich stehlen konnte, huschte ich ins Bett. Am Tage quälte mich Kopfweh, nachts Zahnweh, dabei wohnte ich bei fremden Leuten, wo die Bedienung knapp war, — und pour comble de malheur mußte ich allerlei Lustbarkeiten mitmachen, damit keins der Familienglieder meinetwegen zu Hause bleiben sollte. Ach, es war eine müh- und trübselige Fastnacht! — Endlich kam der glückselige Mittwochen [8. Februar]. Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! — eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus, — aber o weh! es waren die Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Professor Achterfeldt aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute ihrem Bruder zuliebe eine Ehre anthun, und ich, mit meinem Kopfweh, daß mir die Augen verschwollen waren, und matt zum Umfallen, mußte nun mehrere Stunden lang die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirte nicht zu kränken. Endlich ging's weiter. Zu Schermbeck kam ich wirklich ins Bette, was aber auf einem ungeheizten und gewiß lange nicht bewohnten Zimmer stand; denn als ich warme Krüge hineinlegen ließ, drang die Feuchtigkeit so aus dem Bette hervor, daß man sich ebenso gesund ins tauige Gras legen könnte. Ich hatte die Nacht über Zahnweh zum verrückt werden, juckelte am anderen Morgen trübselig fort, kam zu Mittag ins unrechte Wirtshaus, wo Haare in der Suppe schwammen und breite, schwarze Daumen auf der Butter standen. Als ich spät durch Münster fuhr, war es dunkel, kalt; — der Kutscher machte

mich aufmerksam auf fünf offene Gräber, an denen wir vorüberfuhren, und erzählte schreckliche Grippen-Anekdoten, wie die Leute oft binnen zwölf Stunden tot seien ꝛc. — Endlich sah ich das Licht aus Mamas gutem, warmen Stübchen über der Küche hervorschimmern, — aber niemand war an der Thür, ich mußte mich selber ins Haus hineintappen. Endlich kam ein Bauernmädchen aus der Gegend von Hülshoff (Therese Hölscher) zum Vorschein; sie war am Morgen herübergekommen, weil das ganze Haus an der Grippe niederlag. Die arme Mama hatte sich noch mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, um mich zu empfangen, aber es nicht aushalten können; jetzt lag sie so erbärmlich, daß sie keine Notiz von meiner Ankunft nahm. Keinen Menschen bekam ich sonst zu sehen, jeder lag in seinem Nest und ächzte; statt also selber ein anständiges Krankenlager zu halten, durfte ich mir nun gar nichts merken lassen" [1]).

Mehrere Wochen dauerte dieser Zustand, und als die Hausgenossen von der Seuche, die weit umher das Land in Schrecken setzte, sich allmählich erholten, mußte auch Annette wenigstens für eine Woche ihren Tribut bezahlen. Wieder genesen nahm sie einen Aufenthalt in Münster. Im Schlüterschen Hause begegnete sie damals nicht selten einem jungen Historiker, Wilhelm Junkmann, der, nachdem er seine Universitätsstudien in Münster, Bonn und Berlin beendigt, auch als Demagoge fünf Monate die Hausvogtei bewohnt hatte, am Gymnasium zu Münster thätig war, daneben aber sein poetisches Talent zu einer vielversprechenden Entfaltung brachte. Annette hat ihm später in einem ihrer schönsten Gedichte ein Denkmal gesetzt. Sie wandte ihm eine lebhafte Freundschaft zu, legte großen Wert auf seine bereits in einer Sammlung veröffentlichten Dichtungen [2]) und

---

[1]) Annette an den Freiherrn v. Laßberg, 18. März 1837.

[2]) Elegische Gedichte von Wilhelm Junkmann, Münster 1836 und

freute sich besonders, daß er auch bei wiederholten Besuchen in Rüschhaus auf ihre Mutter einen vorteilhaften Eindruck machte. Was ihr noch immer vorzüglich am Herzen lag, war die Veröffentlichung ihrer Gedichte; auch Schlüter scheint sich lebhaft dafür interessiert zu haben. Annette macht ihm am 23. März „des Pfarrers Woche" zu beliebiger Verfügung zum Geschenk, unterwirft auch die verschiedenen Lesarten ganz und gar seinem Urteil. Den „Säntis" und die „Weiherlieder" wünscht sie dagegen nicht einzeln gedruckt zu sehen, weil sie zu denen gehören, welche „einen Ruhepunkt zwischen dem Barry und des Arztes Vermächtnis bilden sollen" [1]. An beiden Erzählungen dachte sie übrigens noch immer zu ändern.

Schon am Mittwoch nach Ostern (29. März) wollte sie mit der Mutter nach Bökendorf gehen und vier Wochen im Paderbörnischen, meistens bei dem Onkel Fritz v. Haxthausen in Apenburg verweilen. Wenn sie diesen Plan ausgeführt hat, dürfen wir sie Anfangs Mai wieder in Rüschhaus suchen. Noch immer störten anhaltende Gesichtsschmerzen ihre Thätigkeit; nicht einmal die so lange geplante letzte Korrektur der beiden epischen Gedichte kam zustande. Am 11. August trat die Mutter abermals eine Reise nach Eppishausen an. „Hätte ich vorher gewußt, wie mir jetzt zu Mute sein würde", schreibt Annette einige Tage vor der Trennung an Junkmann, „ich wäre nicht zurückgeblieben." Wenigstens fünf Wochen dachte sie aber noch in Rüschhaus zu verweilen, und für die Zeit dieser ungestörten

---

1844. Gerade da ich diese Blätter in den Druck geben will, erhalte ich die Trauerkunde, daß der liebenswürdige, treffliche Mann am 4. November in Breslau, wo er als Professor der Geschichte wirkte, aus dem Leben geschieden ist. Noch im Laufe des Sommers hatte er mich mehrmals durch Nachrichten über Annette v. Droste erfreut.

[1] Annette an Schlüter, Gründonnerstag (23. März) 1837 in den Briefen S. 76 fg.

Einsamkeit macht sie schon in diesem Briefe vom 4. August ihre litterarischen Pläne. „In den nächsten acht Tagen", schreibt sie, „werden und dürfen keine andere Gedanken durch meinen Kopf gehen als Nadel, Zwirn, Bügeleisen, Bindfaden und andere dergleichen mehr nützliche als poetische Dinge. Sobald ich aber allein bin, habe ich den festen Vorsatz, jene beiden endlos gezupften und geplagten Gedichte endlich einmal zur Ruhe zu bringen. Hätten sie Gefühl, mich dünkt, sie müßten ganz simpel geworden sein von all dem Korrigieren; ich glaube, mitunter ist's auch so! Diese letzte Revue soll die strengste, aber sie soll auch die letzte sein; alles soll wieder vorgenommen werden, die ältesten und verworfensten Lesarten, und dann will ich mich abwenden und sehen nicht zurück, damit ich nicht auf meiner poetischen Bahn, wie Lots Weib zur Salzsäule versteinert, ewig auf demselben Flecke stehen bleibe, allen korrigierenden Seelen zum warnenden Beispiel."

Dann folgt eine merkwürdige Mitteilung, welche die Ergebnisse ihrer bisherigen Thätigkeit im einzelnen aufzählt, um daran eine Frage für die Zukunft zu schließen. „Was ich dann zunächst vornehme?" fährt sie fort. „Darüber habe ich vorerst noch Zeit nachzudenken; indessen, da wir gerade auch darüber zu reden kommen, — ich habe den Fehler, nichts zu vollenden. Sie glauben nicht, lieber Freund, wieviel Arbeit ich schon auf diese Weise verschwendet; denn ich höre nicht sobald auf, erst nachdem ich mich ein halbes oder viertel Jahr schachmatt gearbeitet, — etwa im dritten oder vierten Akt eines Trauerspiels, oder nach Vollendung des ersten Bandes eines Romanes. So steht auch jetzt mein Sinn, ich weiß nicht wohin, aber nach etwas neu zu Beginnendem. Und doch liegen noch so gute Sachen in meinem Schreibtische. Ach! lachen Sie nicht darüber, es ist gewiß wahr, es sind Dinge darunter, welche nicht verdienen, so schmählich zu verkommen. Da ist vorhanden (alles

aus den späteren Jahren) 1. ein Roman Ledwina, etwa bis zu einem Bändchen gediehen. 2. Eine Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel. . 3. Die Ihnen bekannten geistlichen Lieder, nach ihrem eigentlichen Titel ‚Geistliches Jahr‘. Sie wissen selbst, wieviel noch am Jahre fehlt; dieses fühle ich auch zuweilen Trieb zu vollenden. 4. Die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper oder vielmehr Trauerspiel mit Musik. . 5. Ein Schauspiel, der Galeerensklave. . 6. Das vielbesprochene Gedicht ‚Christian von Braunschweig‘, was freilich fast allein nur in meinem Kopfe existiert; indessen ist doch ein flüchtiger, aber ziemlich vollständiger Entwurf bereits zu Papiere gebracht. 7. und 8. Noch zwei Stoffe: Einer zu einer Kriminalgeschichte, ist wirklich in Brabant passiert; der zweite zu einem Gedicht von mehreren Gesängen, den ich ganz vollständig geträumt, durch alle Gesänge, die ich zu lesen glaubte. Er betraf die Entdeckung eines Mordes an einem Juden. . Was ich außerdem noch unter Händen habe, z. B. zwei Opern (d. h. bloß den musikalischen Teil zu besorgen, die Texte sind von anderen), davon will ich nun gar nicht reden; denn was Sie nicht interessiert, davon werden Sie mich auch nicht hören wollen, wenigstens nicht als von einer Sache, die meine Zeit in Beschlag nehmen könnte. Für dieses Mal sind wir indessen gleicher Meinung; ich denke für die nächste und zwar eine geraume Zeit die musikalischen Arbeiten den poetischen nachzusetzen. Die Wiedertäufer wären das einzige, was mich reizen könnte, da ich so große Lust habe, den Text zu schreiben. Sie sehen jedenfalls, lieber Junkmann, daß es imgrunde thöricht wäre, nach so mancher und mitunter durch den Erfolg recht gut belohnten Anstrengung alle Vorteile fahren zu lassen und mich wieder an den Eingang der Bahn zu stellen, bloß aus der leidigen Lust anzufangen. Und doch ist außer dem geistlichen Jahr nichts bereits begonnen, was einen unmittelbar frommen Zweck hätte; indessen ist alles

Übrige, die Wiedertäufer und Christian von Braunschweig ausgenommen, einer entschiedenen moralischen Richtung nicht allein fähig, sondern sie liegt bereits von selbst darin. Sie sehen, ich bin für die Zukunft sehr unentschieden; indessen vorerst habe ich ja meine Arbeit, und nachher müssen wir mal alles reiflich vornehmen." Diesen Worten gemäß ließ sie zuerst den beiden größeren Gedichten die letzte Feile zukommen. Wenn man die aus Bonn mitgebrachten Reinschriften mit dem späteren Abdruck vergleicht, so erkennt man, daß beide noch erhebliche Veränderungen, ja nicht unbedeutende Zusätze erhielten, z. B. der „St. Bernhard" (I, 417—445) die schöne Stelle über die aufopferungsvolle Thätigkeit der Mönche. Dann mögen die Wiedertäufer Annette beschäftigt haben, aber gewiß nicht für lange Zeit. „Die Katastrophe", schreibt sie später einmal, „ist zu gräßlich, auch zu gemein, und die sonst sehr verschiedenen und interessanten Charaktere der Hauptpersonen verschwimmen zu sehr in der allgemeinen Raserei. Einer spricht und handelt wie der andre, es läßt sich nichts Individuelles mehr erkennen. Ein etwas früherer Zeitpunkt bietet allerdings höchst günstige Momente dar, z. B. das Schicksal des Johannes von Wieck, aber sie eignen sich für keine katholische Feder. Doch möchte ich noch den Kerssenbrock lesen, der, wenn auch nicht der glaubwürdigste, doch gewiß der umständlichste und lokalste Berichterstatter ist, wenn ich auch nichts herausdrechseln könnte, als einen Opernstoff; denn es dauert mich die viele Musik, die ich bereits dazu komponiert habe. . Wenn aber der Kerssenbrock mir auch keinen Trost bietet, so mögen jene Lieder, Märsche 2c. auch vor die Hunde gehen, wie so manches, was ich geschrieben" [1]).

[1]) Bruchstück eines Briefes in den Anmerkungen zu den „Briefen" S. 208. Es gehört in die Jahre 1838 oder 1839, da es kurz nach dem Erscheinen von Immermanns Münchhausen geschrieben ist.

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht im Loener Bruch und die erste Ausgabe der Gedichte.

Wir haben den von Annette angedeuteten Entschluß schwerlich zu bedauern, um so weniger, als die Wahl, welche sie traf, nicht leicht glücklicher getroffen werden konnte: es war die „Schlacht im Loener Bruch“ oder, wie damals der Titel lautete, der „Christian von Braunschweig“. Der berufene Freischarenführer des 30jährigen Krieges, der frühere Bischof von Halberstadt, der Anbeter der Königin Elisabeth von Böhmen, der am 6. August 1623 auf der Haide bei Stadtloen von Tilly bis zur Vernichtung geschlagen wurde, war in der That ursprünglich der Held des Gedichtes. Wie ist Annette auf diesen Stoff verfallen? Wie hat sie einen Mann zu ihrem Helden gewählt, der eher verdiente, vom Scharfrichter oder doch von jedem Historiker gestäupt, als von Annette v. Droste besungen zu werden? Es ist nicht so auffallend, als es scheinen könnte. Nachdem zwei erzählende Dichtungen die Verfasserin auf den St. Bernhard und in die böhmischen Gebirge geführt hatten, mochte sie sich einen Stoff aus der Geschichte ihres heimatlichen Bodens wünschen. Das Münsterland ist aber, wie schon bemerkt, nicht reich an bedeutenden historischen Ereignissen;

nur drei treten beim ersten Blick hervor: die Wiedertäufer, die Schlacht im Loener Bruch und der Westfälische Friede. Den Friedenskongreß zur Darstellung zu bringen, konnte allenfalls einem Maler — Terburg — aber sicher keinem Dichter in den Sinn kommen; von den Wiedertäufern hatte Annette Abstand genommen; immer könnte aber die Beschäftigung mit diesem vaterländischen Stoff ihre Gedanken auf den dritten Gegenstand geführt haben, der für eine dichterische Behandlung sich nicht ungeeignet erwies. Annette wählte ihn, oder um richtig zu reden, sie brachte den aus älterer Zeit stammenden Gedanken, ihn zu wählen, zur Ausführung. Bald fühlte sie sich auf das lebhafteste angeregt, und ihre Arbeitslust mag noch vermehrt worden sein durch den Umstand, daß sie endlich für die Veröffentlichung ihrer Gedichte eine bestimmte Aussicht erhielt. Den ganzen Sommer über hatte dieser Gedanke sie beschäftigt; aus dem Briefe an Junkmann vom 4. August erkennt man ihre Verlegenheit. Nachdem sie bemerkt, daß sie nach der Abreise der Mutter den „St. Bernhard" und das „Vermächtnis" in Hülshoff fertig zu machen denke, fährt sie fort: „aber wo soll ich sie herausgeben? darüber bin ich in Zweifel und Verlegenheit obendrein". Sie in Münster erscheinen zu lassen, schien ihr bedenklich wegen der Lage des dortigen Buchhandels. Sie wünschte auch, „daß das Renommee des Buches bereits gemacht wäre, ehe es in den Kreis der münsterischen Bekannten käme", da sie nicht darauf rechnete, daß es dort sehr gefallen würde. „Für auswärts", fährt sie fort, „mache ich mir bessere Erwartungen und möchte meiner lieben Mutter, die im Grunde jedes öffentliche Auftreten scheut wie den Tod und nur zu empfindlich ist für die Stimme des Publikums, gern zuerst die möglichst angenehmsten Eindrücke gönnen; dann schmerzen nachher einzelne Stimmen weniger; für mich selbst wäre es mir

schon gleich, womit ich es zuerst aufnehmen müßte [1])." Aber was war zu thun? Mit Dumont hatte sie abgebrochen, ein Ersatz in der Fremde fand sich nicht, und so mag es ihr doch angenehm gewesen sein, als im Oktober ein Verleger in Münster sich zum Abdruck bereit erklärte. Es war Schlüter, der die Unterhandlung geführt hatte, und mit sichtlichem Vergnügen richtet er am 3. November an die Freundin einen Brief in Hexametern, welche von seiner Verskunst keine üble Meinung erwecken [2]). Mit Nachahmung antiker Vorbilder wird der Brief ermahnt, die Freundin aufzusuchen in

„Rüschhaus'
Dämmernder Zelle, wo früh schon wach bei flackerndem Lämpchen,
Unter Korallen, Krystallen und Muscheln, Papieren und Münzen
Neben dem Flügel gebückt, sie sitzt beim Christian von Braunschweig,
Oder dem Bernhard, zu dichten an dem und an diesem zu bessern."

Der Bote soll ihr „in stürmisch beflügelten Worten" ansagen:

„Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,
Wohlgeschnitten und gut, und eilend gefertigt die Abschrift!
Denn wir werden gedruckt, der Tag der Vollendung er nahet.
Merke, also geschah's. ."

Er erzählt dann, daß er mit dem Sohne des ihm befreundeten Buchhändlers Hüffer eine Unterredung gehabt, und daß Annette von dem jungen Manne bald einen Brief über den bevorstehenden Druck ihrer Gedichte erhalten werde. Dringend mahnt er zur Beschleunigung der Abschrift und zum Abschluß der früheren Gedichte:

„Braten Kastanien zu lang, so werden sie alle zu Kohlen;
Wie kann Neues gedeihn, wo nicht sich ablöst das Alte?
Leserlich schreib, nicht schön, nur daß es lese der Setzer;

---

1) Annette an Schlüter, 23. März 1837, a. a. O. S. 75 fg.

2) Eine Abschrift gütigst mitgeteilt von Fräulein Emilie Dehne.

Bessre nicht ferner umsonst, im Ganzen laß es beim Alten;
Mir vertraue das Werk und dem sehr einsichtigen Junkmann,
Und gar balde wird sich's nach Wunsch und Gefallen dir zeigen,
Daß du selber erstaunst, wie schön du gereimt und gedichtet.
O, erfinden ist schön, Ausführung schöner, am schönsten
Ist vollenden dennoch, fürwahr vollenden ist göttlich."

Annette erhielt diese Zeilen nicht in Rüschhaus; sie war Ende Oktober nach Hülshoff übergesiedelt, und erst um die Mitte des folgenden Monats wurde ihr der Brief dahin nachgesandt. Aus der launigen Antwort vom 18. November spricht die ganze Schaffensfreude der Dichterin. Die schönen Hexameter, sagt sie, forderten sie auf, den Pegasus zu besteigen, aber

„Der galoppiert den ganzen Tag,
Drum Euch für jetzt ein Karrngaul genügen mag . .
Was Ihr schreibt von Feder tunken ein,
Würde zum Ohr hinausgefahren sein,
Trät' nicht grad eine günstige Pause ein,
Da ich geschrieben am Braunschweig so lang,
Daß gestern beendigt der erste Gesang. —
So schicke ich denn heute, ohne Trug,
Daß man mir sende das fuchsige Buch.

Das heißt: sie will die Pause benutzen, um aus dem besagten — es scheint in Rüschhaus zurückgebliebenen — Buche die letzte Fassung des „St. Bernhard" und des „Vermächtnisses" ins Reine zu schreiben. Über das neue Gedicht berichtet sie noch:

„Mit meinem Christian geht es so so, . .
Was ich täglich schrieb, des war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut;
Nun ich's übersehe sinkt mir der Mut.
Zu klingelnd ist es, zu weichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit.
Fürwahr! die Scheere soll noch hinein,
Und eine Heckenscheer muß es sein!
Auf dem Pegasus meint' ich mich stolz gesessen, —
Und sollt' es am End' eine Schindmähre wesen?"

Der Brief des Verlegers fehlte aber noch, denn Annette bemerkt:

„Was Ihr schreibt von Herrn Hüffer, dem guten Mann,
Der verspricht Dinge und unterläßt sie dann;
Keinen Brief habe ich von ihm gesehn,
Er muß noch in seinem Kopfe stehn.
Bringt ihm übrigens meinen freundlichen Gruß,
Das ist ein Mann, der jedem gefallen muß."

Wenig später mag die erwartete Mitteilung eingetroffen sein; in einem Briefe an Schlüter, Neujahrstag 1838, heißt es: „Mit dem ‚Braunschweig' geht es lustig voran, oder ging es vielmehr bis jetzt, wo ich erfahren habe, daß mehrere ältere Werke eine genaue Beschreibung dieser Schlacht nebst beigefügtem Schlachtplan enthalten, somit meiner Phantasie keineswegs das große Feld zu Gebote steht, was ich ihr bereits geöffnet hatte; ich muß also warten, bis ich mir die Einsicht dieser Schriften verschafft. Eine derselben, Theatrum Europaeum, wird mir mein Bruder wahrscheinlich jetzt vom Bischofe mitbringen; zwei andere, Bellus' Heldenbuch und Bellus' österreichischen Lorbeerkranz, weiß ich noch nicht aufzufinden; doch hoffe ich auf die Universitätsbibliothek. Sind die Ihnen bekannt?"

Wir sehen aus diesen Worten, daß in dem Plan des Werkes eine wesentliche Veränderung vorgehen sollte. Der Stoff war ein historischer, nicht, wie das „Vermächtnis des Arztes", auf ein rein erfundenes oder, wie „das Hospiz auf dem St. Bernhard", auf ein wenig bedeutendes Ereignis begründet. Annette war aber zu sehr eine historisch angelegte Natur, um sich bei einem solchen Stoffe, wenn sie ihn auch zuerst mit freier Phantasie erfaßte, von dem Boden der Wirklichkeit ganz zu entfernen. Es gewährt nicht geringes Interesse, aus den Papieren ihres Nachlasses zu verfolgen, wie sie allmählich in den Besitz des geschichtlichen Materials gelangte, und wie die erweiterten Kenntnisse auch auf ihre dichterische Gestaltung einwirkten. Am

4. August 1837 schrieb sie, wie wir uns erinnern, an Junkmann, daß ein Entwurf des Gedichtes flüchtig, aber doch ziemlich vollständig bereits niedergeschrieben sei. Dieser Entwurf hat sich erhalten; er läßt deutlich erkennen, wie Gedanken und Vorstellungen sich drängten und so, wie sie sich eben darboten, in bunter Mischung aufs Papier geworfen wurden. Die Hauptideen treten schon hervor: die Kinder am Teich, ein rekognoszierender Offizier, die Gesellschaft im Schlosse, welche durch den hereinbrechenden Raubzug gestört wird, die Plünderung der Kirche, die Episode von dem Soldaten, der in dem Spiegelglas des geraubten Kruzifixes den Teufel zu sehen glaubt, der daraus entstehende Mordplan und das Mädchen, das ihn dem Herzog entdeckt. Auch der jetzige Anfang des zweiten Gesanges, die Unterredung der liguistischen Offiziere, der Saal, in welchem sie stattfindet, die Tapeten, der heulende Sturm, sind schon angedeutet — alles, wie man leicht erkennt, Gebilde der Phantasie. Offenbar hatte Annette sich mit dem Verlaufe der Schlacht und den ihr vorhergehenden Ereignissen noch nicht eingehend beschäftigt. Sie hatte wohl einige Geschichtswerke über das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges gelesen und sich Auszüge daraus gemacht [1]), aber für ihren eigentlichen Zweck nicht viel darin gefunden. Dadurch erklären sich die zahlreichen historischen Unrichtigkeiten des ersten Gesanges, der nach diesem Material ausgearbeitet wurde. In Wahrheit ist der Gang der Ereignisse folgender. Christian von Braunschweig, der in den Jahren 1622 und 1623 die Rheingegenden und das Bistum Pader-

[1]) Mehrere solcher Excerpte haben sich erhalten, z. B. über die Kaiser Rudolf und Ferdinand, die böhmische Revolution, die Schlacht am weißen Berge, die Hinrichtung des Grafen Schlick, die im 2. Gesang V. 648 erwähnten, auf der Moldaubrücke aufgepflanzten Köpfe. Daraus sind die Anmerkungen I, 7; II, 2, 12 u. 14 hervorgegangen. Auf demselben Blatte findet sich eine spätere Aufzeichnung: Quelle für die Noten I, 2, 6, 8, 14.

born geplündert hatte, war, von Tilly verscheucht, nach dem Münsterlande aufgebrochen, um sich von da über die holländische Grenze in Sicherheit zu bringen. Am Abend des 4. August gelang es der liguistischen Armee, bei dem Dorfe Greven dem flüchtigen Feinde nahezukommen; nur eine halbe Stunde, ehe Tillys Vorhut eintraf, hatte Christians Nachtrab den Ort verlassen. Mit dem andern Morgen begann die Verfolgung und endigte abends mit einem Gefecht bei Burgsteinfurt; endlich am 6., nachdem die Liguisten, immer dem Feinde auf der Ferse, Ahaus vorbei durch einen schlecht verteidigten Engpaß gedrungen waren, mußte Christian auf dem Bruch bei Stadtloen die Schlacht annehmen. Die Dichterin, mit diesen Ereignissen nicht genau bekannt, läßt statt dessen Christian bei Ahaus — in dem Entwurfe heißt es noch Anholt — eine längere Rast machen, während welcher sich die früher erwähnten Vorfälle zum größeren Teile ereignen. Von Tilly hatte sie nur die gewöhnliche, damals verbreitete Meinung; er findet in dem Entwurf und ebenso in dem ausgearbeiteten ersten Gesange kaum Erwähnung. Der Held auf kaiserlicher Seite ist der Graf von Anholt; als solcher tritt er auch im Eingange des Gedichtes Christian gegenüber. Dieser erscheint aber durchaus als Hauptperson des Ganzen. Alles irgend Brauchbare ist zusammengestellt, um ihn, wenn nicht liebenswürdig, doch interessant zu machen. „Christian“, sagt der Entwurf, „ist von allzu frommen Eltern, deshalb ist er so aufs Gegenteil verfallen; . er war edel, aber seine Freigeisterei das böse Geschwür, wohin sich alle bösen Säfte zogen. . Keinen Fehler hat er, den er nicht offen trägt; er ist keiner von denen, die sich ein falsches Ansehen geben; drum liebt man ihn doch. Seine Fehler hatten noch die Liebenswürdigkeit der Jugendfrische, aber sie fangen schon an zu altern und sich zu verhärten; seine Kühnheit wurde Trotz, seine Lebhaftigkeit unruhiges Zerfallensein; er wollte wie die Kaper oder das tro-

paeolum minus [die Kapuzinerkresse] nur in der Knospe genossen sein. . Was andern schlecht steht, steht ihm gut; er zuckt nicht mit den Augen, wenn das Schwert an seiner Wimper herfährt, oder eine Kanonenkugel neben ihm den Sand aufwühlt. Er sieht entschlossen, aber gefühlvoll und schwärmerisch aus; man sieht in seinem Gesichte nicht, was er gethan, sondern die lieblichen Anlagen, woraus es hervorgegangen. Er mochte Großes wagen, aber gegen kleine tägliche Leiden und Fehler konnte er nicht kämpfen. Er kann sich im Unglück nicht an andere schließen, und das macht ihm den Eindruck, als ob er verlassen wäre; er fühlt jedoch sein Unrecht. Christian thut etwas, was andere sehr frappiert; er bleibt ruhig dabei. Er steht so einsam wie eine Eiche in der Heide; alles Getier und Vögel flüchtet unter seinen Schatten; dies giebt ihm ein scheinbares Leben, aber er ist allein. Christian vergleicht sich selbst, oder Anholt vergleicht sein zweckloses Streben, wobei er Gesundheit und alles aufgiebt, mit dem Prinzen, der mit goldenen Angeln fischt, um Gründlinge zu fangen. Christian kann eine Kleinigkeit nicht vertragen oder hören aus angeborener Aversion oder einer Erinnerung halber; es ist für diesen Löwen das Krähen des Hahnes; er ist abergläubisch und glaubt an einen besonderen Glücksstern. Christian oder Anholt haben einige Gewohnheiten, woran man immer ihre Stimmung sieht. Dies ist die Windrose im Koller, woran der gemeinste Soldat sehen kann, wie oben der Wind steht. Christians Gemüt war durch die übertriebene Strenge verbittert, obgleich seine Lehrer und Eltern meinten, er bessere sich, wie der Stich der Wespe Galläpfel hervorbringt, die hübsch rötlich aussehen, aber ätzenden Saft enthalten. Christian verglichen mit einem Kirchhof, den der Blitz erleuchtet. Selbst wo Christian freundlich durchzog, suchte man am anderen Tage vergeblich die heiligen Reliquien; sein erster Gang war in die Kirche, aber nicht um zu beten. Christian sagt: die

Männer sind geächtet, also mein; er ist erzürnt und lächelt wie die Sonne durch ein Gewitter."

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß in dieser Charakteristik die Liebe zu der vertriebenen Königin von Böhmen als der lichte Punkt nicht fehlen darf. „Sie ist wie eine Insel in einem wilden Strom, wie die Palme in der Wüste. Christian denkt an eine Scene, wo er eines Abends, im Garten wandelnd, die Königin die Laute spielen hörte. Er hat am Abend vor der Schlacht den Handschuh der Königin verloren; dies macht ihn sehr bestürzt, so ein Freigeist er ist." Der letzte Zug ist übrigens später nicht benutzt, sondern durch einen andern ersetzt worden, wie denn überhaupt manches aus dem Entwurfe in dem Gedicht keine Stelle fand, vieles verändert und noch mehreres zusammengezogen und verbunden wurde. Die unbestimmte Zeichnung des rekognoszierenden Offiziers verwandelt sich in die bis ins einzelne ausgeführte Episode von dem Späherritt des jungen Tilly; wie der Offizier so still steht, daß eine Schnecke an ihm heraufkriecht, so liegt auch Tilly so still in seinem Versteck, daß eine Schnecke ihm über das Gesicht kriecht. Sehr geschickt ist der Klosterbruder, der von Christian die Reliquien zurückerbittet, mit einem Ankömmling, welcher die durch den Kriegszug verwüsteten Gegenden schildert, zu einer und derselben Person verschmolzen. Öfters zeigt sich die Dichterin selbst noch ungewiß, wem sie eine oder andere Äußerung oder Handlung zuschreiben soll; aber in der Hauptsache ist die Konzeption des Gedichtes da, und das Blatt wie wenig andere geeignet, den Gang und die Entwickelung ihrer Ideen deutlich zu machen. Offenbar hat es als Grundlage für den ersten Gesang gedient, der, wie wir sahen, am Tage vor dem Briefe an Schlüter, also am 17. November, beendet wurde. Aber jetzt, wo es zu der Beschreibung der Schlacht selbst kommen sollte, mußte die Dichterin den Wunsch nach historischen Anhalts-

punkten lebhafter empfinden. Gerade rechtzeitig erhielt sie das Hauptwerk über die Epoche, die Annalen Kaiser Ferdinands von Khevenhiller, und in demselben eine genaue Beschreibung der Raubzüge Christians und dessen, was an den beiden der Schlacht vorangehenden Tagen sich begab. Vom 17. November bis zum 16. Dezember machte sie daraus und gleichfalls aus dem neunten Bande von Schmidts „Geschichte der Deutschen" einen Auszug. Beide Bücher wurden ihr für den zweiten Gesang von wesentlichem Nutzen. Von Schmidt hat sie ein und anderes beinahe wörtlich in ihre Anmerkungen und sogar in ihre Verse hinübergenommen; nach Khevenhiller konnten die Gespräche der liguistischen Offiziere im Schlosse zu Ahaus einen festen historischen Charakter erhalten [1]), und die einzelnen Persönlichkeiten, darunter auch der junge Tilly — freilich nicht, wie Annette annimmt, der Sohn, sondern der Neffe des Generals — originell gezeichnet werden. Auch von dem Verlaufe der Schlacht erhielt sie jetzt zuerst ein deutliches Bild. Durch alles dies trat in ihren Ideen eine wesentliche Veränderung ein. Ursprünglich sollte die Schlacht nicht selbst zur Darstellung kommen; ein Mädchen, wahrscheinlich die Entdeckerin des Mordplans,

---

[1]) Vgl. Khevenhiller, Annalium Ferdinandeorum 10. Teil, Leipzig 1724. S. 190. Diesem Werke sind unter anderem die 11. Anmerkung des ersten, die 4. des zweiten Gesanges entnommen. Ebenso nützlich wurde Michael Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen, Ulm 1789, Bd. IX. Wenn es dort (S. 238) heißt: „der Belagerung von Zabern wohnte auch Pfalzgraf Friedrich bei, an dessen Aussöhnung mit dem Kaiser zu eben der Zeit aus allen Kräften gearbeitet ward", so läßt Annette (II, 163) den kaiserlichen Obersten Fürstenberg sagen:

„Der Winterkönig, den man noch
Bei Zabern sah, nachdem er doch
Die Fürsten bat mit frommen Mienen,
Des Kaisers Majestät zu sühnen."

Ganz unverkennbar ist die Übereinstimmung der Anmerkung II, 3 über die Schlacht von Höchst mit Schmidt IX, 237, auf den auch die Bemerkungen „geschichtlich" in den Noten II, 5 und 9 zurückgehen.

sollte sie von der Höhe eines Turmes nur ansehen. Aber mit der erweiterten Kenntnis erwachte der Trieb zu einer eingehenderen Schilderung. Wie aus dem „Barry, der Hund vom St. Bernhard“ „das Hospiz auf dem St. Bernhard“ geworden war, so erweiterte sich der „Christian von Braunschweig“ zur „Schlacht im Loener Bruch“. Die Schlacht ist es jetzt, welche den Mittelpunkt und die Einheit des Gedichtes bildet; Christian ist nur noch die vorzüglichste in einer Reihe von Persönlichkeiten, welche handelnd mit ihm und neben ihm auftreten. Dem veränderten Plan entsprechend, machte die Dichterin nunmehr einen neuen Entwurf für den noch nicht ausgearbeiteten Teil ihres Gedichtes, insbesondere für die Beschreibung der Schlacht. Diese wird jetzt mit der genauesten Anschaulichkeit in den Einzelheiten dargestellt: die Offiziere, die Regimenter, die Tracht und Bewaffnung der Truppen, die Bewegungen der Bayern und ihr Sieg trotz des verzweifelten Widerstandes der Braunschweiger. Für manche Züge, z. B. für die doppelte Verwundung des jungen Tilly, für das Gemetzel der Kroaten hat offenbar Khevenhiller als Quelle gedient, für einzelnes vielleicht die Abbildung und Darstellung der Schlacht im Theatrum Europaeum; doch kommen noch außerdem Quellen in Betracht, die hier zu verfolgen zu weit und nicht einmal zu einem sicheren Ergebnis führen würde. Nur darin stimmt der neue Entwurf mit dem älteren überein, daß in beiden die Flucht Christians und der Seinigen von dem Turme des Schlosses Ottenstein angesehen wird. Doch ist sie im zweiten Entwurfe weit genauer, zuweilen schon mit eingestreuten Versen skizziert.

Es wird auch der Dichterin nicht entgangen sein, daß zwischen den beiden Teilen des Gedichtes eine Art von Gegensatz dadurch entsteht, daß der erste Teil wesentlich auf poetischen, der Wirklichkeit sogar widersprechenden Erfindungen beruht, der zweite von vorwiegend geschichtlichem Charakter ist. Aber mit Recht ließ sie

sich dadurch nicht zu einer neuen Bearbeitung des ersten Gesanges nötigen, welche dann der historischen Treue zulieb zur Vernichtung gerade seiner wertvollsten Bestandteile geführt hätte; denn die ganze Schilderung der Rast bei Ahaus und dessen, was sich dort ereignet, wurde unmöglich, wenn Christian, von den Bayern verfolgt, in raschem Zuge das Land durcheilte. Auffälliger ist, daß sie nicht einzelne, aus früherer Zeit stammende Irrtümer verbesserte, daß sie sogar die irrige Angabe des Schlachttages — statt des 6. den 7. August — in dem zweiten Gesange (V. 681) ausdrücklich wiederholt. In der ersten Hälfte Dezembers war sie einige Zeit in Münster. Vom 5. bis 13. verkehrte sie täglich im Schlüterschen Hause; am 7. konnte sie ihrem Freunde den ersten Gesang des „Christian" vorlesen [1]). Von dem raschen Fortgange des Gedichtes zeugen auch die schon angeführten Worte des Neujahrsgrußes, den sie wieder aus Hülshoff an Schlüter richtete. „Der zweite Gesang", bemerkt sie noch, „wird übrigens, meine ich, auch schon gut, obgleich vielleicht weniger nach Ihrem Geschmack, da das darin vorherrschende Kriegs- und Lagerleben nicht so viele Naturschilderungen zuläßt." Aber nun traten Hindernisse ein; die Freundin Schopenhauer warnte, das Gedicht in einer vom Verkehr so abseits gelegenen Stadt wie Münster drucken zu lassen, und erbot sich, mit Hilfe des ihr befreundeten Litterarhistorikers O. L. B. Wolff einen bedeutenden Verleger ausfindig zu machen [2]). Die noch gewünschten Quellen waren nicht gleich zu beschaffen, und „weit schlimmer als diese Zögerung", erzählt Annette selbst, „ist es, daß mein Bruder meint, die Zeitumstände erlaubten

---

[1]) Tagebuch des Geh. Rats Schlüter, mitgeteilt von Fräulein Em. Dehne.

[2]) Adele Schopenhauer an Annette, Jena, den 12. Dezember 1837, in den Briefen S. 100.

nicht, gerade jetzt mit einem Gedichte aufzutreten, das die Religionsspaltungen zum Gegenstande habe und so offenbar eine katholische Hand verrate; es sehe aus, wie absichtliche Aufregung der Gemüter, werde auch vielleicht hier und dort diesen Eindruck machen und könne sowohl für mich als Herrn Hüffer von unangenehmen Folgen sein, selbst wenn die Zensur es jetzt passieren lasse, da die Sachen leider so ständen, daß der folgende Augenblick immer schlimmer zu werden drohe, als der gegenwärtige. Was sagen Sie dazu?" Zum Verständnis dieser Worte muß man sich erinnern, daß am 20. November 1837 der Erzbischof Clemens August von Köln in seiner Wohnung verhaftet und auf die Festung Minden abgeführt war. Die Aufregung, welche durch diese Maßregel in ganz Deutschland hervorgerufen wurde, steigerte sich in der westfälischen Hauptstadt infolge von heimatlichen, Standes- und Familien-Interessen zur äußersten Erbitterung. Am Abend des 11. Dezember kam es sogar zu einem lärmenden Tumult, der nicht ohne Blutvergießen unterdrückt wurde. Annette, in der Stadt anwesend, saß eben zum erstenmale in dem Hause der ihr später so nah befreundeten Regierungsrätin Rüdiger am Theetisch, als man, durch ein Rennen und Rufen auf der Straße aufmerksam gemacht, bald durch ein lautes Hurrahgeschrei erschreckt wurde und dann unter den Fenstern die Straße voll Soldaten mit gezogenen Säbeln erblickte. Nur auf weiten Umwegen konnte Annette noch in ihre Wohnung auf der Salzstraße zurückkehren, wo sie aus dem Fenster die Flüchtigen schreiend vorüberlaufen sah, verfolgt von fluchenden, ihre Säbel schwingenden Soldaten, denen freilich als westfälischen Bauernburschen gar nichts darauf ankam, ihren Landsleuten ein Leid zu thun. „Es war", schreibt Annette, „sobald man den ersten Schrecken über das Gebrüll überwunden hatte, eher lächerlich, als schrecklich", bis auf einmal vom Markte, wo scharf eingehauen war, „ein schreckliches Jammergeschrei herüber-

drang“ [1]). Über die Bedeutung dieser Ereignisse für die Dichterin wird später zu reden sein. Was in dem Briefe an Schlüter zuerst in die Augen fällt, ist die übergroße Selbstlosigkeit Annettens; denn sie wäre imstande gewesen, ihr bestes Gedicht so übertriebenen, ja ganz unbegründeten Bedenklichkeiten zu opfern. Ganz unbegründeten, denn das Gedicht enthält nicht das Geringste, was als Aufregung konfessioneller Gegensätze oder gar als Verletzung anderer Konfessionen sich betrachten ließe; im Gegenteil, man hat ihm in neuester Zeit eine zu weit gehende „Toleranz“ für Christian und seine Glaubens- oder Kampfgenossen zum Vorwurf gemacht. Gleich hier sei bemerkt, daß die Vermutung, Annette habe infolge der brüderlichen Besorgnisse den Ton des Gedichtes verändert, durch die Handschrift widerlegt wird; aber den Gedanken, das Gedicht aus der Sammlung wegzulassen, hat sie allerdings erwogen. „Ohne den Braunschweig“, fährt sie in dem Neujahrsbriefe fort, „gäbe es auch wohl ein leidliches Bändchen.“ Zum Glück teilte Schlüter ihre Bedenken nicht; er gab den verständigen Rat, die einmal getroffenen Verabredungen nicht wieder aufzuheben und ohne Rücksicht auf etwa mögliche Einwendungen der Zensur oder der historischen Kritik in der poetischen Arbeit fortzufahren.

Danach handelte Annette, und am 6. Februar fühlte sie sich am Ziele. „Ich bin hier recht fleißig gewesen“, schreibt sie aus Rüschhaus an Sophie v. Haxthausen, „habe ein größeres Gedicht geschrieben, etwas komponiert und ein Paar Strümpfe gestrickt. Das Gedicht heißt ‚Die Schlacht im Loener Bruch‘; es kommt aber nicht viel Schlachterei darin vor, sondern das Ganze ist mehr ein vaterländisches Stück.“ Am 12. bittet sie dann die Mutter um Erlaubnis, den „Barry“, „das Vermächtnis des

[1]) Eine lebendige Schilderung dieses Abends enthält der Brief vom 9. Februar an Sophie v. Haxthausen (?), Werke IV, 288 fg.

Arztes" und „einige Kleinigkeiten" drucken zu lassen, dazu ein neues Gedicht, die „Schlacht bei Stadtlohn, wo Christian von Braunschweig die Jacke vollkriegt". „Man findet es besser, als meine übrigen Schreibereien" [1]), setzt sie hinzu. Die folgenden Wochen mag sie noch zur Ausfeilung benutzt haben; das Schlütersche Tagebuch berichtet: „Mitte März hatte Fräulein Droste ihren Christian fertig; sie kam auf einen halben Tag, las mir und Hüffer den zweiten Gesang vor." Ungesäumt sollte das neue Erzeugnis in der beabsichtigten Sammlung eine Stelle finden.

Während bei den früheren Arbeiten Annettens zwischen der Entstehung und der Veröffentlichung ganze Jahre liegen und zu immer neuer Überarbeitung verwendet werden, finden wir hier ein Gedicht, welches frisch, wie es aus der Feder kommt, in die Druckerei wandert. Auch während der Bearbeitung hat Annette längst nicht in dem Maße wie bei den übrigen epischen Gedichten verändert. Ihrer Art oder Unart zufolge hat sie das ganze Gedicht, mehr als 2300 Verse, auf neun Folioseiten geschrieben, sodaß auf jede Seite eng zusammengedrängt mehr als 250 Verse kommen. Feile und Scheere oder wenigstens ein Instrument zum Ausstreichen sind dabei nicht ohne Anwendung geblieben; aber von einer „Heckenscheere" brauchte Annette nicht zu reden, denn verhältnismäßig sind nur wenige Verse weggefallen. Bei genauer Durchsicht ist es auch unverkennbar, daß der Ausdruck im einzelnen weit mehr als in den beiden anderen Erzählungen an verwickelten Konstruktionen, an harten, ja fehlerhaften und matten Ausdrücken leidet. Aber daneben, wieviel Vortreffliches! Der Eingang des ersten Gesanges ist vielleicht

---

[1]) Mitteilung Kreitens in den Ges. Werken II, 274 fg.; in den Familienbriefen, Ges. Werke IV, 286, wird der Brief nach dem Poststempel: Münster, d. 16. Februar, datiert.

das Schönste, was Annette geschrieben hat, das Bild der Schlacht von einer Anschaulichkeit, wie die deutsche Litteratur von dieser Art schwerlich noch etwas aufweisen kann. Die Vorzüge eines bedeutenden historischen Stoffes vor den novellenartigen Vorgängen der beiden übrigen Gedichte treten dabei in vollem Maße ins Licht. Auch darin liegt ein Vorteil, daß statt der nicht ausreichenden Persönlichkeit Christians ein so bedeutendes Ereignis wie die Schlacht zum Mittelpunkt wurde. Um sie zu schildern, mußte auch die Zeit, in der sie geschlagen wurde, mußten die Menschen, die sie schlugen, geschildert werden. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen die zahlreichen Episoden Zusammenhang, und das eine Hauptereignis kann von dem Hintergrunde einer nicht erfreulichen, aber doch merkwürdigen, gewaltig bewegten Zeit um so nachdrücklicher sich abheben. Wie schöpferisch auch die Phantasie der Dichterin in der Schilderung des St. Bernhard hervortritt, immer war es für sie ein Gewinn, nunmehr auf heimatlichem Boden fest und sicher nach eigener Anschauung sich bewegen zu können; die Lokalfarbe hat dadurch nicht allein eine Wahrheit, sondern zugleich eine Wärme und Feinheit erhalten, die man in dem St. Bernhard nicht in gleichem Maße findet. Aber auch das große Gemälde des Zeitalters ist mit Treue und Sicherheit ausgeführt; Annette hatte nicht vergeblich so sorgfältige Studien gemacht. Es ist nicht schwer, in dem Gedicht einzelne historische Unrichtigkeiten namhaft zu machen; aber sie fallen wenig ins Gewicht, da Ton und Farbe des Ganzen vollkommen der Zeit entsprechen. Annette hat wie eine Dichterin geschrieben, die Einzelheiten freigestaltend, aber mit so treuer Wiedergabe des Gesamtbildes, daß der Geschichtschreiber von ihr lernen könnte. Der Herzog und sein Lager, Tilly mit seinen Hauptleuten, die Leidenschaften der Parteien, die Greuel, die man gegen einander verübte, alles ist mit sprechender Wahrheit gezeichnet, mit bestimmten,

kräftigen Zügen, und doch nicht ohne ein gewisses Zartgefühl, welches unter allen Eigenschaften des Gedichtes vielleicht allein eine weibliche Hand bei der Abfassung vermuten läßt. Wie sehr die Dichterin in den Ton der Zeit sich eingelebt hatte, beweist das Lied, welches sie einem der Landsknechte des Herzogs in den Mund legt. Zwei ihrer genauesten Freunde wurden dadurch zu einer Wette veranlaßt, welche derjenige verlor, der behauptet hatte, das Lied sei nicht von Annette verfaßt, sondern einer gleichzeitigen Liedersammlung entnommen [1]). Zu den wilden Ausbrüchen kriegerischer Zügellosigkeit bilden die edleren Regungen auch des Soldaten, die treue Neigung eines Brautpaares und die friedliche Ruhe der Landschaft einen um so anmutigeren Gegensatz; und für mich hege ich keinen Zweifel, die Schlacht im Loener Bruch für das Bedeutendste unter Annettens epischen Werken zu halten.

Für die Ausgabe der Gedichte war es wenig förderlich, daß Annette, wie es scheint, noch im Frühjahr Münster verließ, um die Verwandten im Paderbornischen zu besuchen. Nur der Abdruck der drei epischen Gedichte war festgestellt; alles Übrige, die Anordnung und selbst die Entscheidung über das Aufzunehmende — die Kleinigkeiten, wie Annette sich ausdrückt — blieben Schlüter überlassen. Weder Anordnung noch Auswahl kann man vorteilhaft nennen; mit dem, was vorhanden war, hätte sich weit Bedeutenderes liefern, und das, was in den Druck gelangte, um mehr als ein Drittel vermehren lassen. Ein so hervorragendes Gedicht wie „die Woche des Pfarrers" war einem unbedeutenden Taschenbuch, „der Coelestine" [2]), und

---

[1]) Schlüter, Anmerkung zu den Briefen S. 230 der 2. Ausgabe.

[2]) Coelestine, eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen, 1.—3. Jahrgang 1836—1838. Aschaffenburg bei Pergay. Der Herausgeber hieß Pfeilschifter, nicht „Zeitschrifter", wie in den Gesammelten Werken IV, 294 angegeben wird.

damit beinahe der Vergessenheit übergeben. Auch den schönen Cyclus „die Elemente“, ferner das Gedicht „die rechte Stunde“, von Annette eigens für den „Hofstaat der epischen Gedichte“ verfaßt, und noch manches, was bereits geschrieben war, suchen wir in der Sammlung vergebens. Annette konnte aus der Ferne dem Druck nur wenig Sorge zuwenden. „Ich lebe hier noch fortwährend wie auf der Heerstraße“, klagt sie in einem Brief aus Apenburg am 19. Juli 1838 [?], „bin nie über zwei bis drei Tage an einem Orte, und da meine immer von vorne beginnende Runde mich durch neun Orte führt, so komme ich an jeden doch hinlänglich spät, um gescholten zu werden und die kurze Zeit meines Aufenthaltes ausschließlich meinen temporären Herrschaften zuwenden zu müssen, um sie zu besänftigen. Es ist wirklich, wo nicht unangenehm, doch mindestens sehr angreifend, allzuviel Verwandte zu haben, die alle gleiche Ansprüche machen“ [1]). Doch hatte sie noch aus Apenburg an Junkmann mit der Überschrift „Klänge aus dem Orient“ eine Reihe von Gedichten geschickt, darunter den „Sturz der Barmekiden“, „Bajazets Untergang“ und eine Anzahl kleiner Gedichte, durch welche, wie die beigefügte Anmerkung besagt, der engste, ursprüngliche Sinn eines Adjektivs, wie „geplagt“, „verliebt“, „unerhört“ in kleinen Bildern dargestellt werden soll. An Schlüter ließ sie am 19. Juli, nachdem sie die ersten Korrekturbogen des St. Bernhard bereits erhalten hatte, ein, wie es scheint, beträchtliches Stück des dritten Gesanges abgehen. „Hierbei kömmt Savoyen“, heißt es in dem Briefe, „machen Sie damit, was Sie wollen; lassen Sie es drucken, oder behalten Sie es zu Ihrer eignen Ergötzung, und im ersten Falle verkürzen Sie es, wie es Ihnen beliebt.“ Das

---

[1]) Briefe a. a. O. S. 105. Der Brief wird hier und in der Handschrift vom 19. Juli datiert, manche Umstände deuten aber auf den 19. Juni.

Blatt an Junkmann findet sich noch in ihrem Nachlaß; sie wird es von Schlüter zurückempfangen haben. Aber von dem Inhalt wurde für die Ausgabe kein Gebrauch gemacht; auch von der Beschreibung Savoyens nahm Schlüter nur wenige Verse des Anfangs auf. Dagegen scheint er sonderbarerweise geschwankt zu haben, ob er ein von der Dichterin längst verworfenes Jugendprodukt „die Sterne" aufnehmen solle. „Die Haare standen mir zu Berge", schreibt Annette, „bei dem Gedanken, wie wenig daran fehlte, daß mich dieses verhaßte Geisteskind, dessen ich mich gänzlich glaubte abgethan zu haben, auf eine so schmähliche Weise wieder an sein Dasein erinnert hätte." Eher mochte sie zweifeln, ob nicht das früher erwähnte Gedicht „die Gräfin oder der Venuswagen" Aufnahme verdiente, da es allerdings die Zeichen einer Jugendarbeit, aber zugleich eines unverkennbaren Talentes an sich trägt. Doch war sie mit Schlüters Anordnung zufrieden; „daß die ‚Gräfin' ebenfalls ausgemerzt ist", schreibt sie, „steht mir ganz wohl an. Sie werden Sich erinnern, daß ich immer behauptet habe, sie stehe dem durchgängig ernsten und einfachen Sinne der ganzen Sammlung zu fern." So blieben außer den drei epischen Gedichten nur die Säntislieder, die Gedichte „ein milder und ein harter Wintertag", die Ballade „der Graf von Thal", das Fragment „Savoyen" und einige geistliche Lieder. „Mit der Ausstattung des St. Bernhard", schreibt sie, „bin ich sehr zufrieden, sie ist in der That sehr anständig; einen einzigen Druckfehler habe ich gefunden, der aber den Sinn nicht entstellt und mir somit keinen Kummer macht" [1]). Auch Schlüter empfing am 19. Juli

[1]) In der Ausgabe der Gedichte von 1838 liest man S. 14 (vgl. Ges. Werke II, 123): „keine Thräne kam [statt ‚rann'] auf die bleiche Wange noch." In den „Briefen" S. 106 ist der Druckfehler „kam" durch einen Lesefehler in „kann" verwandelt. In dem Briefe an die Mutter vom 1. August 1838 (Gesammelte Werke IV, 294) bemerkt

ihren Dank für „die Mühe und Plage alle“, die ihm und Junkmann ihre „Schriftsteller-Prätensionen zuwege brachten.“

Mit eigentümlichen Gefühlen mag sie dann, als es im Spätsommer zu ihr gelangte, das kleine Buch betrachtet haben, das, auf dem Titel als „Gedichte von Annette Elisabeth v. D .... H ....“ bezeichnet, das Ergebnis eines schon mehr als vierzigjährigen Lebens in sich schloß. Der erste Schritt in die Öffentlichkeit war gethan, wenn auch nicht der einzig schwierige. Über die Leiden und Freuden ihres Schriftstellertums erhalten wir von Annette selbst die beste und genaueste Auskunft. Denn es ist ganz irrig, wenn man behauptet hat, ihr habe an der öffentlichen Beurteilung nichts gelegen; sie war viel zu aufrichtig und natürlich, um vor sich oder vor andern den Schein anzunehmen, als sei ihr gleichgültig, was jedem vernünftigen Menschen wertvoll sein muß. Denn wie sollte er nicht wünschen, in der Welt zu wirken und das, was ihn begeistert und mit Verehrung erfüllt, auch für andere verehrungswürdig zu machen? Und wie kann ein Werk diesen Zweck erreichen, wenn es nicht Anerkennung gefunden hat? Vor allen war es, wie sich denken läßt, die treue Schwester, sie, die an Annettens litterarischer Thätigkeit stets den regsten Anteil genommen hatte, die nun auch von dem Erfolg derselben Nachricht zu erhalten wünschte. „Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht“, antwortete Annette im Dezember 1838; „ich war in Bökendorf mit Sophie und Fritz allein, als es herauskam, hörte nichts darüber und wollte absichtlich mich auch nicht erkundigen. Da kömmt mit einem Male ein ganzer Brast Exemplare von der F. an

---

Annette noch, daß im 2. Gesang, V. 749: „Der Bruder reibt das Kreuz“ — statt das Kleid — verdruckt sei. Bis zu jenem Tage waren der St. Bernhard, des Arztes Vermächtnis und von der Schlacht im Loener Bruch der erste Gesang und ein Stück des zweiten gedruckt. Annette meint, in drei Wochen werde das Buch im Laden zu haben sein.

alles, was in H. lebt. F. G. giebt die erste Stimme, erklärt alles für reinen Plunder, für unverständlich, konfus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können; nun thun alle die Mäuler auf und begreifen alle miteinander nicht, wie ich mich habe so blamieren können. S. war unfreundlich genug, mir alles haarklein wiederzuerzählen, und war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als ob sie sich meiner schämte. Mir war schlecht zumute; denn obgleich ich nichts auf der H. Urteil gab und auf F.s noch weniger, (der erst einige Tage zuvor von Goethe gesagt hatte, er sei ein Dummkopf, und in einer Zeile von Schillers „Freude, schöner Götterfunken!“ mehr enthalten als in allem, was Goethe geschrieben; vorzüglich sei sein Lied vom Fischer der Gipfel des Erbärmlichen; was denn der Inhalt sei? ein gemeiner, barfüßiger Kerl, der auf die langweiligste Weise solange ins Wasser gucke, bis er hereinplumpe ꝛc.) — obschon nun, wie gesagt, das Urteil eines solchen Kritikers mich wenig rühren konnte, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnten und aufziehen wollten. S. war auch wie in den Schwanz gekniffen und legte gar keinen Wert darauf, daß nach und nach ganz andere Ansichten aus Münster kamen, sondern sagte jedesmal: ‚Es ist ein Glück für dich, daß du diesen Leuten ein besseres Urteil zutraust, als allen H. und F. G.‘ Onkel Fritz war der einzige, den dies gar nicht rührte, und dem das Buch auf seine eigene Hand gefiel; doch wünschte ich mich tausendmal von dort weg. Hier angekommen fand ich das Blatt gewendet. Die Gedichte wurden zwar nur wenig gelesen, da die meisten sich scheuen, an eine so endlose Zahl Verse zu gehen; aber die es gelesen hatten, erhoben es, ich muß selbst nach meiner Überzeugung sagen, weit über den Wert. Es waren bereits, als ich ankam, drei Rezensionen heraus: eine zwar von einem

Freunde, Lutterbeck, die andere aber von Gutzkow, im Telegraphen, und von einem Ungenannten, der sich γ unterzeichnet, im Sonntagsblatte, und alle drei bliesen so enorm, daß mir ängstlich darüber wurde; denn es nutzt nichts, über sein Verdienst erhoben zu werden, es reizt andere nur zum Widerspruche, und kömmt gewöhnlich ein Eimer kaltes Wasser hintennach. Jetzt schreibt mir Adele Schopenhauer, der ich ein Exemplar geschickt, daß es in Jena großen Beifall finde; ‚sie müsse ihr Exemplar immer ausleihen, und der Buchhändler Friedrich Frommann, bei dem schon viel Nachfrage deshalb gewesen, habe es bei Hüffer bestellt'; gegenwärtig schrieben O. L. B. Wolff und Kühne jeder eine Rezension darüber, mit der ich würde zufrieden sein können, da sie wüßte, daß beide sehr dafür eingenommen wären; obgleich ich keine so allgemeine Lobhudelei erwarten dürfte wie im Telegraphen, sondern Lob, Tadel und völlige Anerkennung, was mir gewiß auch das Liebste sein würde. Was will ich mehr? Es ist fast zu viel für den Anfang, und ich fürchte, das schlimme Ende kommt nach. In Cassel haben es Hassenpflug, Malchen Hassenpflug und Jakob Grimm gelesen. Ersterem hat es gar nicht, Malchen nur teilweise und Jakob sehr gefallen. Malchen schrieb mir seine eigenen Worte: „Die Gedichte seien sehr gewandt in der Sprache, voll feiner Züge und vom Anfange bis zu Ende durchaus originell" [1]). Ganz ähnliche Nachrichten finden sich, wie hier der Zeit etwas vorgreifend bemerkt sei, in einem Briefe, der am 7. Juli 1839 eine erneuerte Anfrage der Schwester beantwortete. „Ich soll Dir", schreibt

---

[1]) Die Anführung findet sich in dem Schlußblatt eines Briefes, dessen erstes Blatt mit dem Datum fehlt; unzweifelhaft gehört er in den letzten Monat des Jahres 1838, wahrscheinlich in die Nähe des 13. Dezember; denn der vom 13. Dezember aus Rüschhaus datierte Brief an Schlüter (Briefe S. 112) enthält mehrere nicht blos dem Inhalt, sondern auch der Wortfassung nach beinahe gleichlautende Sätze.

Annette, „die vorzüglichsten Rezensionen über mein Buch mitteilen? Liebes Kind, gelesen habe ich selber nur zwei, eine im Mindener Wochenblatt, von Fr. v. Hohenhausen, die andere im Telegraphen von Levin Schücking, der seit zwei Jahren anfängt, Aufsehen in der kritischen Welt zu machen. Beide waren freilich brillant genug, wollen aber doch die Thür nicht zuthun, da die eine von einem Frauenzimmer, die andere von einem Bekannten ist. Dagegen schreibt mir Adele Schopenhauer, das Buch habe in Weimar und Jena furore gemacht. Kühne und O. L. B. Wolff hätten soeben Rezensionen beendigt, die in den nächsten Nummern der gelesensten Tagblätter erscheinen würden, was ohne Zweifel geschehen ist, aber nicht bis Münster kömmt. Adele hatte sie schon gelesen und teilte mir den Inhalt ungefähr mit, den ich Dir abschreiben will. Du mußt mich aber nicht auslachen, daß ich von mir selber so blase; wenn ich es verringern wollte, erführest Du ja die Wahrheit nicht. Es heißt darin: ‚Diese Gedichte leisteten, was man von einer Frauenfeder nicht habe erwarten dürfen; man müsse bewundern, wie naturkräftig und treu die Schilderungen seien, wie himmlisch die Naturbilder, wie kühn und groß die Bewegungen in diesem Ideen- und Bildermeere. Die Schlacht im Loener Bruch sei eine Perlenschnur vollkommen schöner Einzelheiten, von einem einzigen wahren, warmen Gefühle aneinandergehalten.‘ Ferner, sagt Adele, heiße es von den geistlichen Liedern: ‚schon diese allein, worin ich nur ich sei und nicht mehr an Byron erinnere, müßten meinen schriftstellerischen Ruhm sichern. Jedem, der sie lese, müsse die kahle Kälte des Pseudokatholicism, z. B. in den sogenannten Klosternovellen, recht fühlbar werden, und er werde erkennen, was echte religiöse Kunst und Einfalt sei.‘ Ferner schreibt sie auf ihre eigene Hand: ‚Ihre Ballade entzückt die Leute, doch wundert man sich, daß Sie die Handgriffe, die eigentliche Kunst des Schriftstellers noch nicht gründlich inne

zu haben, und dieses enorme Talent noch nicht von bewußter Willkür geleitet zu werden scheine.‘ — Dann schreibt sie noch: ‚Sternberg ist entzückt, eben so ist es Ottilie Goethe; doch hier ist es ja jedermann.‘ Sieh! nun habe ich Dir alles Gute geschrieben; Schlimmes stand nicht darin (im Briefe nämlich), doch zweifle ich nicht, daß die Rezensionen auch Tadel enthalten. Ich bitte, lies dies aber niemanden vor; denn vorerst ist es schon lächerlich, daß ich es selber schreibe, wird noch lächerlicher, wenn das Herauskommen der Rezensionen vielleicht durch einen Zufall bisher verzögert wäre, und würde enorm lächerlich und fatal sein, wenn die Herrn vielleicht bei späterer Durchsicht eins oder anderes gestrichen hätten, sodaß ich mit Dingen prahlte, die gar nicht darin ständen; aber so waren die Rezensionen wenigstens in dem Augenblicke, als Adele mir darüber schrieb. Auch Freiligrath, der neulich in Münster war, ließ mir sagen — doch ich will es Dir umständlich erzählen.“ Wir kommen später darauf zurück.

So gut dies lautete, es machte doch, wie Annette schreibt, „die Thür nicht zu“, oder vielmehr die Thür nicht auf, durch welche man zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Es waren eben die Stimmen von Freunden, die ein persönliches Interesse entgegenbrachten. Auf dem großen Markte blieb das Buch beinahe unbeachtet. Man mag es kaum niederschreiben, aber es ist so charakteristisch, daß es nicht verschwiegen werden darf: von der ganzen ersten Auflage sind nur 41 Exemplare verkauft worden; alles, was sonst an einen Leser gelangte, waren Freiexemplare, welche Annette als Honorar sich ausbedungen hatte. Zu wundern braucht man sich nicht über den geringen Erfolg; denn die drei epischen Gedichte zeigen bei großen Schönheiten große Härten und erfordern eine aufmerksame Teilnahme, welche die Menge nicht leicht den ersten Erzeugnissen einer schriftstellernden Dame zuzuwenden pflegt. Von

den übrigen Gedichten war, wie wir sahen, nur eine spärliche Auswahl gegeben; die wenigen geistlichen Lieder gehören freilich zu den vorzüglichsten ihrer Art, aber gerade die Art war nicht sonderlich geeignet, in der Litteratur eine durchschlagende Wirkung zu erzielen. Ob die Rezensionen von Kühne und O. L. B. Wolff erschienen sind, weiß ich nicht anzugeben; eine Anzeige in der Kölnischen Zeitung im Herbst 1839 war, wie Annette selbst schreibt, wenig geeignet, sie stolz zu machen [1]). Sehr günstig lautet eine Rezension, welche der Germanist Franz Pfeiffer am 11. Juni 1841 an Laßberg schickte; aber die Art, wie Laßberg dankte, zeigt, daß Annettens Bedeutung selbst von sehr nahe Stehenden noch nicht erkannt war.

---

[1]) Die Kölnische Zeitung bespricht in Nr. 302 vom 29. Oktober 1839 „Gedichte von Annette Elisabeth v. D . . . . H . . . ., Münster 1838. In der Aschendorfschen Buchhandlung. 220 Seiten, Preis: in elegantem Umschlage, 25 Sgr." Die Rezension, im allgemeinen günstig, hebt manche Vorzüge richtig hervor, behauptet aber daneben, daß die Dichterin „durch Übereilung, Mangel an Feile und dadurch, daß sie sich mitunter, gleichsam wie in mädchenhafter Unbefangenheit, nur zu sehr gehen lasse, dem Vorwurfe eines unreifen Dilettantism sich mitunter nicht entziehen könne, und daß in den geistlichen Liedern leider auch zuweilen eine weichlich tändelnde religiöse Richtung durchblicke." Die von Pfeiffer abschriftlich übersandte Rezension ist ohne Unterschrift, aber entlehnt den „Blättern für Litteratur und bildende Kunst (Beiblätter zur Dresdener Abendzeitung), herausg. von Th. Hell." Nr. 45 vom 5. Juni 1841. Annette antwortet am 30. Juni: nach Schückings Meinung rühre die Rezension von dem Herausgeber selbst her.

Siebentes Kapitel.

Neue Verbindungen. Die zweite Hälfte des „Geistlichen Jahres". 1838—1839.

Es war etwas, auf dem Titel eines Buches genannt und als Dichterin öffentlich hervorgetreten zu sein; unstreitig fühlte sich Annette durch den Beifall der Freunde gehoben und angeregt. Auch an ungebetenen Beratern fehlte es nicht; ja sie wurden der Dichterin beinahe so lästig, wie vormals die Kritiker des „Walther." Auch jetzt wieder schreibt sie darüber in ihrer humoristischen Weise am 13. Dezember 1838 an Schlüter und beinahe gleichzeitig an ihre Schwester. „Lege es mir nicht für Eitelkeit aus", fährt sie in dem schon angeführten Briefe fort, „daß ich Dir das alles so wiederschreibe. Wen soll es denn interessieren und freuen, wenn es Dich nicht freut? Ich habe doch noch Verdruß und Verlegenheit genug; denn jetzt, wo das Ding einen guten Fortgang hat, interessieren sich alle dafür, auch die Bökendorfer, id est Werner, August, Ludowine und Malchen Hassenpflug, und jeder Narr maßt sich eine Stimme an über das, was ich zunächst schreiben soll, und zwar mit einer Heftigkeit, daß ich denke, sie prügeln mich, wenn ich es anders mache, oder nehmen es wenigstens als persönliche Beleidigung auf. Und doch sagt der eine schwarz,

und der andere weiß. Die münsterschen Freunde ermahnen mich, ‚um Gottes willen auf dem Wege zu bleiben, den ich einmal mit Glück betreten, und wo meine Leichtigkeit in Vers und Reim mir einen Vorteil gewähre, den ich um keinen Preis aufgeben dürfe.‘ Malchen Hassenpflug und die Bökendorfer dagegen wollen, ich soll eine Art Buch wie Bracebridge-Hall schreiben und Westfalen mit seinen Klöstern, Stiftern und alten Sitten, wie ich sie noch gekannt, und jetzt fast ganz verschwunden wären, zum Stoffe nehmen. Das läßt sich auch hören, aber ich fürchte, meine lieben Landsleute steinigen mich, wenn ich sie nicht zu lauter Engeln mache. . Thunlicher scheint es mir, eine Reihe Erzählungen zu schreiben, die alle in Westfalen spielen und so alles Verlangte in sich schließen, ohne daß man gerade zu sagen braucht: dies soll ein Bild von Westfalen sein, und der Westfale ist so und so. Dann, meine ich, wird keiner (wie hier die Leute wohl etwas schweren Begriffs sind) es auf sich beziehen, sondern nur auf die Personen der Erzählung; auch kann ich dann von dem gewöhnlichen Gange der Dinge abgehen, kann Vorgeschichten und dergleichen mit einem Tone der Wahrheit erzählen, während ich sie in der anderen Form nur als Volksglauben erwähnen darf. Doch ist die Form von Bracebridge (eigentlich dieselbe, die Jouy in seinen vielen Eremiten, de Londres, de Guyane, de la chaussée d'Antin, de Paris etc. braucht) bei weitem die angenehmste, sowohl zum Lesen als zum Schreiben, weil sie so mannigfaltig ist und auch eigene Beobachtungen und Meditationen, kleine lächerliche Vorfälle ꝛc. zuläßt, was sehr amüsiert, man öfter lesen kann, und auch mehr eigenen Geist voraussetzt, als Erzählungen, die, sie mögen so gut und charakteristisch sein, als sie wollen, doch selten jemand zweimal liest, weil der Abstich vom erstenmale zu groß ist, wenn die Spannung auf den Ausgang fehlt. Dagegen finden die Leute zwischen so kurzer Waare immer

allerlei, was sie selbst schon gedacht und beobachtet haben und deshalb zwanzigmal lesen können, weil es ihnen den angenehmen Eindruck macht, als hätten sie es selbst geschrieben. So hat jede Ansicht ihre günstige Seite, und jeder meiner unberufenen Präceptoren recht. Aber mag ich nun thun, was ich will, so stelle ich einige zufrieden und stoße die übrigen vor den Kopf. Am besten wäre es vielleicht, ich thäte etwas ganz anderes, versuchte mich zu einem kleinen Drama. Dagegen hat noch niemand geredet, denn keiner hat daran gedacht; und ich meine zuweilen, dazu hätte ich die meiste Lust, und würde mir auch am besten gelingen. Es müßte aber kein geschichtliches noch romantisches Thema sein, sondern ein Charakter- und Sittengemälde; etwas Geschichtliches könnte freilich zum Grunde liegen. Ich weiß nicht, was ich thue, und will vor allem niemanden mehr um Rat fragen; denn je mehr Köpfe, je mehr Meinungen und je mehr piquierte Leute in Zukunft."

Man sieht, die Dichterin ist über das, was sie beginnen soll — auch die Wiedertäufer kamen noch einmal inbetracht —, noch unentschieden, aber erfüllt von dem lebhaften Triebe, etwas Neues dichterisch hervorzubringen. Unter den münsterischen Freunden hat man zunächst Schlüter und Junkmann, daneben einen Kreis von Personen zu verstehen, die um jene Zeit mit Annette in litterarischen Verkehr traten. Ein bedeutender Vorgang, ein glücklicher Erfolg pflegt besonders in der nächsten Umgebung zur Nacheiferung anzuregen, und der Eindruck, den Annettens Gedichte unter ihren Bekannten hervorriefen, mag beigetragen haben, daß sie am 29. Januar 1839 der Schwester folgendes berichten kann: „In Münster hat sich bei der Rätin Rüdiger, einer sehr netten, anspruchlosen Frau, und Tochter der bekannten Elise v. Hohenhausen, ein kleiner Klub von angehenden Schriftstellern gebildet, die jeden Sonntag abends dort zusammen

kommen, um zu deliberieren und einander zu kritisieren; er besteht aus einer Tante der Rüdiger, Henriette v. Hohenhausen, die ein Bändchen sehr hübscher Erzählungen geschrieben, der Bornstedt, Levin Schücking, Junkmann und meiner Wenigkeit, wenn ich grade in Münster bin. Der Bornstedt ihre Schreiberei bedeutet nicht viel; doch verdirbt sie keinen Stoff ganz, ist in alle Sättel gerecht und liefert, wie die Verleger es verlangen, bald eine Erzählung, bald einen Operntext, Gedichte, Heiligenlegenden, aber immer anonym, und hat schon viel Geld damit verdient. Du hast wahrscheinlich schon was von ihr gelesen, ohne es zu wissen; denn sie paradiert fast in allen Taschenbüchern, Journalen. Sie ist Berlinerin, Konvertitin und erinnert mich hundertmal an T. D., obwohl sie zehnmal mehr Verstand und hundertmal mehr Geist hat. Sie hat mich zu ihrer Herzensfreundin erwählt; ich mag sie aber nicht besonders. Dagegen gefällt mir die Tante Hohenhausen (nicht zu verwechseln mit Elise v. Hohenhausen) ungemein. Sie ist schon alt, bucklig und äußerst schwächlich, aber die Güte, Freundlichkeit und vor allem die Bescheidenheit selbst. Die Bornstedt verachtet sie ihres etwas altfränkischen und sehr einfachen Styles halber, und weil sie nichts als ein kleines Bändchen Erzählungen geschrieben, worin nicht ein einziger Knalleffekt vorkömmt; ich aber weiß wohl, daß ich sehr froh sein würde, wenn ich so gut erzählen könnte, und daß die Bornstedt in ihrem ganzen Leben nicht so gut schreiben wird. So halte ich der Bornstedt resolut die Stange, die zuweilen ihren Übermut gegen diese liebenswürdige, sanfte Person gar nicht zurückhalten kann; aber wenn sie schweigt, so thue ich es desto weniger und bin auch nicht aufs Maul gefallen [1])." In

---

[1]) Ähnliche Nachrichten in einem ungedruckten Briefe Annettens an Sophie v. Haxthausen vom 27. Januar 1839.

dem Gedicht „Der Theelisch“ hat Annette humoristisch diese Zusammenkünfte geschildert:

„Wo ein schöner Geist, den Bogen
Feingefältelt in der Tasche,
Lauscht, wie in den Redewogen
Er das Steuer sich erhasche.“

Auf dem noch vorfindlichen Blatte, das den Entwurf dieses Gedichtes enthält, verzeichnete sie auch „Einige Bilder, Blumen und Blüten aus dem Salon“, wie es scheint, Gedichte von den Mitgliedern verfertigt, darunter: „Die Nacht, 9. März 1839, von Luise v. Bornstedt“, „Im Frühling, 4. Juni 1839, von Wilhelm Junkmann“ und ein schönes „Sonett, 17. Mai 1839, von Levin Schücking“. Dieser selbst giebt in seinen „Lebenserinnerungen“ [1]) von der Vereinigung und den einzelnen Personen eine Schilderung. „Um die Tochter der Dichterin Elise v. Hohenhausen“, erzählt er, „schloß sich ein kleiner Kreis litterarisch angelegter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander v. Sternberg, mit den ersten, noch profanen und noch geistreichen Romanen der Gräfin Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rat Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelauscht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzosen Blagueur nennen, durch sein vielseitiges Interesse und seine in einem bewegten, wechselreichen Leben gewonnene Weltbildung höchst anregend wirkte, dabei einen höchst liebenswürdigen, unermüdlichen Diensteifer für alle seine Freunde hatte und mit eben solcher Unermüdlichkeit als wohlthätiges, verbindendes Glied der Geselligkeit diente.“ Von der steten Bereitwilligkeit dieses Mannes, sich Freunden nützlich zu machen, könnte ich manchen Zug aus eigener Erinnerung anführen. Mit

[1]) Lebenserinnerungen von Levin Schücking. Breslau und Leipzig 1886, I, 106 fg.

Annette v. Droste war er nahe befreundet; nicht wenige von ihren Lieblingsanekdoten wußte er vortrefflich nachzuerzählen, und er ist, glaube ich, der erste, den ich schon als Knabe mit Bewunderung von Annettens Begabung reden hörte. „Die lyrische Poesie", fährt Schücking fort, „eine weiche und schwermütige Poesie der Gemütsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Konvertitin, ein Fräulein Luise v. Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel ‚Pilgerklänge einer Heimatlosen' Gedichte herausgegeben hatte, — einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist. . Ein wirkliches lyrisches Naturell, Gemüt und aufrichtiger Enthusiasmus vereinigten sich in ihr mit Schlauheit, Komödiantentum und einem Geist der Intrigue, der alles gegeneinander zu hetzen liebte. . Später im Leben ist sie Karl Gutzkow begegnet, und er hat ihr Züge zum Charakter seiner Lucinde in dem Zauberer von Rom entlehnt." Man begreift, daß Annette einer Person, so voll von Eitelkeit, Ziererei und Überschwänglichkeiten, kaum anders als antipathisch gegenüberstehen konnte. Es ist ein Beweis ihrer langmütigen Güte, daß sie gleichwohl den Verkehr nicht abbrach und der Rivalin, die für Annettens überlegenes Talent weit mehr Eifersucht als Bewunderung empfand, so oft sie konnte, zu nutzen suchte. Im Sommer 1839, als die Bornstedt mit ihrer Tante, einer Frau v. Bismark, in die Schweiz reiste, erhielt sie Empfehlungen nach Köln, Bonn und an Frau v. Laßberg, und zahlreiche Briefe, welche für das Leben der jetzt beinahe verschollenen Schriftstellerin eine der besten Quellen bilden, zeugen auch von dem Anteil, welchen Annette an den meist selbstverschuldeten Leiden und Bedrängnissen der angeblichen Freundin genommen hat [1]).

---

[1]) Nähere Nachrichten über L. v. Bornstedt bei Raßmann, „Münsterländische Schriftsteller". Neue Folge, Münster 1881, S. 27. Sie

Wenden wir uns dagegen zu der Frau des Hauses, in welchem das Kränzchen sich versammelte, so begegnen wir einer wirklichen Freundin Annettens, derjenigen, welche von allen jüngeren Freundinnen ihrem Herzen am nächsten stand und auf ihre litterarischen Interessen mit dem meisten Verständnis eingehen konnte. Elise Rüdiger war, wie schon Annette bemerkt, Tochter und Nichte zweier Schriftstellerinnen. Ihre Mutter Elise, aus der bekannten hessischen Familie von Ochs, hatte sich mit dem späteren preußischen Regierungsrat Freiherrn Leopold v. Hohenhausen verheiratet und lebte in der Zeit, von welcher wir reden, mit ihrem Gemahl in Minden. Die Tante Henriette v. Hohenhausen war vermutlich ihrer Nichte wegen zu Ende der dreißiger Jahre nach Münster gezogen; Annettens Zuneigung zu dieser nicht gerade als Schriftstellerin, aber durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters ausgezeichneten Dame wird noch durch einige Briefe, durch das schöne in den Gedichten abgedruckte „Stammbuchblatt" und den Nachruf bezeugt, welchen sie der am 20. April 1843 Abgeschiedenen widmete. Die Familie Hohenhausen war mit den Hassenpflugs in Kassel befreundet; schon darin lag auch ein Vereinigungspunkt für Annette und Elise Rüdiger, welche in noch jugendlichem Alter — sie war am 7. März 1812 geboren — als die Gattin eines preußischen Oberregierungsrates nach Münster kam. Als das Kränzchen sich bildete, war die Bekanntschaft erst im Entstehen, wurde aber bald zu einer Freundschaft, welche bis an den Tod der Dichterin und darüber hinaus sich bewährt hat. Schon in einem Briefe vom 24. August 1839 schreibt Annette

---

war mit der Humboldtschen Familie verwandt, wurde am 11. Dezember 1807 zu Kronen-Teltow bei Potsdam geboren, trat 1830 in Berlin zur katholischen Kirche über, kam zu Ende der dreißiger Jahre nach Münster und starb nach wechselvollen Schicksalen 1870 im Bade Rehme.

über die junge Freundin an Schlüter: „Diese Frau hat wenig Blendendes, nimmt aber immer mehr ein durch Verstand, höchst poetischen Sinn und eine unbegrenzte Herzensgüte." „Elise", heißt es in einem Briefe an Henriette v. Hohenhausen vom 14. Januar 1840, „wird mir täglich werter. Mir thut es so wohl, zu fühlen, wie dieses junge, reine Gemüt sich an mich schließt, und mit Gottes Hülfe soll sie es nie bereuen. Was ich durch mein Alter an Erfahrung und Einsicht voraus habe, soll ihr, so hoffe ich, immer zu Nutzen kommen; denn sie ist gänzlich ohne Eigensinn oder Eigenliebe und den Eindrücken der Wahrheit überaus offen. Zudem verbindet uns noch ein anderes Band — die Liebe zu Ihnen, meine Henriette, in der wir uns oft und gern begegnen. Sie denken kaum, wie das kleine Frauchen an Ihnen hängt — oder doch: Sie denken und wissen es wohl; denn Elisens Liebe strömt von ihr aus. Ihr Herz ist keine Freimaurerloge, kein heimlich siedender Vulkan, sondern eine stille, lebendige Herdflamme, die ihre Wärme gern denen zukommen läßt, die ihr wirklich nahe stehen." Wohl keiner andern Freundin hat Annette so lebhafte und so oft sich wiederholende Ausdrücke einer überströmenden Zärtlichkeit zukommen lassen; es entsprach ganz ihrer Herzensneigung, sich ein junges, weibliches Gemüt so enge zu verbinden. Das Verhältnis hat etwas Mütterliches und gleicht darin Annettens Verhältnis zu Schücking.

Mit diesem Namen haben wir das thätigste und, wenn wir von Annette absehen, das bedeutendste Mitglied des Kreises genannt. Von allen Freunden der Dichterin ist Schücking zugleich derjenige, welcher nicht gerade auf ihre geistige Entwicklung, aber auf ihre litterarische Thätigkeit den wirksamsten Einfluß ausübte. Seiner Mutter, Katharina Busch, und der Freundschaft, die sie im Sommer 1813 mit Annette schloß, ist schon gedacht worden. Damals zählte sie erst 22 Jahre — sie war

am 6. Januar 1791 in Ahlen als die Tochter eines bischöflichen Amtmannes geboren —, aber ihre dichterische Begabung, durch Sprickmann, sowie in den Kreisen Fürstenbergs und der Fürstin Gallitzin gefördert, hatte sich schon mehrfach bethätigt [1]. Wenig später, am 7. Oktober 1813, vermählte sie sich mit Paul Schücking (1787—1867), damals französischem Friedensrichter, der seit dem 1. Januar 1815 als hannöverscher Richter und später als standesherrlich Arembergischer Amtmann auf dem Schlosse Klemenswerth bei Meppen eine Dienstwohnung inne hatte. Hier, in einem durch die Kunst geschaffenen Park inmitten unabsehbaren Heidelandes, verlebte sein ältester — am 6. September 1814 geborener — Sohn Levin seine Kinderjahre, bis er 1830 auf das Gymnasium nach Münster geschickt wurde. Seine Mutter gab ihm einen Empfehlungsbrief an die befreundete Dichterin, und er selbst hat anmutig geschildert, wie er an einem Frühlingstage mit seinem Mentor, einem Vikarius Specht, nach Rüschhaus wanderte [2]. „Wir fanden die Frau vom Hause", erzählt er, „und ihre beiden Töchter daheim, in einem Wohnzimmer neben dem Salon versammelt; die jüngere von diesen, eine kleine, zart und leidend aussehende Dame, empfing mich sehr freundlich, ein wenig mit der gemessenen Zurückhaltung, welche ihr stets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte, fragte viel nach meiner Mutter und zeigte mir ihre Schätze, in Glasschränken aufbewahrte kleine Naturaliensammlungen und ein paar runde Bleischeiben mit getriebenen Figuren, welche die Schmiede Vulkans darstellten, die Benvenuto Cellini gemacht haben sollte. Sie machte einen eigentümlichen Eindruck, das

---

[1]) Zwei schöne, vorher ungedruckte Gedichte bei Groß, deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen, Berlin 1885. I, 214.

[2]) Wahrscheinlich im Frühjahr 1831, obgleich Schücking, „Lebensbild", S. 12 das Jahr 1830 nennt.

zarte, ätherische, äußerst schlicht in den einfachsten hellen Musselinstoff gekleidete Fräulein, mit der vorgebeugten Haltung und den großen, wundersamen Augen. Sie war nicht schön und besaß doch so viele Züge, die sonst Schönheit geben, z. B. die mit anmutiger Feinheit gezeichnete Nase und den reizendsten Mund, den ich je gesehen habe. Aber die Stirn war zu mächtig, das Auge zur Häßlichkeit groß; es war größer, als das meiner Mutter sogar. Sie war die Undine ihres ‚Schilfhauses.‘ Ich bin dann noch ein paarmal in längeren Zwischenräumen zu ihr hinausgegangen. Im November 1831 [am 2.] hatte ich den Schmerz, meine gute Mutter zu verlieren; es kam danach ein Gefühl über mich, als sei die Welt um mich her ein mich weiter nicht berührendes Schauspiel geworden, ein Gebilde aus unwesentlichen Schattengestalten, die für mich ihre Bedeutung und ihr Leben verloren hatten. So dacht’ ich auch nicht daran, andere Menschen, höchstens nächste Verwandte . . zu sehen. Annette v. Droste sandte mir jedoch eine dringende Aufforderung, zu ihr herauszukommen, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich ging zu ihr, um bei ihr die Ausdrücke einer tiefgerührten Teilnahme zu finden. Sie selbst fühlte sich eigentümlich durch die Thatsache erschüttert, daß sie, eben im Begriff, meiner Mutter zu schreiben, sich eine Zeitung zur Unterlage dabei genommen und, ihre Gedanken zum Schreiben ordnend, absichtslos auf diese Unterlage blickend, darin zu ihrem Schrecken die Todesanzeige meiner Mutter gelesen. — Sie sagte mir später oft, daß ich ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtnis meiner Mutter gewesen“ [1]). In der That sorgte Annette nicht bloß für das Andenken der Freundin in dem tiefempfundenen Nachruf, den sie ihr widmete, sie nahm sich auch mit mütterlicher Sorge des verlassenen Knaben an, der jedoch

---

[1]) Schücking, Lebensbild S. 15; Lebenserinnerungen I, 81.

bald von Münster nach Osnabrück übersiedelte, seit 1833 in München, Heidelberg und Göttingen der Jurisprudenz eine nicht eben leidenschaftliche Beflissenheit zuwandte und erst 1837 nach Münster zurückkehrte. Was ihm dort bevorstand, mag man in seinen „Erinnerungen" lesen. Von seinem Vater, der in zweiter Ehe lebte, hatte er nichts mehr zu erwarten, und als geborener Hannoveraner konnte er den Zulaß zu einer juristischen Prüfung in Preußen nicht erlangen. Aber der scheinbare Nachteil gab seinem Leben die glückliche Entscheidung: er nötigte ihn, seiner Lieblingsneigung zu folgen und die in Heidelberg und Göttingen nur nebenbei betriebenen litterarischen Studien zur Hauptsache zu machen. Freilich, an Bedrängnissen fehlte es nicht. Nur mit Mühe konnte er das Nötigste gewinnen. Seine Dichtungen trugen nichts ein; was ihm aushalf, war sein kritisches Talent. Er wurde Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, insbesondere an dem von Gutzkow geleiteten „Telegraphen", der, 1836 in Frankfurt gegründet, zwei Jahre später in den Verlag Campes nach Hamburg gekommen war. Mit Annette bestand während des Jahres 1837 nur eine lose Verbindung, wie es scheint, weil Schücking den Goetheschen Spruch: „Als Jüngling anmaßlich und stutzig" damals eifriger, als Annette für nötig hielt, zu bestätigen suchte. Auch bei der Herausgabe der Gedichte war er nicht beteiligt; aber gerade ihr Erscheinen, vielleicht auch die litterarischen Zusammenkünfte mögen wieder nähere Beziehungen herbeigeführt haben. Schücking schrieb eine Rezension der Gedichte, und Annette schildert ihn ihrer Schwester im Dezember 1838 mit folgenden Worten: „Levin Schücking mußt du kennen, da er schon früher mit dem Vikarius Specht in Rüschhaus war. . Sein Vater ist nach der Mutter Tode seines Amtes entsetzt und nach mancherlei Drangsalen endlich nach Amerika gegangen. Levin ist in Münster geblieben und ernährt sich durch Unterricht im Englischen und Schrift-

stellerei. — Mit letzterer ließ es sich anfangs schlecht an, da seine Gedichte sich keineswegs auszeichnen, und seine dramatischen Produkte noch weniger. Jetzt aber hat er sich seit einem Jahre in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beifall findet und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen und stark bezahlen. Er hat ohne Zweifel das feinste Urteil in unserem kleinen Klub, und es ist seltsam, wie jemand so scharf und richtig urteilen und selbst mittelmäßig schreiben kann. — Er erinnert mich oft an Schlegel, ist sehr geistreich und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und lapsig, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein. Er soll sehr moralisch gut und so gelehrt sein, wie nicht leicht jemand seines Alters; denn er ist erst in den zwanzigen." Man sieht, aus diesen Worten spricht nicht gerade eine besondere Vorliebe. Annette fühlte sich wesentlich als Beschützerin, und hilfreich, wie sie war, bemühte sie sich mit allem Eifer, Schücking in eine feste, wenigstens bescheidenen Anforderungen genügende Stellung zu bringen. Am 1. Juli 1839 entschloß sie sich sogar zu einem, wie jedes Wort des höchst charakteristischen Briefes zeigt, ihr sehr schwer fallenden Schritte. Sie bat die Freundin Amalie Hassenpflug, ihrem Bruder, der als leitender Minister nach Hohenzollern berufen war, Schücking als Privatsekretär zu empfehlen. „Ich schreibe Dir in einer höchst gedrückten Stimmung, Male", heißt es, „denn ich soll etwas thun — und will es nun endlich auch —, was mir in sich selbst überaus zuwider ist. Ich soll jemanden empfehlen, und zwar bei Deinem Bruder, nicht zu einem Amte, — dazu hätten mich keine zehn Pferde gezogen — sondern zu einer Stelle als Privatsekretär, wenn, was der Himmel gebe! noch eine solche vakant ist. Ich bin gewiß, daß Dein Bruder jetzt von allen Seiten angegangen wird, ich bin auch gewiß, daß ihm dieses ein Gefühl von Ungeduld, ja selbst von Miß-

achtung geben muß, und Du fühlst, wie schwer es mir wird, mich einem Manne gegenüber, den ich achte, selber so zu stellen. Doch — ich kann nicht anders; abschlagen wäre hier meinerseits der grausamste Egoismus. Wie wenig mich persönliche Neigung hierbei treibt, weißt Du sogleich, wenn ich Dir sage, daß Levin Schücking das hier in Rede stehende Subjekt ist. Seine Lage ist in diesem Augenblicke um vieles verschlimmert worden, da ihm, nachdem er sich mehrere Jahre mit dem preußischen Landrecht gequält, der Eintritt in preußische Dienste abgeschlagen worden, weil er ein Ausländer (Hannoveraner) ist. Es war eine Thorheit von ihm, nicht in seinem Geburtslande dienen zu wollen; aber er büßt sie doch zu schwer und ist nun ganz ratlos. Wie seine Persönlichkeit ist, kannst Du in einigen meiner früheren Briefe nachlesen, wo ich gesagt habe, wie leid es mir sei, für einen Menschen, der im Grunde so vortreffliche Eigenschaften habe, und den alle seine Freunde so sehr liebten, durchaus kein eigentliches Wohlwollen fassen zu können, weil das Eitle und Zuversichtliche in seinem Wesen mich immer wieder zurückstoße, wenn das Erfahren einer recht noblen und ehrenwerten Handlung von ihm mich auch noch so günstig gestimmt habe. Ich habe Dir gesagt, wie hoch alle seine ehemaligen Mitschüler und Universitätsfreunde seine Kenntnisse anschlagen (ob juristische oder sonstige, weiß ich zwar wirklich nicht und habe in diesem Augenblicke keine Gelegenheit, mich danach zu erkundigen), wie die strengsten seine Moralität rühmen, wie vortrefflich er sich gegen seine unglückliche Mutter benommen hat, und wie er noch jetzt, wo er vom Unterricht in der englischen und französischen Sprache leben muß, sich jeden Heller abdarbt, um seine kleinen Geschwister zu unterstützen. Daß er, trotz einem kleinen Anstriche vom Gecken, einen scharfen, klaren Verstand hat und trotzdem, daß man ihn nach seinem zierlichen Äußern für einen geborenen Courmacher halten sollte, doch im

Grunde niemand in dieser Welt weniger daran denkt, habe ich Dir auch schon früher gesagt, — kurz, ich habe Dir eigentlich alles Nötige schon gesagt und bin froh darüber. Thue mir die Liebe, Male, und schreib Deinem Bruder darüber, aber gleich auf der Stelle; denn solchen Plätzen geht es wie reichen Bräuten: man muß früh bei der Hand sein. Hörst Du? Thu mir die Liebe und schreib sogleich, noch diesen Abend. Schreib alles, was ich Dir jetzt und auch schon früher geschrieben habe; Du weißt, es ist dasselbe, und ich habe es jetzt nur mehr zusammengedrängt, zur besseren Übersicht. Du hilfst vielleicht einem Menschen zu einer kleinen Versorgung, der jeden erübrigten Groschen auf eine Art anwenden wird, die man achten muß. Zur Sekretärstelle macht ihn vorzüglich fähig eine gute Handschrift, seine Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache, seine Rechtlichkeit, und obwohl er über Kunstgegenstände ꝛc. oft lauter wird, als es mir gefällt, doch übrigens eine Verschwiegenheit, die fast an Verschlossenheit grenzt. Hat er nun wirklich die bedeutenden Kenntnisse, die ihm allgemein zugeschrieben werden, so könnte es ja auch wohl kommen, daß er späterhin zu etwas Besserem tauglich gefunden würde; — wo nicht — nun, so ist er doch wenigstens aus der Not und wird seiner Stelle keine Schande machen. Das bischen hochmütige Wesen wird sich unter Deines Bruders Augen in der schnellsten Schnelligkeit verlieren, des bin ich gewiß; wahrscheinlich kommt er gar nicht damit zum Vorschein, doch mußt Du diese Schattenseite auch anführen; denn ich mag mit keiner Art Hehlerei zu thun haben, was übrigens auch beim Ludwig vergebens wäre, dessen Augen wohl finden können, was auch nicht vor den Tag kömmt.“

Auch in diesem Briefe tritt zwar ein lebhaftes Interesse, aber keine Vorliebe, eher eine gewisse Abneigung gegen Schückings Wesen hervor, welche freilich dem Lobe, das seinem Charakter

gezollt wird, um so höheren Wert verleiht. Als die Verwendung fruchtlos blieb, versuchte Annette ihrem Schützling durch August v. Haxthausen auf den gräflich Stolbergischen Herrschaften eine Anstellung zu verschaffen; auch dies zerschlug sich, weil die Agnaten ihre Zustimmung versagten. Endlich trat der Freiherr v. Laßberg mit dem Plane hervor, Schücking auf seiner Bibliothek, insbesondere für die Ordnung und Verzeichnung der provenzalischen Handschriften zu beschäftigen [1]); aber ehe es dahin kam, vergingen noch zwei Jahre, welche die Verbindung zwischen dem Schriftsteller und der Dichterin weit inniger gestalten und mancherlei Früchte zeitigen konnten.

Vorerst erhielt Schücking Anregung und Beschäftigung von anderer Seite. „Es war im Sommer 1839“, erzählt er, „als eines Tages ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann bei mir eintrat; es war Ferdinand Freiligrath.“ Der Dichter, am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und für den Kaufmannsstand erzogen, war 1838 durch die Sammlung seiner Gedichte beinahe mit einem Schlage zum berühmten Mann geworden. Von Barmen, wo er damals noch in einem Handelshause thätig war, kam er jetzt auf Anregung eines Buchhändlers nach Westfalen, um das Land zu durchstreifen und es dann zu beschreiben, während sein Begleiter C. Schlickum aus Düsseldorf die malerischen Punkte zeichnen sollte. Bald war zwischen Freiligrath und Schücking eine Verbindung geschlossen, welche sich noch in demselben Sommer durch gemeinsame Wanderungen, bald auch durch litterarisches Zusammenwirken bethätigte. Auch für die ästhetische Gesellschaft, von der wir erzählten, war Freiligraths Erscheinen in Münster ein Ereignis. In dem schon angeführten Briefe vom 7. Juli schreibt Annette ihrer Schwester: „Freiligrath, der neulich in Münster

---

1) Annette an Frau v. Laßberg, 24. August 1839.

war, ließ mir sagen — doch ich will es dir umständlich erzählen. Freiligrath war denn in Münster und erhielt durch Schücking eine Einladung in unser Kränzchen. Ich war den Tag dunsch [?] und wollte nicht kommen; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen'. Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompleter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht. Wer weiß doch auch bei Euch von ihm? Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst. Junkmann hat er besuchen wollen, ihn aber nicht gefunden, der guten Rüdiger hingegen für ihre Höflichkeit nicht mal durch einen kurzen Besuch gedankt." Der erste persönliche Eindruck des Dichters auf Annette war danach nicht gerade freundlicher Art; auch später mag das unstäte Wesen Freiligraths wenig nach ihrem Sinn gewesen sein. Aber seine litterarische Thätigkeit verfolgte sie schon um der Freundschaft mit Schücking willen mit steigendem Interesse, und für die Vorzüge seiner Poesieen bewahrte sie jeder Zeit ein offenes Auge.

In demselben Briefe vom 7. Juli, der von Freiligraths Anwesenheit und anderen litterarischen Erlebnissen Nachricht giebt, lesen wir noch, daß Annette am nächsten Montag [1]) mit der

---

[1]) Der 7. Juli 1839 ist ein Sonntag. Montag wäre der 8., vielleicht ist der 15. gemeint.

Mutter und dem Onkel Fritz nach Apenburg abreisen will. In Briefen an Schlüter und Junkmann vom 22. und 26. August giebt sie über ihren dortigen Aufenthalt ausführliche Nachricht. Wenn sie das Jahr vorher über beständige Unruhe und ein Übermaß geselliger Pflichten geklagt hat, heißt es jetzt: „Wir leben hier so still, so ganz ohne Abwechselung und Vorfälle, daß ich eben nur Ihnen und wenigen anderen schreiben kann, die es zufrieden sind, wenn ich mich selber gebe; wer Neuigkeiten erwartete, müßte die Zeit bedauern, die über dem Lesen vergangen. Zwei Onkel, meine Mutter und ich für gewöhnlich, zwei- oder dreimal eine Tante zum Besuch, voilà tout! Was können sich da für große Begebenheiten entwickeln! Ich lebe hier wie in Rüschhaus und habe sogar auch mein altes schwarzes Kanapee, auf dem ich sitze oder liege (man kann es nennen, wie man will) und schreibe, meine alten Lateiner, in denen ich vor dem Aufstehen lese, und mein Frühstück auf der Stube, wie ich es gewohnt bin. Draußen nebelt's und regnet's seit 14 Tagen; so stört mich die Gegend nicht, und ich habe wirklich schon ein paarmal in Gedanken nach meinem Küchenfensterchen gesucht, was aber freilich nicht zu finden war. Wären Sie hier oder schrieben fleißig, oder ich hörte auch nur oft von Ihnen, wie in Rüschhaus, so würde ich diesmal weniger vom Heimweh leiden als gewöhnlich; aber wie es jetzt ist, bin ich doch sehr froh, ein paar Monate hinter mir zu haben. . Mein Schreiben wird erst kürzlich angefangen, und [ich] bin eben recht im Zuge. Vor dem Regenwetter kam ich zu nichts; die Onkels fanden mich so stark und kurzatmig geworden und waren ernstlich besorgt; so mußte ich mich fast den ganzen Tag in freier Luft bewegen, und allerdings ist meine Brust, gottlob, um vieles freier geworden. Seit 14 Tagen jedoch bin ich fleißig und, wie gesagt, recht im Zuge, sodaß das ‚Geistliche Jahr‘ sich hoffentlich früher schließen wird, als das Jahr neununddreißig.“

Sie zeigt uns mit diesen Worten die Aufgabe an, der sie sich nach den langen Zweifeln des vergangenen Herbstes zugewendet hatte. Es war das „Geistliche Jahr", das Jugendwerk, welches, rasch gefördert und in seiner ersten Hälfte — Neujahr bis Ostern — schon am 9. Oktober 1820 der Mutter überreicht, dann fast zwei Jahrzehnte ruhen mußte. Schon die früheren Monate des Jahres 1839 mögen der Fortsetzung zugute gekommen sein; jetzt bot die Ruhe in Apenburg erwünschte Muße. „An der nötigen Stimmung fehlt es mir nicht", fährt Annette fort, „in so vielen einsamen Stunden; denn die Onkels gehen ihren Geschäften nach, und Mama erleichtert sich die Abwesenheit von Hause durch häufiges Briefschreiben . . Die geistlichen Lieder werden, wie mich dünkt, ohngefähr den früheren gleich; doch, glaube ich, wird es mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, da ich mich nur ungern und selten entschließe, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen; er scheint mir zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache. So bleibe ich dabei, einzelne Stellen auszuheben, die mich zumeist frappieren und Stoff zu Betrachtungen geben. Ich freue mich darauf, Ihnen das Fertige vorzulesen; Sie sind doch dieses Mal fast mein ganzes Publikum. Wollte Gott, ich könnte die Lieder herausgeben; es wäre gewiß das Nützlichste, was ich mein Leben lang leisten kann, und das damit verbundene Opfer wollte ich nicht scheuen, hätte ich nur an mich zu denken; aber es geht nicht!" Sie ließ sich nicht wieder von der Arbeit abziehen. „Man spannt hier", schreibt sie an Junkmann am 26. August, „wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. Das ist die ewige alte Leier hier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht . . Für jetzt kann ich überall wohl gar

nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied, das wäre was Schönes! — Solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen." Mit mehr Dank und Folgsamkeit mußte sie die Sorge der beiden Onkel für ihre Gesundheit anerkennen, die seit der Rückkehr aus der Schweiz sich beständig verschlechtert hatte. Ihre Briefe aus der ersten Hälfte des Jahres 1839 sind selten ohne Klagen über Nervenleiden und Beklemmungen; am 24. August schreibt sie der Schwester, sie sei unmäßig stark geworden. Nicht ohne Grund machte man ihr deshalb Bewegung im Freien zur Pflicht. „Ich muß rennen wie ein Postpferd", schreibt sie an Junkmann, „ich muß jetzt auf ärztlichen Befehl fleißig Steine klopfen, was ich nicht halb so gern thue wie früher freiwillig; doch zuweilen klopfe ich mich wieder in den Eifer hinein und habe meine Freude und Bewunderung an den Schaltieren und Pflanzen, die den Worten des Psalmisten zum Trotz (‚der Mensch verdorrt wie eine Blume des Feldes') ihr zerbrechliches Dasein durch Jahrtausende erhalten haben. Es wird mir zuweilen ganz wunderlich, wenn ich manche Stengel und Muscheln genau in der Form, wie sie damals der Augenblick verborgen hat, wieder hervortreten sehe, gleichsam in ihrer Todeskrümmung."

Mitten im Schreiben wird sie unterbrochen durch ihre „unbarmherzigen Gesundheitswächter." „Man treibt mich zum Schließen", schreibt sie an Schlüter; „unter dem Fenster steht mein Onkel Fritz, ruft wie ein Nachtwächter und hält einen Hammer hoch über sich; das bedeutet, ich soll in die Luft und Versteinerungen losklopfen; denn gehen soll nicht genug sein, wie der Doktor sagt, sondern körperliche Anstrengungen im Freien. Wie verkehrt und eigensinnig doch die menschliche Natur ist! Ich habe dies Steinklopfen mit Passion getrieben, so lang es eigentlich niemand recht war; heim=

lich fortgestohlen habe ich mich, um im Steinbruche zu picken, Essen und Trinken habe ich darüber vergessen, und nun muß man mich treiben wie den Esel zur Mühle. Kein wahreres Sprichwort als ‚Des Menschen Wille ist sein Himmelreich'. Mich dünkt, ich begreife jetzt recht gut, wie ein Mann seine Frau müde wird, da sogar meine Liebe zum Steinbruch den Zwang nicht hat überleben können. O weh! da kömmt der Onkel wieder her; ich dachte, er sei ins Feld gegangen, und da schreit er wie ein Zahnbrecher; ich muß im Ernst aufhören."

In diesem anmutig humoristischen Tone teilt sie noch manches über ihren Aufenthalt mit; unwillkürlich vergleicht man die Briefe mit dem Schweizerbrief. „Wären Sie hier, lieber Freund", schreibt sie an Junkmann, „ich glaube, es würde Ihnen gefallen; eine so tiefe Ruhe, denn die Ökonomie-Gebäude liegen ziemlich weit ab, und mein Onkel Fritz führt nur eine kleine Junggesellen-Wirtschaft. Das Haus ist angenehm angefüllt mit altertümlichen Gegenständen, wunderschönen geschnitzten Schränken und Möbeln, alten Kunstuhren, Familienbildern, und so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört. Ungefähr zweihundert Schritt vom Hause (nach der stillen Seite) ein sehr hoher und breiter Laubengang, in der Mitte abgebrochen, wo eine herrliche alte Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. Dies ist der Ort, wo ich meinen guten Onkel zuweilen betrüge und ganz ruhig schreibe, während er mich durch Feld und Wald rennend glaubt, um mir die überflüssige Körpermasse abzulaufen. Da höre ich in der Welt Gottes nichts, als die Schafglocken in der Ferne und das Gesumme der Insekten, und sehe nichts, als das grüne Laub, den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird, und die Blätter anfangen zu diskurieren. Wahrhaftig, Junkmann, es wäre recht was für Sie; ich weiß, Sie

brächten jeden Abend ein Gedicht zu Hause, so gut, wie Sie es Ihr Leben lang gemacht. . Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesen, ein sogenanntes Vorwerk von Apenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spaziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen. So ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding." Sie beschreibt die winterliche Einsamkeit der zwei dort hausenden Knechte. „Jetzt ist's ganz hübsch dort", fährt sie fort, „das Feld voll Leben; auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der andern Seite schwirren die Sensen, und eine halb gefüllte Scheuer giebt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. Das wäre wieder etwas für Sie. Auch ein Gehölz giebt's hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war; jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank drunter; da sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort; denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchbrechen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtag nicht wieder herauszukommen meint, hat im dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte."

In Apenburg traf sie in diesem Sommer mit Amalie Hassenpflug zusammen und begleitete dieselbe nach Kassel, wo sie Elise v. Hohenhausen, die Mutter ihrer münsterischen Freundin, kennen lernte. Es mag Herbst geworden sein, bis sie nach Rüschhaus zurückkehrte. Auch dort blieben die geistlichen Lieder ihre Hauptbeschäftigung. „Ich bin diesen Sommer sehr fleißig gewesen", schreibt sie an Junkmann am 17. November 1839, „und habe

an dem ‚geistlichen Jahr‘ dermaßen nachgearbeitet, daß ich bei meiner Abreise mit der laufenden Zeit gleich war und dem Jahresschluß bedeutend vorzueilen hoffte. Seitdem bin ich in Rückstand gekommen; teils war ich krank, teils anderweitig verhindert, hatte auch allmählich einen babylonischen Turm von unbeantworteten Briefen aufwachsen lassen, der zwar nicht bis an die Wolken, aber doch fast über meinen Mut reichte; mir ward ordentlich schwarz vor den Augen. Jetzt trage ich daran ab, als gälte es das tägliche Brot, und fange schon an, Grund zu sehen. So denke ich bald wieder ans eigentliche Werk zu kommen und dann mit Gottes Hülfe den Cyklus doch vor dem Sylvestertage geschlossen zu haben. Es ist ein größeres Unternehmen, als ich gedacht, da alles, was Schlüter bisher hatte, nur von Neujahr bis Ostern reichte. Dennoch meinte ich, Gott weiß, nach welcher duseligen Ansicht, das meiste bereits gethan, und hätte schwerlich den Mut zum Anlaufe genommen, wenn ich die Höhe des Berges erkannt, der vor mir lag. Für spätere Arbeiten habe ich noch keine Pläne und will auch nicht daran denken, bevor ich diese beendigt, da es sich immer fester in mir gestellt hat, daß sie nur zu einer Zeit erscheinen darf, wo mein ganzes irdisches Streben mir wohl thöricht erscheinen wird, und dieses Buch dann vielleicht das einzige ist, dessen ich mich dann freue; darum will ich auch bis ans Ende meinen ganzen Ernst darauf wenden“. . „Eine Rezension meiner Gedichte in der Kölner Zeitung“, setzt sie noch hinzu, „kann mich eben nicht stolz machen. Es ist doch auffallend, wie der Gegenstand anhaltender Beschäftigung auf den Menschen wirkt. Vor einem Jahre würde mich dieses Blatt wahrscheinlich verstimmt haben; jetzt kam ich mir wie eine Tote vor und habe es ohne den mindesten Eindruck aus der Hand gelegt. Ich wollte, das könnte so bleiben; aber mit dem letzten Federstriche am ‚geistlichen Jahre‘ wird das irdische Jahr wohl alle seine wilden Quellen

wieder über mich strömen lassen. Möge mir nur der allgemeine Eindruck bleiben! — auf den partiellen rechne ich nicht; dazu ist mein Inneres noch lange nicht mürbe genug. Beten Sie für mich, daß ich nicht gar zu unreif weggenommen werde; es hat große Gefahr! Der heftige Blutandrang nach dem Kopfe nimmt von Jahr zu Jahr mehr überhand, und ich zweifle kaum an einem plötzlichen Ende. Doch darf ich plötzlich nennen, was ich Jahre lang voraussehe?

So lassen wir Gottes Gnaden verkommen [1]."

---

1) Briefe S. 148 fg.

Achtes Kapitel.

Die westfälische Dichterin. 1840—1841.

Beinahe hätten die trüben Ahnungen sich rasch verwirklicht; denn schon im Dezember wurde Annette von einem schweren Unwohlsein befallen. Aber im Januar war sie wieder wohl. Sie verlebte in heiterer Umgebung einige Tage in Münster, brachte das geistliche Jahr zum vorläufigen Abschluß und gab einer Novelle, von welcher noch zu reden ist, eine neue Gestalt. Dann folgten Monate der Ruhe und Zurückgezogenheit. Nach Münster kam sie selten, weil andauernde Bewegung ihr mehr und mehr zur Last wurde, nach Hülshoff nur am Ostertage, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Junkmann war an das Gymnasium nach Coesfeld versetzt, Schlüter durch sein Augenleiden von Besuchen in Rüschhaus abgehalten. „Ich höre nichts von Ihnen", schreibt Annette am 26. April, „ich sehe nichts von Ihnen, und noch dazu jetzt, wo ‚Es ist die Zeit nun, daß im Wald der Nachtigallen Lied erschallt', folglich die Zeit, wo man am wenigsten der mindestens geistigen Nähe werter Personen entbehren kann . . Wüßten Sie, wie schön es jetzt so recht draußen ist, — nicht vor Ihrem Mauritzthore, wo die halbe Stadt promeniert, allen Staub lebendig und alle Vögel stumm macht, sondern hier, so recht auf dem Lande, — wie voll

Frieden und Sonnenschein, Lerchenwirbel und Nachtigallgesang, Sie schlügen doch der Lombard [1]) ein Schnippchen und schlichen sich sacht, wie der Fuchs von der Hühnerstiege, zum Neuthor hinaus . . Zwar fehlen dem Jahre noch die Früchte, frisch vom Strauche gepflückt, die vollständige Belaubung und der fast berauschende Duft, mit dem späterhin Rosen, Syringen, Gewürzstrauch und Reseda die Luft füllen werden; aber doch verbreitet das junge Laub einen höchst lieblichen Geruch. Ich war gestern Abend bis zehn im Garten; Sie glauben nicht, wie mild es war, wie duftig, dabei so sternenklar wie im Winter. Ich saß auf der Bank am Hause, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, von der Luft zuwehen und war ganz und gar sybaritisch gestimmt. Warum ist man wohl so ungeneigt zu poetischen Arbeiten in so höchst poetischen Momenten? Ich denke wohl, weil der Genuß den regelrechten Gedanken nicht aufkommen läßt. Ich thue gar nichts; seit Beendigung des ‚Geistlichen Jahrs‘, also seit drei Monaten, sind zwei Balladen das einzige, was ich geschrieben.“

Doch ist gerade in demselben Briefe ausführlich von einem neuen Plan die Rede; bei der Entstehung zeigen die Wünsche der Bökendorfer sich wirksam, bei der Ausbildung Erzählungen Schückings.

Der einzige Freund, mit dem auch in der Winterszeit und während der letzten Monate ein regelmäßiger Verkehr bestand, war Schücking. „Einmal in der Woche“, erzählt er, „kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Paket mit durch-

[1]) Karoline Lombard, die Schwiegertochter des bekannten Geheimen Kabinetsrats Johann Wilhelm Lombard, lebte nach dem Tode ihres Gemahls, des früh — 19. Mai 1836 — verstorbenen Geheimen Revisionsrats August Lombard, in Münster. Von ausgezeichneter Begabung, Übersetzerin französischer Werke von Malebranche und Ozanam, wird sie in den Briefen jener Zeit häufig erwähnt. Sie starb am 17. November 1881, 79jährig, in Köln.

lesenen Büchern von Annette v. Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; einmal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Heiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolzimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben. Eine kleine Streiferei in der nächsten, buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht, zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requiriert wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete, und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. . Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr ‚Schneckenhäuschen‘ nannte, und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich. ‚Ein Instrument‘, so schildert eine Freundin Annettens [1]) sehr gut den Raum, ‚noch aus der Kindheit des Klavierbaues stammend, das wegen seines leisen Harfentons sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete, stand neben einem großen, häßlichen Sopha und einem unpolierten Tische; auf demselben befanden sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Heidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwischen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierschnitzel lagen daneben. . Auf dem großen,

[1]) Fr. v. Hohenhausen (Elise Rüdiger).

schwarzen Sofa pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben.'" „Es wurde", erzählt Schücking weiter, „bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht. . Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann der Knecht, und Trimm, der schwarze, zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüberliegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Annette v. Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu und hatten einen um so größeren Reiz, weil wir beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht [1])."

[1]) Lebenserinnerungen I, 154. In ähnlicher Weise wußte auch W. Junkmann nach treuer Erinnerung von seinen Besuchen in Rüschhaus zu erzählen. Aus einem Briefe, den er am 30. Juni 1886 schrieb, mögen hier einige Worte Platz finden, die zu den S. 107 angeführten Aufzeichnungen Schlüters eine Ergänzung bilden. „Das Fräulein hatte bei einer ungemeinen Lebendigkeit im Gespräche etwas Drolliges, dazu saß das Näschen etwas schief, und die blauen, etwas hervortretenden Augen schimmerten auch etwas verwegen. Es ging nie ohne Fröhlichkeit ab. Mir schien, als ich sie zuerst sah — es wird wohl 1835 gewesen sein, — daß sie auch von ihrer ganzen Umgebung und Freundschaft mehr heiter als ernst genommen wurde. Ich erinnere mich, als sie fortgegangen war, und Schlüter sich nun über ihr lebendiges, geistreiches, geniales, drolliges Wesen lebhaft aussprach, daß ich ihm zu seiner großen Verwunderung sagte: Und doch schlägt ein tiefes, wundes Herz darunter. Und bei einigem Nachdenken gab er mir recht. Sie neckte mich oft mit

Zu dem, was die Dichterin mit Schücking schon früher verbunden hatte, kam jetzt noch, daß ihre schriftstellerische Thätigkeit sich mehr und mehr demselben Ziele zuwandte: dem Geburtsland Westfalen. Beide waren durch ihre ganze Entwicklung darauf hingewiesen, und Annette hatte ihrem Heimatgefühl bereits in der „Schlacht im Loener Bruch“ ergreifenden Ausdruck gegeben. Aber es darf nicht unbemerkt bleiben, daß diese Richtung einer allgemeinen Richtung der Zeit entsprach. Überall wurden damals in Deutschland die heimatlichen Zustände mit liebevoller Aufmerksamkeit betrachtet und nicht selten Gegenstand einer Bearbeitung, die keineswegs bloß die Zwecke eines geographischen oder Reise-Handbuchs erfüllen wollte. Das Historisch-Merkwürdige, das Poetisch-Anmutende, das Landschaftlich-Charakteristische sollte nach einem künstlerischen Plane vorgeführt werden. Ganz besonders wurden die Sagen und Legenden für eine poetische Bearbeitung ins Auge gefaßt. Die von den Grimms, von Brentano und andern Romantikern angeregten Bestrebungen machten in immer weiteren Kreisen sich bemerkbar, als die Anfänge einer Kulturgeschichte, die, damals meistens dilettantisch betrieben, allmählich zu einer Wissenschaft sich gesteigert hat. In der That trafen sie gerade damals den günstigen Zeitpunkt. Die Verbindungsmittel waren von der Art, daß sie das Reisen bereits zur Annehmlichkeit machten, ohne doch, wie jetzt die Eisenbahnen, die Entfernungen beinah aufzuheben. Jeder hielt sich gern an und in seiner Heimat. Nur der Rhein, von Dichtern und Malern verherrlicht, behauptete einen unbestrittenen Vorrang und war für die Reise-

meiner Zurückhaltung, da ich ihr nur Freundschaft bis zur nächsten Kriegserklärung versprechen wollte, also nur einen Waffenstillstand. Zwischen dem adeligen Fräulein und dem aussichtslosen Kandidaten war eine Grenze, die ich im Umgange nicht aufheben wollte, auch zwischen dem adeligen Fräulein und dem Mann des vierten Standes in der Politik.“

welt damals, was seitdem die Alpenländer geworden sind und solange bleiben werden, bis man bei neuen Erleichterungen des Verkehrs die Sommerfrischen etwa im Himalaya nimmt. Schon vor Ende der dreißiger Jahre hatten beinahe sämtliche deutsche Provinzen von der Hand einheimischer Schriftsteller eine Beschreibung erhalten. Nur Westfalen stand noch zurück; aber im Jahre 1839 faßte ein unternehmender Buchhändler, Langewiesche in Barmen, den Plan eines „malerischen und romantischen Westfalens". Die Ausführung wurde Freiligrath, dem so rasch emporgekommenen westfälischen Dichter, übertragen; wir sahen ihn gerade zu diesem Zwecke nach Münster kommen und mit Schücking in Verbindung treten. Dabei mochte sich bald genug herausstellen, daß der letztere durch seine historischen und litterarischen Kenntnisse für ein solches Unternehmen weit mehr befähigt war, als der am Comptoirtisch aufgewachsene Freiligrath. Als Schücking im Herbst den Dichter in Unkel, seinem neuen Wohnsitz, besuchte, erklärte Freiligrath offen, die Arbeit sei ihm zuwider; er habe kein Talent für die Prosa. Vergebens drängte der Buchhändler. Er war schon selbst mit dem festen Vorsatz, nicht ohne ein Stück Manuskript zurückzukehren, nach Unkel gekommen. Dort aber hatte er nach dem freundlichsten Empfange im Kreise lustiger Gesellen zuerst seine böse Laune aufgegeben und sich endlich, während eine Flasche nach der andern geleert wurde, in einen Zustand von Heiterkeit und seligen Vergessens versetzen lassen, in welchem er, ohne viel zu wissen, wohin, und ohne eine Seite Manuskript auf ein Dampfschiff befördert wurde, das ihn rheinabwärts führte. Annette nahm an diesen Erlebnissen, schon weil sie Schücking mit angingen, lebhaftes Interesse. Eine Anzahl von Briefen, welche damals über litterarische Angelegenheiten an ihren Freund gerichtet wurden, hat sie mit eigner Hand abgeschrieben und manchem, was er witzig und lebhaft darüber mitteilte, sogar eine

dichterische Gestalt gegeben. Schon öfters hatte man sie in Bökendorf aufgefordert, sich im Dramatischen und zwar in einem Lustspiel zu versuchen. Sie war nicht darauf eingegangen; offenbar fühlte sie eine Art von Scheu und doch auch eine Anziehung. Denn unter ihren Papieren finden sich aus verschiedenen Zeiten kurze Aufzeichnungen komischer Situationen und Charaktere, die sich für ein Lustspiel benutzen ließen. Im Frühling 1840 mag wieder eine neue, diesmal entscheidende Aufforderung an sie ergangen sein. „Des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eigenen Talentes müde, habe ich mich", schreibt sie an Schlüter, „zu etwas entschlossen, was mir im Grunde widersteht, nämlich einen Versuch im Komischen zu unternehmen. So dränge ich denn jeden Trieb zu anderem gewaltsam zurück und scheue mich doch vor jener gleichsam bestellten Arbeit, wie das Kind vor der Rute. Nicht daß ich meine, sie werde völlig mißlingen; es fehlt mir allerdings nicht an einer humoristischen Ader. Aber sie ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in zahlreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht, und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist . . Zudem will mir noch der Stoff nicht recht kommen; einzelne Scenen, Situationen, lächerliche Charaktere in Überfluß; aber zur Erfindung der Intrigue des Stückes, die diesen bunten Koboldeu festen Boden geben muß, fehlt mir bishin, ich weiß nicht, ob die Lust oder das Geschick." Zwei Tage darauf, am 28. April, erörtert sie noch einmal, was bei der Bearbeitung eines Dramas inbetracht zu ziehen sei. Bei dramatischen Scenen, meint sie, liege es am nächsten, Selbsterlebtes und Geschehenes darzustellen. Sie wolle aber ver-

meiden, daß jemand in ihren Gestalten bestimmte Personen wiedererkenne; aus diesem Grunde möchte es sich empfehlen, von den höheren Ständen abzusehen und sich den niederen zuzuwenden. „Dieser Stoff“, fährt sie fort, „wäre nicht nur der bei weitem reichere und frischere, sondern auch der sowohl meinem Talente als meinen Erfahrungen angemessenere, da ich zwischen Bauern aufgewachsen bin und selbst eine starke Bauernader in mir spüre. Auch ganz harmlos wäre dies, da sich niemand den Kopf zerbrechen wird, ob ich Klas oder Peter gemeint. Nur meine ich, mit dem Dialekte schwinde das Salz aus der Speise; denn der Bauer paßt nicht seine Gedanken der Sprache an, sondern er hat gemodelt und modelt fortwährend die Sprache nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, und grade das giebt ihm das unnachahmliche Naive, was in der Übertragung einem wie Schnee unter den Händen zerrinnt, was man mit Verdruß inne wird, so oft man versucht, einem Ausländer eine echt vaterländische Anekdote verständlich zu machen, wo einem der Kabliau allemal zum Stockfisch wird. Dennoch muß ich die Idee meines Onkels Haxthausen, ein Lustspiel im vaterländischen Dialekte zu schreiben, gänzlich verwerfen. Wer wird es verstehen? Nicht mal der Eingeborene, da ihm die Buchstabenfügung zu fremd, und manche Laute mit den vorhandenen Mitteln gar nicht wiederzugeben sind; viel weniger der Ausländer, der sich doch keinem Sprachstudium ergeben wird, um das Lustspiel einer obscuren Scribentin zu lesen . . Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß meine Neigung mich auch in diesem Fache weit mehr zu einer, wenn nicht tragischen, doch ernsten und einen tieferen psychologischen Zweck im Auge haltenden Behandlung triebe; aber ich habe es mir mal anders vorgenommen; mißlingt der Versuch, so haben meine Plagegeister ja den Beweis in Händen, daß der Irrtum auf ihrer Seite war.“

Daß aus solchen „vernünftigen Diskursen kein Kunstwerk hervorgehe“, hat nicht blos Goethe erfahren; auch Annette wurde wenig dadurch gefördert. Man kann nicht einmal sagen, daß sie die hier ausgesprochenen Grundsätze befolgt hätte. Der Stoff, den sie wählte, war ihr durch Schücking nahe gebracht, durch seine Erzählungen von den Leiden des Buchhändlers Langewiesche und den Säumnissen Freiligraths. Damit verbanden sich Erinnerungen an eigene Erlebnisse, Vorfälle im litterarischen Kränzchen, Eigenheiten in ihrem Bekanntenkreise, die ihrem scharfen, alles komisch Charakteristische rasch auffassenden Blicke nicht entgehen konnten. So entstand das Lustspiel „Perdu oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe“. Der Schauplatz ist ein Buchladen in der rheinischen Universitätsstadt, also in Bonn. Der Buchhändler Speth, „ein kleines, mageres Männchen mit rotem Gesicht, gräulichem Haar, einer Brille“, sitzt vor einem mit Paketen bedeckten Tische und hält einen offenen Brief in der Hand. Der Dichter Sonderrath — schon der Name bezeichnet Freiligrath — kündigt ihm an, daß er in der Frühlingszeit, wo alles liebt und sich paart, sich nicht am Schreibtisch in ein Zimmer einschließen, also auch kein Manuskript liefern könne. Er habe Lust, an den Rhein zu kommen. „Ja wohl, Sonderrath“, ruft Speth aus, „ich bin sonder Rath! — Windbeutel und kein Ende.“ Während er sich noch in Klagen über den unzuverlässigen Poeten ergeht, kommt seine Frau, leert ihm den Geldbeutel und erteilt ihm zum Dank praktische Ratschläge. Statt der Gedichte, die doch niemand kaufe, möge er Gebetbücher und den Katechismus verlegen und von dem leidigen Poetenvolk sich lossagen. Speth kann nicht widersprechen; aber kaum hat die Frau sich entfernt, so erscheint Willibald, ein Poet der geringsten Sorte, mit dem Antrag, Speth möge sein Drama „Hermann“, in welchem der berühmte Cherusker als Familienvater gefeiert werde, verlegen.

Er beklagt sich zugleich über eine ungünstige Rezension seines „Deutschen Eichenhains“ in dem von Speth verlegten Abendblatt, welches von Seybold, einem der schärfsten und gefürchtetsten „Kritiker und nebenbei Dichter“, redigiert wird. Um sich von dem Aufdringlichen loszumachen, schützt Speth einen notwendigen Ausgang vor; aber Willibald erwidert, er werde seine Rückkehr im Buchladen erwarten. Hier versammelt sich nun ein Kreis von Schöngeistern. Zuerst kommt Claudine von Briesen, der gefühlvolle Blaustrumpf. Es wird hübsch geschildert, wie sie mit Willibald, dessen Namen sie erfahren hat, sogleich anbindet, aber dabei die Miene annimmt, als ob sie ihn nicht kenne. Beide ereifern sich gegen Seybold; auch Sonderrath bekommt einige Hiebe ab. „Was ist er?“ ruft Willibald. „Eine Eintagsfliege; er wird sich bald ausgeschrieben haben. Etwas verbrannte Fantasie, etwas Stil und dann ganze Herden von Ungeziefer, Schlangen, Kameele.“ Etwas später kommt Frau Johanna v. Austen, der Blaustrumpf du bon vieux temps, dazu und sucht besonders ihre litterarischen Abende in ein glänzendes Licht zu setzen. Plötzlich tritt, während sie reden, ein heftig und etwas eigenwillig sich benehmender Mann herein, fragt ungeduldig nach Speth und läßt sich als Sonderrath anmelden. Sobald die Poeten diesen Namen hören, suchen sie ihm beizukommen. Willibald stellt sich und die Damen vor; jeder sucht den berühmten Mann auf seine Seite zu ziehen. Aber Sonderrath behandelt sie kalt und geringschätzig, giebt auf die Einladung des Fräulein Briesen kaum eine Antwort, und als zufällig der verhaßte Seybold eintritt und sich als Sonderraths vertrauten Freund zu erkennen giebt, ziehen die drei mißmutig ab. Nun kommt auch Speth auf die Nachricht von Sonderraths Ankunft zurück und überhäuft den saumseligen Schriftsteller mit den bittersten Klagen. Sonderrath hatte versprochen, „die Reminiscenzen an den Rhein“ baldigst zu schicken. Speth

hat dafür Stahlstiche anfertigen lassen, eine Subskription eröffnet, von welcher er sich einen Gewinn von 5000 Thalern verspricht. Jetzt wartet er seit vielen Monaten vergebens. Er fragt Sonderrath, ob er das Manuskript endlich mitbringe, und als der Dichter dies verneint, bricht abermals ein Sturm der Entrüstung aus. Seybold stimmt zu; Sonderrath, jovial und gutmütig, verspricht, sich zu bessern, und Seybold erklärt, er werde ihn in seinen Heimatsort zurückbegleiten und so lange einschließen, bis er sein Manuskript beendigt habe. Aber Sonderrath hat vorher von den Blaustrümpfen erfahren, daß um halb drei Uhr ein Dampfschiff, von Studenten gemietet, zu einer vierzehntägigen Vergnügungsreise rheinaufwärts fahre, und daß mehrere seiner Bekannten an der Fahrt teilnehmen. Mitten in den lebhaftesten Erörterungen zieht er seine Uhr heraus, um dann ohne Erklärung, ohne Abschied plötzlich zu verschwinden. Vorher wäre er mit Seybold beinahe in ernstlichen Streit geraten, als er über dessen vornehme Freundin, Frau v. Thielen, sich spöttische Reden erlaubte. Seybold erhebt diese Dame in den Himmel; er habe große Verpflichtungen gegen sie, dann sei sie auch genialer als er und Sonderrath zusammengenommen. Nach Sonderraths Weggang bittet und nötigt er Speth, die Gedichte der Frau v. Thielen in Verlag zu nehmen; sonst, droht er, werde er das Abendblatt verlassen, dagegen als Entgelt für den Verlag vierzig Rezensionen liefern, und Speth hofft unter dieser Bedingung ein gutes Geschäft zu machen. Nun erscheint Frau v. Thielen, der „Blaustrumpf von Stande", als vornehme Dame mit einem Bedienten. Speth ist glatt wie ein Aal, höflich, ja demütig; aber schon die Andeutung, daß eine oder andere Abänderung der Gedichte notwendig werden könne, setzt die Verfasserin so in Harnisch, daß sie ihr Manuskript wieder einsteckt und den Laden verläßt, worauf Seybold mit wütenden Blicken sich gleichfalls entfernt. „Perdu!" ruft

Speth, der nun nicht blos den Verlag, sondern auch die vierzig Rezensionen verloren hat. Doch tröstet er sich noch mit dem Gedanken an die Besserung Sonderraths. Da hört man das Studentenschiff abfahren; unter den Reisenden erkennt die Tochter Ida Sonderrath, und verzweiflungsvoll wiederholt Speth noch einmal das Wort „Perdu" [1]).

Man sieht, das Stück ist nicht eigentlich ein Drama, sondern nur ein dialogisierter Scherz, und mehrere Scenen verlaufen als Gespräche, ohne die Handlung zu fördern. Aber die Charaktere sind hübsch gezeichnet, die Situationen in der That komisch, und an guten Einfällen fehlt es nicht. Was Willibald über Sonderrath sagte, haben wir angeführt. Dieser selbst schildert Fräulein Briesen als „eine mit so unternehmenden weißen Schwungfedern auf dem Kopfe, so eine blaßblaue, als wenn sie sieben Jahr im Mondenschein auf der Bleiche gelegen hätte", und Frau v. Austen als „eine alte wackelige Carcasse, die immer auf dem Stuhle hin- und herrutscht, als wenn sie auf einer siedenden Theemaschine säße". Annette hat das Stück niemals drucken lassen, ja, wie es scheint, gar nicht für den Druck gearbeitet; spricht sie doch Schlüter gegenüber den Wunsch aus, alles zu vermeiden, was als Anspielung auf bestimmte Persönlichkeiten gedeutet werden könnte. Und doch finden die Hauptpersonen in Annettens nächstem Bekanntenkreise ihre Vorbilder. Sonderrath giebt sich nicht blos durch den Namen zu erkennen, auch die Grobheit, mit welcher er die Einladung der beiden Damen zurückweist, erinnert sogleich an den Brief Annettens, der das Benehmen Freiligraths dem litterarischen

---

1) Den Inhalt des Lustspiels habe ich nach Annettens Manuskripten in der „Münchener Allg. Zeitung" vom 26. März 1886 veröffentlicht; jetzt findet sich ein vollständiger Abdruck, leider nach einer sehr fehlerhaften Handschrift, in den Ges. Werken IV, 167.

Kränzchen gegenüber so nachdrücklich verurteilt. Ebenso erkennt man in dem Kritiker Seybold mit der feinen, kurzen, witzigen Ausdrucksweise das Spiegelbild Schückings, wie es gleichfalls in Annettens Briefen erscheint und allen, die ihm nahe standen, in seiner Eigenart sich einprägte. Für Fräulein Briesen hat sehr wahrscheinlich die Bornstedt als Modell gedient, für Frau v. Austen, den Blaustrumpf der guten alten Zeit, eine schon in den Briefen an Sprickmann erwähnte, bejahrte Dame, die Freifrau Johanna v. Achen, die sich mit Musik, Poesie und Malerei beschäftigte und mit dem König Ludwig von Bayern, den sie in Italien kennen gelernt hatte, in Briefwechsel stand. Endlich sind auch dem Blaustrumpf von Stande, der Frau v. Thielen, von Annette selber einige Züge geliehen. In dem folgenden Dialog zwischen Seybold und dem Buchhändler klingt gewiß manches nach, was schon zwischen ihr und Schücking zur Sprache gekommen war:

„Seybold. Haben Sie etwas von der Frau v. Thielen gelesen?

Speth (nickt). Konfus! konfus!

Seybold (erstaunt). Ist's möglich, daß ein Mann wie Sie, der den ganzen Tag sich mit der Litteratur beschäftigt, das Talent so verkennen kann? Diese Originalität! Diese genialen Bilder! Diese —

Speth (bedenklich). Mein lieber Herr Seybold, was ich denke, darauf kömmt es gar nicht an, sondern lediglich aufs Publikum.

Seybold (wegwerfend). Was nennen Sie Publikum?

Speth (gelassen). Was mir die Bücher abkauft und bezahlt. (Pause.)

Seybold. Glauben Sie, das Unternehmen werde sich nicht rentieren?

Speth. Ich fürchte es.

Seybold (nach augenblicklichem Nachdenken). Nein — so etwas Bedeutendes wird durchdringen, muß durchdringen!

Speth. Nach meinem Tode vielleicht, das glaube ich selbst.

Seybold (schweigt verstimmt).

Speth. Sehn Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab —

Seybold (verbeugt sich). Das danke Ihnen der Kuckuck!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird oder nicht; mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte sie zuweilen das Ganze klar machen, und sie thut's nicht.

Seybold (schweigt).

Speth. Ist's nicht so?

Seybold. Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth. Und sie thut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn. Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seybold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie? sehn Sie? — Die schreibt für ihre Kaste, und wenn wir anderen es nicht lesen wollen, so können wir es lassen; aber damit ist mir nicht geholfen. (Kleine Pause.) Wenn sie es will auf eigene Kosten drucken lassen, —

Seybold (schnell). Das geht nicht, das ist schimpflich!

Speth. Oder wenn sie sich zu einer kleinen Änderung herbeiließe —

Seybold. O Jesus! Damit darf ich ihr gar nicht kommen!

Speth. Ja! was ist dann zu machen?"

Weiter als inbezug auf diese schriftstellerischen Eigenheiten darf man aber die Ähnlichkeit nicht suchen; von der „vornehmen

Dame von junonischer Schönheit", die sich von einem Livreebedienten ein Körbchen nachtragen läßt, hatte Annette sicher nur wenig. Auch durfte sie ihrem eigenen Talent kein so weit gehendes Lob spenden lassen, wie es der Frau v. Thielen von Seybold zuteil wird, es sei denn, daß sie die ihr unmäßig scheinende Bewunderung Schückings in diesen Worten verspotten wollte.

Daß sie an anderen Stellen sich selbst nicht schonte, konnte ihr bei Bekannten, die sich in dem Stück getroffen glaubten, keine Verzeihung erwirken. In jenen an die Öffentlichkeit noch wenig gewöhnten Zeiten war man gegen alles, was geschrieben stand, möglicherweise sogar gedruckt werden sollte, äußerst empfindlich. „Mein Lustspiel", schreibt Annette am 21. Juli 1841 an August v. Haxthausen, „worin höchstens einer Persönlichkeit, der Bornstedt, zu nahe getreten sein konnte, ist auch von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie alle erklärt worden; und doch weiß Gott, wie wenig ich an die guten Leute gedacht habe. Schücking und die Rüdiger waren die einzigsten, welche nichts Anstößiges darin fanden, obwohl beiden ihre Rollen zugeteilt wurden und zwar letzterer eine recht fatale [1])." Vor allen sprach Junkmann ohne Rückhalt seinen Unwillen aus; seine Worte mögen nicht wenig beigetragen haben, daß Annette nicht nur den Gedanken an eine Veröffentlichung aufgab, sondern auch nach diesem so ungünstig aufgenommenen Versuch niemals wieder zu einer dramatischen Gestaltung zurückkehrte.

Aus dem Briefe an August v. Haxthausen sehen wir, daß das Lustspiel im Sommer 1841 bereits seit längerer Zeit vollendet war, und nach Schückings Erzählungen darf man annehmen, daß Annette bald nach dem Briefe an Schlüter vom

---

[1]) Ges. Werke IV, 305.

26. April 1840 den ersten Entwurf zu Papier brachte. Hätte sie auch die Ausarbeitung schon im Frühling begonnen, so wäre sie wohl bald unterbrochen worden durch einen Besuch ihrer Freundin Adele Schopenhauer. Aber man muß dies Erlebnis von ihr selber schildern hören. „Ich habe die letzten acht Tage“, schreibt sie am 19. Mai an Schlüter, „in stündlichem Warten auf Adele und deshalb sehr träge und unbequem verbracht, da ich die üble Eigenschaft habe, nichts unternehmen zu können, wenn ich jemanden erwarte, d. h. so stündlich erwarte; ich meine, es sei nicht der Mühe wert, anzufangen, und habe auch nicht die nötige Ruhe. Was sie abhält, weiß ich nicht; aber wohl, daß jeder Tag, den sie noch ausbleibt, nicht durch einen spätern zu ersetzen ist, da sie zu einem bestimmten Termin unabwendbar wieder in Weimar sein muß. So betrübt mich diese Verzögerung; denn es ist wohl das letzte Mal, daß wir in diesem Leben zusammenkommen. Bis Weimar ist ein gar weiter Weg, und unsere beiderseitigen gelegentlichen Reisen zu Verwandten oder Freunden können uns immer nur mehr auseinander, aber nie zusammenführen. . So sehe ich sie noch einmal, und dann — wie Gott will! Ihr Ausbleiben beunruhigt mich, da ich sie wirklich lieb und außerdem viel mit ihr durchlebt habe, zu zweien Malen ein ganzes ereignisvolles Jahr. Für manche Tote oder für immer Ferne war sie mir noch der einzig vorhandene Faden, an den ich meine Erinnerungen knüpfen konnte; so wird mit ihrem gänzlichen Scheiden mir ein großes Stück Vergangenheit erst recht zur Vergangenheit, zu jener dämmerigen, grauen, wo man nichts mehr hört, durch nichts mehr erinnert wird an Dinge, die einem dann sehr bald einer steinalten Zeit anzugehören scheinen. — Mittwochen. So weit war ich gestern, als ein Bote mit der Nachricht von Adelens Ankunft in Münster mich höchlich erfreute und überraschte; sie schreibt: ‚Vielleicht bin ich eben so früh bei Ihnen, wie diese

Zeilen, denn ich erwarte jede Minute den bereits bestellten Wagen.‘ Ich sprang auf vom Schreibtische, und wohin? Vor den Spiegel! Ja, lieber Schlüter, der Panther kann seine Flecken nicht ablegen, und kein Frauenzimmer die Eitelkeit. Ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputierlich präsentieren. Aber, o Himmel! welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopfe! Jedes Haar schien auf dem Punkte, mit seinem Nachbar handgemein zu werden. . Die Kürze der Zeit bedenkend, that ich mein Möglichstes; dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Negligé zum völligen gebracht, als Adele ankam."

„Freitag. Es ist nichts mit diesem Briefe, ich soll ihn nicht vollenden. Meine Mutter ist noch immer nicht von Hülshoff zurück, Adele folglich einzig auf meine Unterhaltung angewiesen, und obendrein ist es so kalt, daß wir heizen müssen, was uns noch näher und unausgesetzter zusammenbringt; und in Gegenwart anderer kann ich keine oder nur die gleichgültigsten Briefe schreiben, weil es mir immer zu Mute ist, als guckten sie mir über die Schulter. So auch jetzt, wo Adele am Ofen sitzt, und ihr Hals, obwohl er eine anständige Länge hat, doch bei weitem nicht bis zu mir herüber reicht. Aber ich kann nichts Nutzes schreiben, und mit Unnützem ist Ihnen nicht gedient."

Seit Februar 1837, als die Freundinnen in Bonn voneinander Abschied nahmen, hatte Adele vieles erlebt. Infolge einer vom Großherzog von Weimar gewährten Pension war Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter nach Jena gezogen, aber schon am 18. April 1838 aus dem Leben geschieden. Adele, die mit zärtlicher Liebe an der Mutter gehangen und in aufopfernder Pflege sich erschöpft hatte, fühlte sich niedergedrückt, vereinsamt, um so mehr, als sie an ihrem Bruder, dem mit der Mutter schon lange veruneinigten Philosophen, gar keinen Halt fand. Mit Annette war sie in beständigem Brief-

wechsel geblieben; wir kennen das Interesse, mit welchem sie das Erscheinen der Gedichte verfolgte, und da sie nach dem Tode der Mutter selbst mit schriftstellerischen Arbeiten sich zu beschäftigen begann, mußte sie auf den Rat und das Urteil der bewunderten Dichterin und schon deshalb auf ein längeres Zusammensein großen Wert legen.

Annette war nicht ohne Sorge, die Freundin, in so ganz verschiedenem Kreise aufgewachsen, möge in Münster nicht gefallen, vielleicht der strengen Mutter Anstoß geben. Aber Adele besiegte bald alle Vorurteile; in Münster wie in Rüschhaus war man ihres Lobes voll, besonders Schücking, obgleich er nicht verschweigt, „daß die Grazien in empörender Weise von ihrer Wiege ferngeblieben seien". . „Die große knochige Gestalt", schreibt er [1]), „trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit; er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte. Aber ein Paar ernste, treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen zu fühlen, von einem Charakter von seltener, anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang." Schlüter faßt sein Urteil in ähnliche Worte. Im Tagebuche seines Vaters findet sich am 31. Mai ein Besuch Annettens und Adelens und ein anregendes Gespräch über Goethe und Bettina von Arnim erwähnt; Schlüter selbst bezeichnet im Juni 1840 einen Abend bei Carvacchi als „interessant durch die Anwesenheit der beiden Freundinnen". In Rüschhaus ergötzte sich Adele insbesondere an dem reichen Insektenleben im Teiche, das sie eine Welt im kleinen nannte, und an dem Singen der Vögel im nahen Wäldchen, das eben

---

[1]) Lebenserinnerungen I, 144.

damals im Frühling von den Stimmen der Drossel, des Kuckucks und des Wiedehopfs belebt wurde [1]). Sie widmete Annette und Schücking eine Zeichnung, auf der zwei Kinder einen geflügelten, ihnen entschwebenden Stern zu haschen suchen. Auch bewahrt man noch ein possierliches Bildchen, das Adele für Annette malte; ein Zwerg duckt sich unter eine Distel, darunter liest man:

„Ich bin klein und muß mich ducken;
Wenn's Glück regnet, so bleib ich trucken,
Wenn's aber Unglück regnet oder schneit,
Da werd' ich nasser als andere Leut'."

Mit schwerem Herzen ließ Annette die Freundin ziehen. Ihre Befürchtung, die Scheidende möge ihr in weiter Ferne verschwinden, erfüllte sich nicht; Adele kehrte nach Bonn zurück und blieb in engster Verbindung mit Frau Mertens, in deren Hause sie auch am 25. August 1849 ihre Tage beschloß. Ob aber Annette ihr bei späterem Verweilen in Bonn wieder begegnete, weiß ich noch nicht anzugeben.

In dem einfachen Lebensgange der Dichterin tritt dieser Besuch einer Freundin schon als ein bedeutendes Ereignis hervor. Aus dem übrigen Teil des Jahres 1840 ist wenig, was zu melden wäre, bekannt. Für den Sommer war der Besuch der Frau v. Laßberg mit ihrem Gemahl und den Kindern erwartet; aber vergeblich. Am 7. August 1840 schreibt Laßberg dem Germanisten Franz Pfeiffer: „Unsere westfälische Reise haben wir wirklich für dies Jahr aufgegeben. Wir erwarten nun Jennys Mutter und Schwester, welche den Herbst und Winter bei uns zubringen und im Frühling uns mit sich nehmen sollen [2])." Indessen auch dieser Plan kam nur teilweise zur

---

[1]) Anmerkung Schlüters zu den Briefen, S. 209.

[2]) Briefwechsel a. a. O., S. 266.

Ausführung. Am 22. August giebt Annette der Schwester Nachricht, die Mutter treffe schon Vorkehrungen für die Abreise; ihr selbst aber sei es unmöglich mitzukommen, weil es ihr durchaus an Geld fehle. Es war ihr grenzenloser Wohlthätigkeitssinn, der sie aller Mittel beraubt hatte, und man liest nicht ohne Rührung, wie sie seine Äußerungen bei der Schwester beinahe entschuldigen, der Mutter sogar verheimlichen möchte. Bedrängten beizustehen, war ihr Bedürfnis, und was sie in jenem frühen Gedicht für die arme Frau in Driburg von anderen erbat, säumte sie nicht, so bald als möglich selbst zu leisten. Ihre Briefe klagen nicht selten in humoristischen Worten, daß man sie ausbeute und ihre kleinen Mittel übermäßig in Anspruch nehme; aber ihr Herz ließ es dann doch nicht zu, einen Bittenden, solange sie selbst etwas besaß, ungehört abziehen zu lassen. Wie oft hat sie einem armen Studenten aus der Not geholfen, wie oft für ganz Unbekannte sich bemüht! Ihre Tante Ludowine hatte zu Anfang der dreißiger Jahre in der Nähe von Hinnenburg ein „Klösterchen" gestiftet, in welchem sie verwaiste oder arme Mädchen selbst erzog, um sie dann als Dienstboten unterzubringen. Dabei fand sie keine bessere Gehülfin als Annette, und in dem darüber gepflogenen Briefwechsel werden die Eigenschaften und Aussichten von Emilie, Marie, oder wie die Namen sonst lauten, mit der teilnehmendsten Sorge besprochen [1]). Aber auch dabei zeigt sich Annettens treffender, richtiger Verstand; man darf nicht glauben, daß sie ohne Überlegung, aus Schwäche oder Laune gegeben hätte. In Eppishausen behelligte sie ein junger Mensch, „der sich für ein Genie hielt", mit endlosen Klagen, daß seine Mittellosigkeit ihn nötige, Handwerker zu werden. „Könnte ich ihm einen anderen Weg öffnen",

---

[1]) Vgl. Claassen, A. E. v. Droste-Hülshoff, ein Denkmal, Gütersloh 1882, S. 92.

schreibt Annette an Schlüter [1]), „ich thäte es nicht; sein Talent scheint mir bei weitem nicht ausreichend, und besser ein satter Handwerker, als ein mittelmäßiger, halbverhungerter Maler oder Poet." In der Zeit, von welcher wir jetzt reden, war es dagegen gerade ein Maler, der ihre Sorge vornehmlich in Anspruch nahm: der münsterische Maler Sprick, nicht unbegabt, aber trotz allen Fleißes mit einer zahlreichen Familie in kümmerlichen Verhältnissen lebend. Annette war der gute Geist des Hauses, Patin eines der Söhne, Trösterin des Vaters. Wenn es gar zu übel stand, bestellte sie kleine Portraits von Verwandten oder Freunden, gewöhnlich zum Preise von zwei Louisdor. Sie gesteht der Schwester, daß sie im Laufe des Jahres schon fünf solcher Nothelfer habe anfertigen lassen, kein geringer Anspruch an ihre kleine Rente; auch, setzt sie hinzu, wisse die Mutter nur von zweien und sei doch schon ungehalten. Die Schwester, damit nicht zufrieden, erbot sich, alle Kosten der Reise auf sich zu nehmen, aber Annette beharrte bei ihrem Vorsatz. Zu den früheren Beweggründen kam noch, daß sie ein ihr besonders liebes Kind des Bruders während andauernden Siechtums zu pflegen wünschte. So blieb sie denn, als Frau v. Droste am 23. September nach Meersburg abreiste [2]), allein in Westfalen zurück. Bald finden wir sie wieder in eifriger Arbeit, und wenn wir uns noch einmal in die Scenen des eben skizzierten Lustspieles versetzen, so möchte der Buchhändler Speth wohl getröstet worden sein, hätten Seybold und Frau v. Thielen für den leichtsinnigen Sonderrath so wirksamen Ersatz geboten, als jetzt Annette und Schücking für die Versäumnisse Freiligraths.

„Das malerische und romantische Westfalen" ließ noch immer

---

[1]) Briefe, S. 68.

[2]) Annette an Frau v. Laßberg, 23. September 1840. Am 3. Oktober kam Frau v. Droste in Meersburg an.

auf sich warten; seit dem Herbst 1839 blieb Freiligrath dem Werke entfremdet. Das herrliche einleitende Gedicht war ihm gelungen; aber als er mit der Prosa begann, stellten sich unerwartete Schwierigkeiten ein. Im nächsten Jahre, als seine Verlobung dazwischen trat, kam er noch weniger zur Arbeit. „Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über“, schreibt er am 7. September 1840 an Schücking, „wirst Du Dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westfalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Langewiesches Vorschlag an Dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse, mehr Begeisterung; der Lambertiturm schaut Dir ins Fenster, dem Friedenssaal kannst Du's, die Haide rauscht um Dich herum — ich möchte meinen Freistuhl keinem lieber cedieren als Dir [1].“ Man sieht aus diesen Zeilen, daß der Verleger an Schücking den Antrag gerichtet hatte, das von Freiligrath vernachlässigte Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Schücking nahm an, aber, wie er selbst bemerkt, unter Bedingungen, die ihm zu einer gründlichen Ausführung weder Zeit noch Muße ließen. Er möchte auch schwerlich fertig geworden sein, denn schon der nahende Winter machte es unmöglich, Westfalen zu durchstreifen und die ihm noch unbekannten Landstriche aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Hier trat Annette helfend ein. Gerade was Schücking fehlte, besaß sie: genaue Kenntnis der Gegenden an der Oberweser, im Paderbörnischen und im Sauerland, und mit dem doppelten Vergnügen, über die Heimat zu schreiben und einem Freunde zu nützen, nahm sie an der Arbeit teil. In ihrem Nachlaß findet sich noch ein großer,

---

[1]) Schücking, Lebenserinnerungen I, 130. Buchner, Ferdinand Freiligrath, Lahr 1882. I, 353.

ganz mit ihrer kleinen Schrift bedeckter Foliobogen, welcher, außer den Gedichten „Die Gründung Kappenbergs“ und „Das Fegefeuer des westfälischen Adels“, eine beträchtliche Zahl von Ortsbeschreibungen enthält, so die von Büren, Fürstenberg, Bruchhausen, Velmede, Meschede, Klusenstein und Arnsberg, alle in das letzte Drittel des Buches gehörend, das vornehmlich der Beschreibung des Sauerlandes gewidmet ist. In den beiden ersten Dritteln möchten einige Örtlichkeiten an der oberen Weser, der Köterberg, Herstelle, Corvey, von Annette selbst oder doch nach ihren Andeutungen beschrieben sein. Nimmt man noch hinzu, daß sie den Sagen und historischen Stoffen, die sich dafür zu eignen schienen, die poetische Form gab, so ist es ein seltener Beweis schriftstellerischer Bescheidenheit, daß weder auf dem Titel noch in dem Buche selbst die geringste Andeutung von ihrer Beteiligung zu finden ist. Freilich, wer sich nur einigermaßen auf Eigenheiten des Stils versteht, wird leicht in dem Buche auf verschiedene Verfasser schließen und Annettens Ausführungen vor denen ihres Mitarbeiters bei weitem den Vorzug geben. Schückings Anteil zeigt sich in seinen überschwenglichen, zuweilen wenig zur Sache gehörigen Phrasen noch deutlich als eine Jugendarbeit, die wohl damals Annettens Beifall ebenso wenig erworben hat, als sie dem Verfasser in späteren Jahren genügte. Denn wenige Schriftsteller haben ihre Erstlingswerke strenger beurteilt, als Schücking, und wenige eine so durchgreifende Umwandlung ihres Stils und ihrer Darstellungsweise vorgenommen. Zum Beweise braucht man blos mit der ersten Auflage des Werkes die zweite — von 1872 — zu vergleichen, in welcher auch Annettens Mitwirkung und die Orte, welchen durch ihren Aufenthalt und ihre Poesieen eine dichterische Weihe zuteil geworden war, verdiente Berücksichtigung finden. Noch vor Ende 1840 erschien die zweite Lieferung, welche auf dem Titel neben Freiligrath Levin

Schücking als Verfasser nennt. Die 3.—10. Lieferung folgten im Laufe des Jahres 1841 [1]).

„Das malerische und romantische Westfalen" ist unter Schückings Werken nicht das einzige, bei welchem — eine in Deutschland so seltene Erscheinung — die gemeinschaftliche Arbeit zweier Schriftsteller hervortritt. In seiner Selbstbiographie fand er noch öfters Veranlassung, sich des uneigennützigen Beistandes seiner Freundin zu erinnern. Für seine Schrift „Der Dom zu Köln und seine Vollendung" (Köln 1841) lieferte sie das Gedicht „Der Meister des Dombaus, ein Notturno" — in den Gedichten „Meister Gerhard von Köln". Unter den wenigen Büchern, die sie besaß, befand sich eins, betitelt: „**Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam 1650.**" Dieser Fundgrube abenteuerlicher Geschichten im Geiste des 17. Jahrhunderts entnahm Schücking das Motiv seiner Erzählung „Der Familienschild." Ein französischer Adeliger, Valerian de Moussard, jung, leidenschaftlich, gewaltthätig, verliebt sich in ein bürgerliches Mädchen, Jeanne Prestot, ersticht den Bruder einer ihm zugedachten Braut im Duell und sucht sich, um den blutigen Duellgesetzen Richelieus zu entgehen, mit seiner Geliebten auf einer abgelegenen Familienbesitzung, Schloß Moyencourt, zu verbergen. Aber auch hier finden ihn die Bewaffneten des Kardinals. In Paris steht ihm der sichere Tod bevor; so läßt er es lieber auf eine Belagerung ankommen, und als die Feinde durch die gesprengten Thore eindringen, tötet er seine Geliebte und sich selbst auf einem vorher errichteten Scheiterhaufen, sodaß von dem unglücklichen Paar nur wenige Knochenreste und

---

[1]) Die Gedichte über die Ermordung Engelberts (S. 182) sind von Annette auf die Rückseite eines Briefes von ihrem Bruder vom 23. April 1841, also nach diesem Zeitpunkt geschrieben.

ein erst einige Monate alter Sprößling übrig bleiben, während an den ausgebrannten Mauern des Schlosses das geborstene Familienwappen den trüben Ausgang eines großen Geschlechtes kennzeichnet. Als Annette diesen Stoff ihrem Freunde zur Bearbeitung empfahl, war vielleicht der Gedanke einer Fortsetzung schon in ihr lebendig. Sie hat den Entwurf auf zwei Blättchen verzeichnet, nur andeutend, aber doch so, daß man ihre Absichten klar erkennt. „Lange Zeit", heißt es, „ist vergangen; eine andere Familie bewohnt Moyencourt, bestehend aus den Eltern, zwei Töchtern und einem Sohne. [Dazu kommt] ein junger Verwalter, Schäumer. — Über der Thür [zeigt sich noch] das geflickte Wappen, das der alte Moussard, dessen Familie ausgestorben ist, hatte wieder aufrichten lassen. — Ein das Mittelalter liebender Geschichtsforscher, dort zum Besuche, betrachtet es mit dem [neuen] alten Herrn; der sagt, es werde noch einem auf den Kopf fallen; er wolle es wegschlagen lassen. Sein Sohn sagt, das Wappen müsse darauf warten, den letzten Zweig der Moussards zu erschlagen, der, wie die Prophezeiung gehe, auf dem Grabe seiner Eltern sterben werde. Der alte Moussard habe den Fluch ausgesprochen über den Sohn der Jeanne, als man ihn den letzten Zweig der Familie genannt, sei wahnsinnig geworden und habe im Wahnsinn immer behauptet, so werde es geschehen. Es sei aber keiner mehr da. — Das Wort Moussard etymologisiert von mousser, schäumen. Man neckt den jungen Schäumer, ob er allenfalls ein heimlicher Moussard sei; er sagt pikiert, er sei ehrlicher Leute Kind. — Man spricht von Jeannes Kinde, was ein Kreuz als Muttermal getragen, aber früh ertrunken sei, wie der alte N. N. versichert. — Man geht spazieren im Park, will ein Lusthaus dort bauen; das junge Volk will den Grund abstechen, findet den Grabstein, der Baron hält es für einen Tisch, man findet eine verwitterte Grabschrift: Val. M. & Je. Pre. $\frac{m}{=}$. Der Antiquar übersetzt: Vale Munde! Jesus

pretium mihi, sucht nach den Namen und bedauert, daß sie nicht zu finden, — vermutet, daß sie an einer gewissen Stelle gestanden. Der alte Baron wird ganz gerührt vom Betrachten, der junge Baron legt sich auf den Stein, das Mädchen weint. Man geht fort, ohne den Stein wieder zu verschütten, will ihn aber auch nicht aufgeben, aus Pietät. Als sie [ins Schloß] zurückkommen, sehen sie durchs offene Fenster den Verwalter in Hemdsärmeln, aufgekrempt, vor dem Spiegel; er sieht sie und streift die Ärmel geschwind beschämt nieder. Nach einer Weile ist das Fräulein mit einem der Gesellschaft verlobt; der Verwalter sehr still; man glaubt ihn verliebt in das Fräulein, findet ihn sentimental geworden, und daß er Gedichte macht und Tagebücher schreibt. Der Antiquar will nach der Hochzeit abreisen, sieht noch einmal das Wappen an; ein Stück fällt herunter und verletzt ihn. Der Baron ruft schnell den Verwalter, um es auf der Stelle herabschlagen zu lassen. Er gerät in große Bewegung und will nicht; der Baron befiehlt und ruft vorübergehende Arbeitsleute. Eine Leiter wird angesetzt, der Verwalter reißt mit Heftigkeit dem einen den Hammer aus der Hand, sagt: wenn es denn herunter soll, so soll es kein anderer wie ich herabschlagen, steigt hinan und schlägt so heftig dagegen, daß es [sich] auf einmal loslöst, ihn mitsamt der Leiter umwirft, und ein nachfolgendes Stück trifft ihn in die Schläfe, daß er auf der Stelle tot ist. Große Bestürzung; die Leiche ist aufgestellt, der Herr geht in sein Zimmer, um die ihm gehörenden Papiere vor der vielleicht erfolgenden Versieglung daraus zu holen. Er bleibt lange aus. Einer trifft ihn vertieft lesend in einem Hefte, was man als das Tagebuch des Verwalters erkennt. Er kömmt sehr still und bewegt zum Vorschein. Bald darauf tritt er in das Zimmer, wo die Leiche steht, und eine mit dem Leichenhemde beschäftigte Nähterin, die hinter der Fenstergardine sitzt, sieht ihn den Ärmel des Toten

aufstreifen, mit dem Kopfe schütteln und fortgehn; er stiftet eine Seelenmesse für den Schäumer und läßt ihn unter dem Grabsteine begraben, nachdem er den Platz dazu hat weihen lassen. Man findet Gebeine und die Reste von zwei Särgen, hält sich aber nicht dabei auf. Auf die Anfrage, weshalb? sagt er: Nach dem Wunsche des Verstorbenen."

Nicht ohne Interesse vergleicht man, wie Schücking in seiner Erzählung, welche im Morgenblatt vom 24. April — 4. Mai und vom 1.—8. Juli 1841 in zwei Abteilungen erschien, den Plan Annettens benutzt und verändert hat. Er folgt ihr beinahe bis zur Katastrophe, nur daß der Verwalter, der Sprößling des alten Geschlechts, von einer Tochter des neuen Besitzers entschieden begünstigt wird. Das herabstürzende Familienwappen trifft nicht den Verwalter allein, sondern das liebende Paar, aber zum Glück das Fräulein nur leicht, den Verwalter nicht tödlich. Während er der Genesung entgegengeht, kommt die Neigung des Fräuleins deutlich zum Vorschein, was zunächst freilich nur die Entfernung des Verwalters vom Schlosse zur Folge hat. Aber nun bricht die große Revolution aus, und in der allgemeinen Verwirrung ist der Baron sehr erfreut, seinen früheren Verwalter als Beamten der Republik mit der dreifarbigen Schärpe wieder erscheinen zu sehen, dessen Schutze er sich selbst mit seinem Schloß und, wie zu denken, auch das Glück seiner Tochter vertrauensvoll übergeben kann.

Ganz unverändert hat Schücking einen Beitrag aus Annettens Feder in einen seiner Romane aufgenommen, in seinen ersten Roman, in welchem Schriftsteller gewöhnlich sich selbst und eigene Erlebnisse zur Darstellung bringen. So schildert auch Schückings Erzählung: „Eine dunkle That" in dem vornehmen Stiftsfräulein, welches mit antiken und mittelalterlichen Schriftstellern vertraut ist, Gemälde sammelt und auf dem Klavier ihren musikalischen Gedanken freien Lauf läßt, seine Freun-

din, und in dem von der Universität zurückgekehrten, vielfach bedrängten jungen Menschen sich selbst. Dazu hat er manches von gemeinsamen Erinnerungen aufgenommen: Anekdoten, die Annette zu erzählen pflegte, z. B. die von der Bauernfrau, welche ihren Mann „totbeten" wollte. In dem Schloßgeistlichen von Hohenkranegk erkennt man schon nach seiner Ausdrucksweise und ganz besonders an den Schuhen, „die Violinen glichen", den braven Hausgeistlichen Wilmsen von Hülshoff; und die „römische Margaret" war zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ihre zahlreichen Wallfahrten als „römische Lisbeth" in Münster wohlbekannt, freilich gewiß ohne Ahnung, daß sie so dunkele Greuelthaten abbüßen müsse, als ihr ein Landsmann später andichtete.

Auch die von Annette eingefügte Episode, die reizende Schilderung des Stiftsfräuleins, ist unverkennbar in manchen Zügen ein Selbstportrait. Das Kuriengebäude darf man wohl in dem nahe bei Hülshoff gelegenen, jetzt größtenteils verschwundenen Stift Hohenholte suchen; noch mehrere Beigaben und Anekdoten mögen daher stammen und ursprünglich für das 13. Kapitel von „Bei uns zu Lande auf dem Lande" bestimmt gewesen sein. Der Roman erschien erst 1846 in Leipzig, aber die ersten Kapitel schon im Morgenblatt vom 16. bis 18. Februar 1842.

Neben der Beihülfe für Schückings Arbeiten wurden jedoch die eigenen nicht vernachlässigt. Die eifrige Mitwirkung für das „malerische und romantische Westfalen" führte beinahe mit Notwendigkeit zu dem Gedanken, sich auch selbständig an der Beschreibung des Landes zu versuchen. Ich lasse dahingestellt, ob die weit später veröffentlichten „Bilder aus Westfalen" der ersten Anlage nach in diese Zeit gehören; lockender erschien jedenfalls der Versuch, die Aufgabe in eigentümlicher, dichterischer Form zu lösen, und dazu war sogar in früheren Jahren schon

die Anregung gegeben. Wir erinnern uns, daß bald nach dem Erscheinen der Gedichte Amalie Hassenpflug und die Bökendorfer Freunde zu der Abfassung eines Buches über Westfalen rieten, das den Zustand des Landes, wie Annette es in frühester Jugend gekannt, insbesondere die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Bewohner schildern sollte. Annette, dem Plan an sich nicht ungeneigt, ließ ihn doch zunächst hinter dem Wunsche, das geistliche Jahr zu vollenden, dann hinter anderen Arbeiten zurücktreten; aber seine Vorteile blieben unvergessen, und am 23. März 1841 [1]) schreibt sie an Schlüter, sie sei jetzt ernstlich willens, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Bracebridge-Hall über Westfalen zu schreiben. Das Schema zum ersten Teil, Münsterland betreffend, sei schon gemacht, „und das ist für mich ein großer Schritt", setzt sie hinzu; „denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell." . . „Es wird drei Abteilungen enthalten", erzählt sie weiter, „und den verbindenden Faden giebt der Aufenthalt eines Edelmanns aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande (erste und stärkste Abteilung), der dann mit dieser Familie ihre Verwandten im Paderbornischen besucht (zweite Abteilung) und durchs Sauerland zurückkehrt, wo sie auch einige Zeit bei Verwandten und Freunden verweilen (dritte und kleinste Abteilung). Diese sind die drei hervorstechendsten Provinzen Westfalens und zudem die einzigen, wo ich hinlänglich eingebürgert bin, um

1) In der Ausgabe der Briefe (S. 155) ist dieser Brief vom 23. März 1840 datiert und einem Briefe vom 26. April 1840 vorgesetzt; er gehört aber in das folgende Jahr, denn die darin erwähnten Ereignisse, der Tod des Hausgeistlichen Wilmsen, der Aufenthalt der Frau v. Droste in Meersburg, sowie die Eröffnung eines westfälischen Provinziallandtages, fallen nicht in das Jahr 1840, sondern 1841.

festen Grund unter mir zu fühlen. Es werden alle normalen Charaktere, Sitten, Institute, so z. B. Damenstifte, Klöster, Sagen und Aberglauben dieser Gegenden darin vorkommen, teils geradezu in die Scene gebracht, teils in den häufig eingestreuten Erzählungen. Ich hoffe Gutes von dem Buche, bin aber keines Menschen Beifall weniger gewiß als des Ihrigen, da Sie einen entschiedenen Widerwillen gegen Hexen, Spuk und Vorgeschichten haben, und von allem diesen darin vorkommen wird, zwar natürlich fast allein in sagenhaften Erzählungen, also nicht stoßend als krasse Unwahrscheinlichkeit; aber ich weiß, Sie mögen dergleichen in keiner Gestalt. Es ist mir leid, etwas schreiben zu müssen, wobei ich nicht, wie es mir einmal eine liebe Gewohnheit geworden ist, denken kann, was mein lieber Schlüter dazu sagt, oder wo es vielmehr ein zweifelhaftes Resultat giebt, wenn ich es denke; doch kann ich nicht anders, da diese Dinge zu eng mit dem Volkscharakter verknüpft sind, und ich hoffe durch anderes in dem Buche meinen liebsten Freund zu versöhnen." In ihrem Nachlaß findet sich in der That auf einem Oktavblatt unter dem Titel „Westfalen 1795 oder Bei uns zu Lande auf dem Lande" der Entwurf der ersten Abteilung, welcher dann in einer Reinschrift auf zwei Folioseiten bereits einige Erweiterungen erfahren hat. Er entspricht durchaus den Angaben des Briefes, läßt aber außer dem Lausitzer Edelmann, dem Erzähler, auch noch einen Herausgeber des Buches auftreten. „Ich bin ein Westfale", erzählt er, „Rentmeister, habe studiert und möchte jetzt, wo so viele über Westfalen schreiben, die nichts davon wissen und Personen aufführen, die der Westfale kaum für seine Nebenmenschen halten kann, zudem seine Eigentümlichkeit seit lange so abgenommen hat, daß ein junger Mitbürger das Frühere gar nicht erkennt, auch etwas schreiben, was seine alten Einrichtungen, Sitten rc. im Andenken erhielte. Leider bin ich auch fast zu jung, und meine Erinnerungen nur dunkel. Da

hat mir das Glück das Manuskript eines Lehnsvetters einer benachbarten Familie in die Hände gespielt, der wegen Lehnsverhältnissen, ein geborener Lausitzer, den Sommer hier bei [einer] benachbarten Familie zubrachte, die leider ausgestorben ist — das Fräulein an der Schwindsucht, — der junge Herr, nescio, und die Güter sind nun dem Sohne des Lausitzers zugefallen, der sie meinem Herrn verkauft hat. Der Lausitzer selbst vergaß, da er schnell abreisen mußte, weil sein Bruder krank geworden, das Manuskript; dort angekommen, ward er von dem Kranken angesteckt und starb, während der andere aufkam. So blieb das Manuskript hier in der Bibliothek liegen, wo ich es gefunden." In dem ersten Kapitel erzählt dann der Lausitzer Edelmann selbst, wie er nach Westfalen gekommen, wie der Charakter des Landes, die Eigentümlichkeit seiner Einwohner, der Empfang in dem verwandten Hause auf ihn gewirkt. Im zweiten Kapitel wird die Familie, der fromme Herr mit seinem Klavierspiel, seinen Vögeln, Blumen und Zaubermitteln, die kluge gebietende Hausfrau, die Tochter Sophie, der junge Herr Everwin und eine rheinische Verwandte, Fräulein Anna [1]), geschildert. Im dritten bis sechsten treten noch andere mit dem Haus in Verbindung stehende Personen auf, insbesondere ein Klaviermeister, ein Dichter Junkmann — „hat in Münster studiert, sehr blöde, seine Augen blitzen, wenn etwas erzählt wird, was er schon gedacht hat, sprüht im Zorne Witzfunken wie eine Katze, der man das Haar aufwärts streift" — sodann ein Paderborner Diener, Meister Werner, die alte Amme des Herrn, die Beschließerin Frau Müller und ihr Sohn Klemens, ein halb irrsinniger, von Phantasieen geplagter Mensch, den die gnädige

[1]) Dieser Persönlichkeit begegnet man in dem handschriftlichen Entwurf und in der früheren Redaktion (bei Kreiten, Ges. Werke IV, 48), während sie in der späteren Redaktion (bei Schücking, Ges. Schriften II, 331) nicht mehr erwähnt wird.

Frau mit großer Langmut zur Vernunft zu bringen sucht. Spaziergänge in Wald und Heide bringen die eigentümliche Natur des Landes zur Anschauung. Im siebenten Kapitel bietet eine ländliche Hochzeit Veranlassung, die Sitten der Bauern mit denen des Adels zu vergleichen. Mit dem achten Kapitel bringt ein vornehmer Besuch, des Onkels Dechant, neues Leben und neue Motive in die Erzählung. In seinem weißen Kleide erregt er die scheue Ehrfurcht und, da er mit seinen Augengläsern weit in die Ferne sieht, beinahe die abergläubische Furcht der Bauern. Im zwölften Kapitel setzt ein Ereignis anderer Art das Haus in Aufregung: der Siegelring des Herrn ist gestohlen. Alles ist bestürzt und niedergeschlagen. Die Amme betet in der Kapelle, daß Gott das Übel abwende, der Schweinehirt sichert sogar seinen Futterkasten durch einen Verschluß, endlich fällt der Verdacht auf den Diener des Onkels. Im dreizehnten Kapitel neuer Wechsel infolge eines Besuchs, den der Onkel der Großtante im Stift abstattet. Er findet sie auf dem Violoncell spielend; auch in anderen Künsten und Kunstfertigkeiten ist sie erfahren, bereitet Arzeneien und versteht zwölf verschiedene Obstsorten auf einen Baum zu pfropfen. Besuche bei anderen adeligen Familien lassen merkwürdige Eigenheiten zum Vorschein kommen. Im fünfzehnten Kapitel bildet — wie am Schluß der Ledwina — der Saal mit den alten Familienbildern, darunter einige Gemälde von Ludger tom Ring, den Gegenstand der Unterhaltung; im sechzehnten Kapitel werden Jagd- und Fechtübungen geschildert. Im siebzehnten giebt ein Herr von Galieris, ein heruntergekommener Holländer, Anlaß zu Streitigkeiten und Verwickelungen, bei denen der Gegensatz des guten echten Adels und eines eitlen, auch vom Gesinde verlachten Hochmutsnarren hervortritt. Das achtzehnte Kapitel ist insbesondere den Charakterzügen der Münsterländer gewidmet. Zwischen allem diesen spielt eine Menge kleinerer, zuweilen in

die Gespensterwelt hineinragender Vorgänge, dazu die mehr und mehr hervorbrechende Liebestollheit des armen Klemens, den man des Nachts auf dem Schloßgraben im Kahn umherfahren und seine Sehnsuchtsklagen in die Finsternis hinaussingen hört. Im neunzehnten Kapitel kommt es darüber zwischen ihm und der gnädigen Frau zu einer Auseinandersetzung. Klemens wird gescholten, man sieht ihn zitternd fortgehen, die gnädige Frau ist sehr bewegt, und Junkmann erzählt dem Lausitzer, Klemens habe schon lange seine Augen auf das Fräulein geworfen und jetzt wahrscheinlich sich darüber geäußert. In den folgenden Kapiteln häufen sich die Verwickelungen. Meister Werner, der listige Paderborner, hat durch seine eigennützige Schlauheit schon manchen übervorteilt. Der Köchin hat er weiß gemacht, er könne sie mit sympathetischen Mitteln kurieren; dazu sei aber nötig, daß sie [statt seiner] das Brennholz zwei Stiegen hoch [in die Stube des Herrn] trage. Die Sache kommt aus, weil sie es eines Tages eine andere Stiege hinauf zur Mädchenstube trägt, und der Herr mit einemmale kein Holz hat. Der Herr ist sehr böse, wenn auch nicht völlig ungläubig an das Mittel und die Einwirkung des Teufels. Aber nun findet sich auch, daß Werner es ist, der den Ring gestohlen hat, und man ist doppelt wegen des früher fortgejagten Dieners besorgt, der gar nicht zuhause angekommen ist. Werner muß abziehen, geht aber nicht, ohne sich zu rächen, indem er übelriechende Substanzen in den Kleiderschrank der gnädigen Frau gießt. Eine noch größere Sorge verursacht das Verschwinden des armen Klemens; man hofft, er werde sich auf den Weg nach Wien gemacht haben, aber nur zu bald erfolgt, durch spukhafte Vorzeichen angedeutet, eine schreckliche Aufklärung. Man findet die Laterne des Vermißten — ganz wie in dem Roman „Ledwina“ die Laterne des ertrunkenen Bauern — an einem Strauche über dem Wasser hängend; Leute werden ausgeschickt, ihn zu suchen,

da stürzt das Fräulein halb ohnmächtig wieder ins Haus; auf einem Spaziergange war sie gerade dazu gekommen, als man die Leiche aus dem Wasser zog. Das ganze Haus ist konsterniert. Die Mutter des Verunglückten faßt sich noch am schnellsten; aber das Fräulein muß sich niederlegen, und die gnädige Frau entscheidet, man müsse jetzt die Abreise, nämlich den Besuch der im Paderbörnischen angesessenen Verwandten beschleunigen.

Aus Annettens schon mitgeteilten Worten an Schlüter ergiebt sich, daß dieser Besuch die zweite, und ein sich anschließender Aufenthalt im Sauerlande die dritte und kürzeste Abteilung des Werkes bilden sollte. Sicher fehlte es diesem Plan weder an Mannigfaltigkeit noch an Interesse. Auch die künstlerische Einheit wird dadurch gewahrt, daß die verschiedenen Ereignisse sich sämtlich als Züge eines großen Gemäldes darstellen und von demselben Erzähler, auf den sie ihren Eindruck äußern, vorgeführt werden. In diesem Falle hatten die Bökendorfer Freunde den besten Rat gegeben; es läßt sich schwerlich ein anderer Plan ersinnen, in welchem die Vorzüge der Dichterin sich so glänzend in ihrer Gesamtheit hätten bethätigen können: die seltene Gabe, eine vortreffliche Prosa zu schreiben, die Liebe zur Heimat und die genaue Kenntnis derselben, die Fähigkeit, scharf zu sehen und zu charakterisieren, endlich die Neigung, Geschichten zu erzählen und gerade so zu erzählen, wie es hier durch den Gegenstand gefordert wurde. Bei wenigen Schriftstellern tritt der Unterschied zwischen Witz und Humor so scharf zutage, wie bei Annette. In ihren sämtlichen Schriften findet sich, soweit ich mich erinnere, kaum eine Äußerung, die man im eigentlichen Sinne als witzig bezeichnen könnte; aber welche Fülle von liebenswürdigem Humor! Schon die zwei ausgeführten Kapitel von „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ geben den Beweis, daß die Frage, ob ihr für humoristische Darstellung ein ausreichendes Talent verliehen sei, — eine Frage, die sie in einem

Briefe an Schlüter verneinen möchte, — gegen ihr eigenes Urteil, aber durchaus zu ihren Gunsten zu entscheiden ist. Man liest nicht leicht etwas Anmutigeres als diese „Aufzeichnungen des Lausitzer Edelmanns“, der seine katholischen Verwandten in Westfalen, man könnte sagen, auf dem Hülshofe besucht; denn Annette hat hier, wie schon bemerkt, Gelegenheit genommen, nicht allein der Heimat, sondern auch dem väterlichen Hause, den Ihrigen, sich selber ein Denkmal zu setzen, dichterisch, liebevoll, aber ohne Schmeichelei, das neben den Vorzügen die Schwächen nicht verhehlt. Gerade deshalb ist der Charakter des Lausitzers so glücklich erfunden. Annette mußte Personen und Verhältnisse schildern, die sie liebte, über die sie aber in mancher Beziehung geistig hinausgewachsen war. Diese Stimmung konnte der Fremde, ohne daß es jemand verübeln durfte, zum Ausdruck bringen, und zugleich ließ sich hochnasigen Ausländern, die über Westfalen ein voreiliges Urteil fällten, in seiner Person eine Lektion erteilen. Schon das bloße Schema des Planes erweckt diese Empfindungen. Wie sehr es bei der Ausführung gewonnen hätte, zeigen die beiden ersten und der Anfang des dritten Kapitels, welchen dieser Vorzug zuteil wurde. Wäre das gesamte Werk zur Vollendung gelangt, Westfalen hätte eine Darstellung seiner Zustände in einem noch ganz charakteristisch ausgeprägten Zeitalter erhalten, wie keine andere Provinz Deutschlands. Mit der Freiheit der dichterischen Anordnung würde sich die historische Treue der einzelnen Züge auf das glücklichste vereinigt haben; denn es braucht kaum bemerkt zu werden, daß nicht allein die Familienverhältnisse auf dem Hülshofe, sondern auch die übrigen Personen und Ereignisse — der Entwurf nennt sogar nicht selten echte Namen — dem wirklichen Leben entnommen sind. Und erwägt man weiter, wie selten deutsche Schriften den Humor zur Geltung bringen, ja daß Deutschland zu dem großen Schatz humoristischer Weltlitteratur verhältnismäßig am wenigsten bei-

gesteuert hat, so wird man umsomehr die Nichtvollendung eines Werkes bedauern, das einen so wesentlichen Mangel, wenn nicht beseitigt, wenigstens gemindert hätte.

Worin liegt der Grund, daß Annette von ihrem Entwurf so wenig zur Ausführung brachte? Als sie anfing, war sie voll Feuer. „Es brennt mir wie auf den Nägeln", heißt es in dem Briefe vom 23. März 1841, „und ich möchte lieber Tag und Nacht schreiben, als vielleicht noch drei Wochen die Hände in den Schoß legen und Daumen drehen oder die Wolken studieren." Sie klagt bitterlich, daß „die Grippe vor ihre Arbeit zunächst einen Schlagbaum fallen ließe." Dieser Schlagbaum, dazu die Arbeiten für Schücking und die bei nicht berufsmäßig Schaffenden nur zu häufige Neigung, vieles anzufangen, ohne zu vollenden, scheinen sie vom Ziele wieder abgelenkt zu haben. Leider muß man noch in Anschlag bringen, was schon vor dem ersten Entwurf des Buches in ihren Briefen an Schlüter und ihre Schwester im Dezember 1838 zum Ausdruck kommt: die Besorgnis, eine wahrheitsgetreue Schilderung der Heimat werde bei vielen und gerade in ihrer nächsten Umgebung Anstoß erregen. Was für Erfahrungen hatte sie mit ihrem Lustspiel gemacht! Von der neuen Arbeit mochte sie nicht ohne Ursache Ähnliches, für ihr eigenes Herz noch Empfindlicheres befürchten. „Ich habe mein Buch über Westfalen", schreibt sie am 20. Juli 1841 in dem schon angeführten Briefe an August v. Haxthausen, „bereits angefangen und ein ziemlich Stück hineingearbeitet; es scheint mir ganz gut, und doch verlor ich den Mut, da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte. Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten; nun fürchte ich, jedermann wird es für ein Portrait nehmen und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preisgebe,

mir als eine chamische Impietät anrechnen. — Eben jetzt, heute bin ich zu dem Entschluß gekommen, es meiner Mutter vorzulesen, und ist sie es zufrieden, so schreibe ich weiter; wo nicht, so gebe ich es auf und schreibe etwas anderes. Gott weiß, wie lange wir sie noch haben; mein Vater sagte immer: nach siebenzig ist jeder Tag geschenkt, und sie ist nahe an siebenzig. — Nachher würde mich jedes Wort, was ich gegen ihren Willen geschrieben habe, wie ein Stein drücken [1])."

Falls jener Vorsatz zur Ausführung kam, so hat die Antwort der Mutter, wie sich aus vielem schließen läßt, nicht ungünstig gelautet. Aber eine Stockung der Arbeit war einmal eingetreten, und wir dürfen es noch als glückliche Fügung betrachten, daß Annette, wenn einmal einem andern, wenigstens einem solchen Dichtwerke sich zuwandte, das in seiner mehrfach veränderten, aber gleichfalls noch unvollendeten Form auf ihre Thätigkeit ein nicht geringeres Anrecht besaß. In den Sommer 1841 gehört die letzte Gestaltung der einzigen Novelle, welche wir von Annette besitzen, wenn auch die Entstehung in frühere Jahre hinaufreicht. Schon in dem Briefe an Junkmann vom 4. August 1837 nennt Annette unter den unvollendeten Werken: „eine Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel, im Paderbornischen passiert, rein national", mit dem Bemerken, sie „habe mitunter große Lust sie zu vollenden." Daß sie zwei Jahre später an den Schauplatz der Geschichte wieder versetzt wurde, mag diese Neigung vermehrt haben. Am 24. August 1839 schreibt sie aus Apenburg an Schlüter: „Neulich passierte hier ein lächerlicher Vorfall. Der hiesige Rentmeister ging abends mit der Haushälterin (Frau Schröder) spazieren; plötzlich hört er einen Schuß im Gebüsch,

---

[1]) Ges. Werke IV, 304 fg. Statt „chamische", d. h. an Cham, den Sohn Noehs, erinnernde „Impietät" wird a. a. O. und IV, 10, ich denke ohne genügenden Grund, „chemische" gelesen.

springt hinein und findet den Wilddieb mit noch rauchendem Gewehre, was er ihm sogleich abfordert. Jener setzt sich zur Wehr; nun ruft der Rentmeister: ‚Frau Schrär, Frau Schrär‘. Der Dieb wird blaß und giebt sogleich sein Gewehr ab; nachher sagte er: ‚Ja! ick hebbe my nicht so geschwind gieven, ober as he reip ‚Arquebushair‘, do merkte ick wul, dat he de Gensdarmen by sick habbe.‘ Das Wildbieben und Holzstehlen geht überhaupt noch seinen alten Gang, noch ärger das Kontrebandieren über die Lippesche und Braunschweigische Grenze; man kann nach Sonnenuntergang nicht spazieren gehen, ohne Banditengesichtern mit Säcken zu begegnen, die einen scheu ansehen und dann vorantraben, was die Beine vermögen. Vorgestern in der Nacht hörten wir Geschrei und Schießen vor unserer Pforte. Am Morgen waren überall Wege durchs Korn getreten, wo die Schleichhändler geflüchtet, auch niedergestampfte Flecke hier und dort, als ob zwei gekämpft; weiter haben wir nichts erfahren. Getötet ist somit wohl niemand, verwundet wahrscheinlich einer oder der andere; aber das bleibt still, niemand bekümmert sich darum, gerade wie vor sechszig Jahren. Man muß gestehen, daß Volk und Gegend hier unendlich romantischer sind als bei uns; doch wollen wir lieber behalten, was wir haben.“

Wenn sie gerade die Zeit „vor sechzig Jahren“ nennt, so hat sie offenbar einen Vorfall im Sinne, welcher sich im Herbst 1782 in jener Gegend ereignete. Ein Ackerknecht aus dem Dorfe Ovenhausen, Hermann Winkelhannes, hatte damals einen jüdischen Händler, der ihn vor Gericht gezogen, erschlagen, alsdann die Flucht ergriffen, sodaß man seiner nicht habhaft werden konnte. Da traten bei dem Begräbnis der Bruder des Ermordeten und einige Glaubensgenossen zu dem Drosten des Ortes, einem Herrn v. Haxthausen, mit der Bitte, er möge gestatten, daß der Rabbiner in die Rinde des Baumes, unter

welchem der Leichnam gefunden war, eine Inschrift einschneide, von welcher sie eine besondere Wirkung erwarteten. Der Winkelhannes hatte unterdessen die holländische Grenze erreicht; als Tagelöhner und Matrose diente er auf holländischen Schiffen, wurde dann im Mittelmeer von Piraten gefangen und nach Algier geschleppt. Aus der Gefangenschaft richtet er am 8. November 1787 eines der sonderbarsten Schreiben an seinen Landesherrn, den Fürstbischof von Paderborn: ein Gesuch, man möge ihn auslösen. Aber man ging nicht darauf ein; der Drost bemerkt in seinem Gutachten, man werde den Menschen nur befreien, um ihn in der Heimat den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Zwanzig Jahre später, im April 1807, erschien der Winkelhannes unerwartet wieder im Dorfe. Er verdankte seine Freiheit einer Expedition, welche Hieronymus Napoleon, damals noch Großadmiral von Frankreich, im Jahre 1806 gegen den Dei von Algier unternommen hatte. An der italienischen Küste war der Befreite ans Land gesetzt, mit einem Reisegelde von acht Kronen beschenkt und von da seiner Heimat zugewandert. Kein Gericht beunruhigte ihn mehr, das Verbrechen war verjährt; aber niemand, nicht einmal der Bruder, wollte mit einem Mörder freundlichen Umgang pflegen. Und nun erfolgt das Merkwürdige: der Mensch, der länger als zwanzig Jahre ungebeugt die härteste Sklaverei ertragen hatte, ertrug nicht die Freiheit und Straflosigkeit und die Mißachtung in der Heimat oder vielleicht in der eigenen Brust. Als ihm einst der Drost die Geschichte von dem Baum und den Zeichen, welche die Juden darein geschnitten, erzählte, und wie sie bedeuteten, daß der Mörder keines rechten Todes sterben solle, hat er geantwortet: „O, das sollte ich doch nicht denken; ich habe doch so lange dafür Buße gethan und fest an meinem Glauben gehalten, als sie mich überreden wollten, ihn abzuschwören.“ Aber er kam nicht mehr zur Ruhe. Ehe der Herbst verging, fand man

ihn erhängt in der Nähe des Baumes, der von den Juden fünfundzwanzig Jahre früher zum Rächer des Verbrechens geweiht war. Die Dichterin hatte von dieser Geschichte öfters reden hören und sie zum Gegenstand einer Novelle gemacht, von welcher auch Schlüter schon Kenntnis besitzen mußte. Denn Annette fährt in dem angeführten Briefe ohne weitere Erklärung fort: „Hierbei fällt mir meine Erzählung ein. Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten gelesen, den mein Onkel August schon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ, und dessen ich mich nur den Hauptumständen nach erinnerte. Es ist schade, daß ich nicht früher darüber kam; er enthält eine Menge höchst merkwürdiger Umstände und Äußerungen, die ich jetzt nur zum Teil benutzen kann, wenn ich die Geschichte nicht ganz von neuem schreiben will. Vor allem ist der Charakter des Mörders ein ganz anderer, was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nötigt, mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel passen will. Das Journal wird mir übrigens nicht schaden; es ist gar nicht aufgekommen und schon nach drei Monaten Todes verblichen, auch zwanzig Jahre darüber hingegangen. Herr Carvacchi ist der einzige Mensch, der sich dessen erinnert, weil einer seiner Bekannten (Herr Straube aus Kassel) es herausgab; so fürchte ich die Vergleichung nicht, die sonst jedenfalls zu meinem Nachteile ausfallen würde, denn einfache Wahrheit ist immer schöner als die beste Erfindung."

Das Journal, von dem sie redet, ist die früher erwähnte, von H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal herausgegebene „Wünschelrute", welches in der That nur sechs Monate, Januar bis Juni 1818, in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht erscheinen konnte. In diesem Blatte, in den Nummern 11 bis 15 vom 5.—19. Februar, findet sich unter der Aufschrift „Geschichte eines Algierer Sklaven" der Auszug aus den Akten,

dessen Annette gedenkt, und welchem ich die eben mitgeteilten Thatsachen entlehnte. Wer diese Geschichte liest, begreift Annettens Bedauern, „nicht früher darüber gekommen zu sein“; denn sie enthält gar viele Züge, die ein Schriftsteller vorteilhaft verwerten könnte. Aber freilich die Novelle hätte dann eine ganz andere werden müssen. In der „Judenbuche“ beruht der Schluß auf dem eigentümlichen Dunkel über der Person des Mörders, der sich erst durch den Selbstmord entdeckt. Dieses Dunkel besteht nicht in dem Haxthausenschen Auszug, wo der Winkelhannes seine That nicht verhehlt, auch gar nicht zu verhehlen nötig hat. Die Aufgabe des Novellisten könnte dann nur in der Lösung des auch von Haxthausen hervorgehobenen Problems bestehen, warum der Mensch, welchen zwanzig Jahre der drückendsten Sklaverei nicht zu beugen vermochten, in der Heimat, in der Freiheit seinem Leben gewaltsam ein Ende macht. Ich zweifle nicht, daß Annette diese Aufgabe gelöst haben würde, aber ich zweifle, ob man um diesen Preis das, was wir jetzt besitzen, aufgeben möchte. Auch im übrigen scheint ihre Hoffnung: das Straubesche Journal werde ihrer Novelle nicht schaden, keineswegs durch die Voraussetzung bedingt, daß es für immer verborgen bleibe. Im Gegenteil, es setzt ihre Erfindungsgabe in ein helleres Licht, als ihr Brief vermuten läßt. Denn die Entwickelungsgeschichte des Helden, die Schilderung des Landes, die vortreffliche Charakteristik der Mutter, des Oheims und aller übrigen Personen vom Gerichtsherrn bis zum Schreiber, die ergreifende Schilderung des Weihnachtsabends, beinahe alles, was der Novelle den hauptsächlichen Wert verleiht, ist derselben auch eigentümlich, ja so sehr Annettens Eigentum, daß man eine Vergleichung, die doch immer etwas Ähnliches voraussetzt, nicht einmal vornehmen kann. Abe. selbst wo die Thatsachen eine Vergleichung gestatten, ist die Verschiedenheit meistens auffallender als die Übereinstimmung. Annette versichert freilich

nicht allein in der Novelle, sondern auch in dem Briefe an Junkmann, sie erzähle etwas, „das sich wirklich zugetragen habe; sie könne nichts davon oder dazu thun". Sie giebt so genaue Einzelheiten, daß es beinahe unmöglich scheint, dergleichen ganz zu erfinden; sie nennt das Geburtsjahr Mergels — 1738, die Zeit des Mordes — 1760, die Zeit der Rückkehr — den 24. Dezember 1788. Aber fast alle diese Einzelheiten, die wichtigen wie die unwichtigen, stehen mit den Akten im Widerspruch. Der Mord fällt in das Jahr 1782, die Rückkehr fünfundzwanzig Jahre später; der Winkelhannes wird nicht wegen einer unbezahlten Uhr, sondern wegen eines teuer gekauften Rockes gemahnt; er wird Sklave nicht in Konstantinopel, sondern in Algier und nicht durch ein holländisches Schiff, sondern durch Hieronymus Bonaparte befreit. Auch die Jugenderlebnisse Mergels stimmen wenig mit dem Haxthausenschen Bericht, „der Bauernvogt sei mit dem Winkelhannes als einem frischen, tüchtigen Burschen wohl zufrieden gewesen." Sicher hat man diese nicht poetisch, aber doch historisch irrigen Angaben nur zum geringsten Teile mangelhafter Erinnerung oder unrichtigen Mitteilungen zuzuschreiben; es war Annettens schöpferische Phantasie, welche, durch ein einzelnes hervorstechendes Ereignis angeregt, ein Meisterwerk der Novellistik daraus gestaltete. In verschiedenen Zeiträumen. Wir haben von der Judenbuche drei, auch dem Inhalt nach weit voneinander abstehende Aufzeichnungen, jede von der andern durch ein oder mehrere Jahre getrennt. Die erste muß nach dem Brief an Junkmann vor, wenn nicht in das Jahr 1837 fallen, ungefähr in die Zeit, in welcher die Dichterin den ersten Entwurf der Schlacht im Loener Bruch zu Papier brachte. Sie ist, wie auch der Brief angiebt, nicht vollendet, dagegen noch mit zahlreichen später wegfallenden Einzelheiten ausgestattet. Als Geburtstag des Helden wird der 16. März 1739 angegeben. Der zweite Entwurf, vollständig

auf drei Foliobogen, zeigt im wesentlichen schon die jetzige Gestalt, wenn auch der Ausdruck im einzelnen, die Folge der Sätze und zahlreiche Nebenumstände später verändert wurden. Ich möchte diese Form in die Zeit des Briefes vom 22. August 1839 setzen; ein Anzeichen dafür bilden die veränderten Daten, welche jetzt wenigstens zum Teil den Akten entlehnt oder angenähert scheinen, und den Beweis folgende Worte aus einem Briefe an Henriette v. Hohenhausen vom 14. Januar 1840. „Geschrieben habe ich eine Erzählung, in der mir manches gelungen, aber das Ganze doch nicht der Herausgabe würdig scheint. Es ist mein erster Versuch in Prosa, und mit Versuchen soll man nicht auftreten.“ Eine endgültige Fassung erhielt dieser Versuch erst anderthalb Jahre später. Am 30. Juni 1841 schreibt Annette der Schwester: „Ich habe jetzt eine Erzählung fertig von dem Burschen im Paderbörnschen, der den Juden erschlug, von der Junkmann aber sagt, die Paderbörner würden mich auch totschlagen, wenn ich sie herausgäbe.“ Trotz dieser wenig aufmunternden Prophezeiung erschien die Novelle 1842 im Morgenblatt [1]). Der Druck — das letzte Manuskript ist nicht mehr vorhanden — zeigt zahlreiche Abweichungen von dem früheren Entwurfe, beinahe ohne Ausnahme so zweckmäßig, daß sie den Stoff von Lehrstunden für die Ausbildung einer guten deutschen Prosa abgeben könnten. Wie schade, daß diese treffliche Novelle die einzige geblieben ist, daß die Dichterin so selten einen novellistischen Stoff bearbeitete, oder vielmehr, daß sie so selten die Bearbeitung zu Ende führte! Denn der unvollendeten Ent-

---

1) Morgenblatt 1842, Nr. 96—111, 22. April bis 10. Mai. Infolge einer ich weiß nicht durch wen verschuldeten Nachlässigkeit wird der Tod Mergels in den September 1788 verlegt, während die Folge der Ereignisse notwendig auf das nächst spätere Jahr hinweist; denn ein Mensch, der Weihnachten 1788 in seine Heimat zurückkehrte, kann sich nicht im September desselben Jahres erhängt haben.

würfe sind nur zu viele. Abgesehen von „Ledwina“ und „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ wird in dem Brief an Junkmann von 1837 noch eine „Kriminalgeschichte aus Brabant“ erwähnt. Sie wurde Annette „von einer nahe beteiligten Person erzählt, die einen furchtbaren, durchaus nicht zu erwischenden Räuber fast zwanzig Jahre lang als Knecht in ihrem Hause hatte“. Eine dritte Kriminalgeschichte, einigermaßen der Judenbuche ähnlich, dachte sie in einem Gedicht in mehreren Gesängen zur Darstellung zu bringen, nämlich die Entdeckung eines Mordes an einem Juden, „die ein blinder Bettler dadurch befördert, daß er den Mörder veranlaßt, dieselben Worte auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsche ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte“. Sicher könnte man diesem Gegenstande nur eine novellistische Behandlung in Prosa wünschen. Vorhanden ist von den zuletzt genannten Entwürfen nichts mehr, wenn nicht etwa ein im Besitz der Freiin Elisabeth v. Droste befindliches Fragment mit der ersten, aus Brabant stammenden Erzählung zusammenfällt [1]). Es führt den Titel „Josef, eine Kriminalgeschichte“, reicht aber nicht einmal so weit, daß der Held auftreten könnte. Eine begüterte holländische Dame, Frau v. Ginkel, deren Stillleben in ihrem schön eingerichteten Hause und sorglich gepflegten Blumengarten anmutig geschildert ist, erzählt ihre Jugenderlebnisse; wie sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter von dem nur mit dem Handel beschäftigten Vater einer Gouvernante, Mlle. Dubois, anvertraut wurde, welche, mit dem Kassierer des Hauses in einem Liebesverhältnis stehend, seine Unregelmäßigkeiten und Spielschulden verheimlicht. Nach seinem plötzlichen Verschwinden fehlen 600000 Gulden; der Vater endet in einem Blutsturz, und das 12jährige Mädchen wird nach unerfreulichen

---

1) Abgedruckt in den Ges. Werken IV, 539fg.

Erfahrungen von einem geistlichen Oheim in Pflege genommen. Die Nachtscenen, wie das Kind mit der angstvoll aufgeregten Gouvernante den verstohlenen Ausgängen des Kassierers horcht, wie man ihn über den Flur schleichen, die Thüre öffnen, den Schlüssel klirrend auf das Straßenpflaster fallen hört, sind meisterhaft geschildert; überhaupt verrät das Fragment eine ganz gereifte Darstellungsgabe. Die Entstehung genau zu bestimmen, fehlen leider alle Anhaltspunkte. Dagegen gehört in die zuletzt geschilderte Periode unzweifelhaft noch die schöne Ballade „der Geierpfiff“. Sie entstand, wie man erzählt, infolge einer Wette, da Annette sich vermessen hatte, auf den ersten Titel, der ihr in dem Katalog einer Leihbibliothek ins Auge fiele, ein Gedicht zu machen. Möglicherweise haben wir darin die eine der am 26. April 1840 erwähnten zwei Balladen zu erkennen; denn sie erschien bereits in dem von Th. Echtermeyer und A. Ruge herausgegebenen Musenalmanach für 1841 [1]. Adele Schopenhauer teilt am 11. April desselben Jahres Bemerkungen darüber mit [2], und Freiligrath erwähnt am 20. August 1841 in einem Briefe an Schücking die „vortreffliche Geierpfeiferin Annette Elisabeth“ und setzt hinzu: „Wenn sie mir nunmehr einen ihrer zahllosen geschnittenen Steine schenken will, so bettle recht schön für mich und leg mich zu Füßen. Du hast ja immer davon geschwatzt [3].“

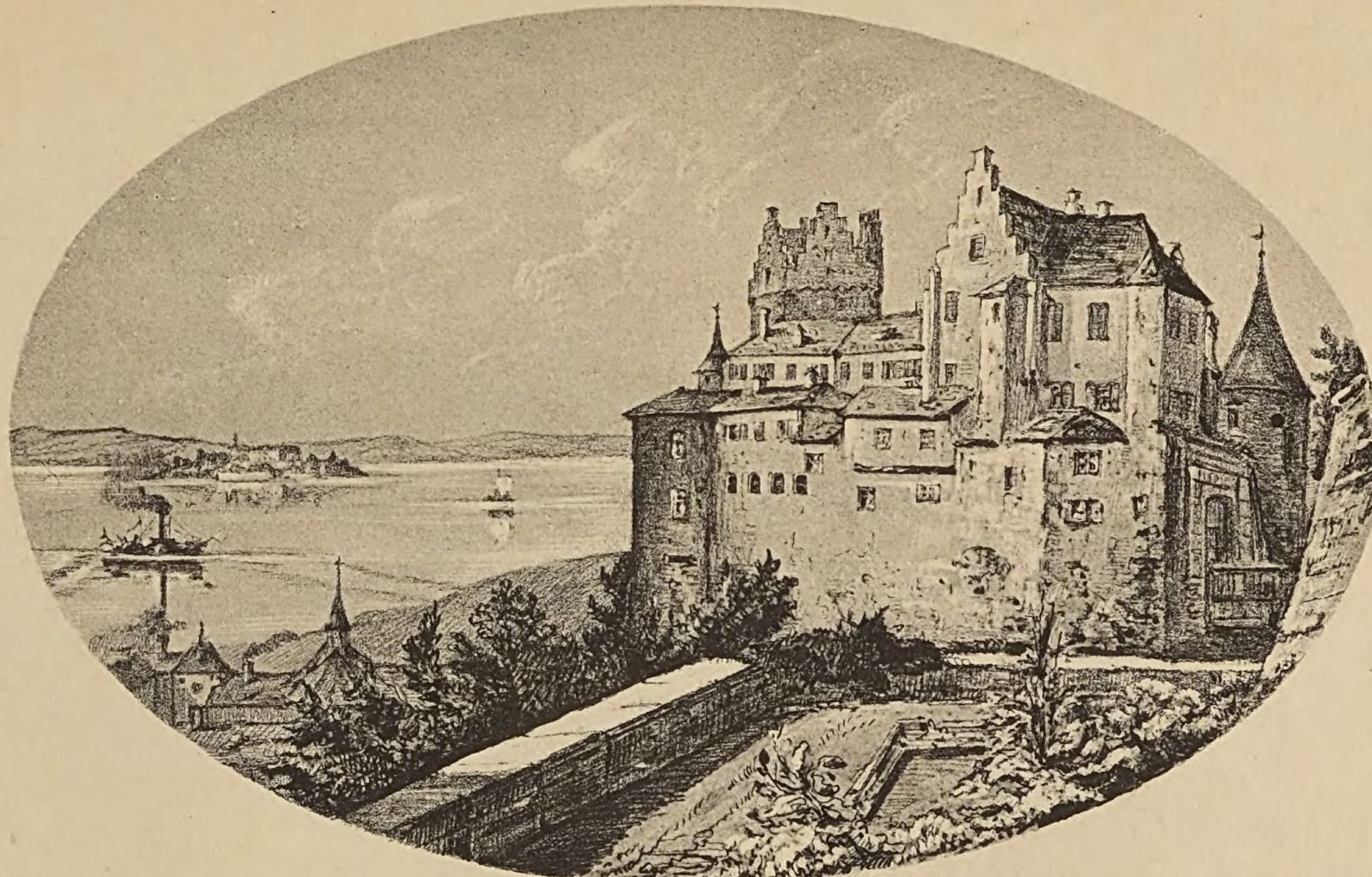
---

[1] Berlin bei M. Simion; der Geierpfiff, unterzeichnet „Annette v. Droste=Hülshoff“, steht S. 72—80. Auch von Schücking bringt der Almanach zwei Gedichte: S. 67 „Jugenderinnerungen“ und S. 70 „Du standst vor mir“. Gütige Mitteilung des Herrn Dr. D. Jacoby. Es sei hier noch bemerkt, daß Annette auf den Wunsch Adele Schopenhauers zu dem von Luise Marezoll herausgegebenen „Frauenspiegel“ 1840—1841 drei Dichtungen: „Der Graue“, „Der Schloßelf“ und „Die Elemente“ beisteuerte.

[2] Ges. Werke II, 487.

[3] Buchner, Ferdinand Freiligrath, Lahr 1882. I, 405.

Überblickt man Annettens poetisches Schaffen seit dem Erscheinen ihrer Gedichte, so darf man es gewiß nicht geringfügig nennen. Aber alles, was sie bis dahin veröffentlicht, man könnte auch sagen, geschrieben hatte, reichte doch nicht aus, die Eigenart und Kraft ihrer poetischen Darstellungsgabe und, worauf es kaum weniger ankommt, die Hoheit ihres Geistes, die Güte und Liebenswürdigkeit ihres Gemütes zum vollen Ausdruck zu bringen. Von den lyrischen Gedichten, welche mit durchschlagendem Erfolge so viele Herzen in der Heimat und in ganz Deutschland gewonnen haben, war noch wenig zu Papier gebracht, wenn sie auch der Idee nach vielleicht schon in diese Zeit gehören. Aber die Knospe harrte der Entfaltung; nur eines geringen Antriebs bedurfte es noch. Merkwürdig, daß er nicht auf heimischem Boden, sondern in weiter Ferne, in veränderter Umgebung erfolgt ist.



Meersburg.

Neuntes Kapitel.

Meersburg. Die neuen Gedichte. 1841—1844.

Die Arbeiten, mit denen wir Annette in letzter Zeit beschäftigt fanden, zogen sich weit in den Frühling von 1841 hinein. Der Winter hatte manches Traurige für sie gebracht: Todesfälle in der Familie, auch das Abscheiden des geistlichen Freundes Wilmsen, dessen treue Anhänglichkeit ihr so wertvoll war, dem sie in Scherz und Ernst so manchen Vers gewidmet hatte und jetzt den tief empfundenen Wunsch „Sit illi terra levis“ in die Gruft nachsandte. Ende Mai kehrte die Mutter aus Meersburg zurück [1]), am 9. August folgte ihr die Tochter mit den Enkelinnen. Aber schon auf der Reise wurden die beiden Mädchen von den Steinblattern befallen; statt nach sechsjähriger Abwesenheit wieder im Kreise lang entbehrter Verwandten zu weilen, mußte Frau v. Laßberg mit den Kranken auf Rüschhaus sich einschließen und bei der Gefahr der Ansteckung auf den Besuch gerade der Nächsten und Liebsten verzichten. Um einigen Ersatz zu gewähren, sollte Annette die Schwester nach Meersburg begleiten; auch deshalb, weil ihr Gesundheitszustand eine Luftveränderung nötig erscheinen ließ. Der Entschluß war so plötzlich

1) Am 25. Mai reiste Frau v. Droste von Meersburg ab.

gefaßt, daß sie von den Freunden in Münster, selbst von Schlüter nur schriftlich Abschied nehmen konnte. Schon „ganz begraben in Kleidern und Papieren, und in all' dem Tumulte, der einer Abreise vorherzugehen pflegt", sendet sie ihm am 19. September noch einen Gruß. „Wir haben uns in diesem letzten Jahre", schreibt sie, „so selten gesehen, daß es mich heute gereut, wenn ich nur daran denke; aber Fahren kommt selten an mich, und vom Gehen bin ich leider so abgekommen, daß der Weg nach Münster für mich mehr ist, als für einen rüstigen Fußgänger eine zehnstündige Tour. Ich hoffe, die reine und milde Seeluft, verbunden mit gutem Entschlusse, werden auch dieses herstellen. Zu arbeiten denke ich auch drüben fleißig, mein angefangenes Buch über Westfalen zu vollenden und die geistlichen Lieder zu feilen und abzuschreiben. Das Nötige dazu steckt schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe wird es mir nicht fehlen, da Jenny mir auf meine Bitte ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten, weiten Schlosse, wo sich doch die wenigen Bewohner darin verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen will, ein Raum, so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logieren und abends die Gäste hingeleiten wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertiert waren. Ist das nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster- und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt mir es nie. . Von meinem Westfalen („Bei uns zu Lande auf dem Lande" ist sein eigentlicher Titel) hoffe ich aber ein Erfreulicheres; ist doch unser liebes Ländchen und unser beiderseitiges Hängen an ihm schon ein gar starker Einigungspunkt. An dem bisher Fertigen glaube ich schon manches zu sehen, was guten Fortgang verheißt, und nur einen hervorstechenden Fehler, zu große Breite an manchen Stellen. Aber dagegen weiß ich Rat; habe ich doch den dritten Gesang meines St. Bernhard gestrichen und von

dem ersten fast die Hälfte. Das Streichen und Feilen muß aber erst nach Vollendung des Ganzen geschehen; während der Arbeit macht es mutlos und unterbricht auch die poetische Stimmung zu sehr. Ich werde überhaupt immer zu breit, da mich die momentane Aufgabe jedesmal ganz hinnimmt und mir somit die Gabe fehlt, Nebendinge sogleich als solche zu erkennen und zu behandeln. Als Gegengewicht ist mir jedoch die Gabe des allerentschlossensten Streichens geworden, und ohne dieses würden meinem Pegasus längst Eselsohren gewachsen sein. Ich wollte, ich säße nur erst an meinem Seeufer und schrieb. Die letzten Tage vor dem Abschiede sind mir eine Körper- und Gemütsqual, und von einer Reise habe ich nie Freude, da ich leider das Fahren nicht vertrage und schon eine Stunde nach der Abfahrt die Sehnsucht nach dem Abendquartiere mein fixer Tagesgedanke wird."

Am 21. September reiste sie ab, in Begleitung der Schwester und der Nichten. Nach einigen wenig bedeutenden Abenteuern, einer unbequemen Nacht auf dem Dampfschiff, einem Unwohlsein in Coblenz, wo Amalie Hassenpflugs Freundin, Gretchen Verflassen [1]), besucht wurde, mag sie Ende des Monats oder zu Anfang des folgenden in Meersburg angelangt sein. Eine Umgebung, anmutiger, erfrischender, hätte sie nicht leicht finden können. Der Freiherr v. Laßberg hatte wohl recht, wenn er nach dem Ankauf seiner neuen Besitzung am 21. Februar 1838 an Uhland schreibt: „In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß ich vorige Woche die Nachricht erhielt, wie daß mir die alte bischöfliche Burg zu Meersburg für den von mir gebotenen Preis von der Domainenkammer zu Karlsruhe zugeschlagen wor-

---

1) Über sie handelt Amalie Hassenpflug in der Schrift „Margarete Verflassen, ein Bild aus der katholischen Kirche", Hannover bei Karl Mayer.

den ist. Eine schöne, große Burg, wohlerhalten (da vor einem Jahre noch das Hofgericht samt dem Hofrichter darinne saß), hell, warm und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewähret. . Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung! König Dagobert von Austrasien baute sie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Konradin seinem Vormunde, dem biederen Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Niclaus, aus dem Minnesänger-Geschlechte von Kiunzingen, hielt 1334 eine 14wöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig den Bayer darinne aus und nötigte diesen, mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wohlangebaut; der Wein, welcher seit einigen Jahren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg mehr als einmal die Erfahrung hiervon machen."

Wer aus dem Hafen von Konstanz in den Bodensee hinausfährt, sieht aus der Ferne die großen Gebäude der alten fürstbischöflichen Residenz von dem erhöhten Seeufer herüberwinken. In der Mitte erheben sich die beiden Schlösser, rechts das neue mit der Säulenhalle, welche Platen eine „Wohnung der Götter" nannte, links davon die uralte Burg der Frankenkönige. Beide waren dem Freiherrn von Laßberg zu dem mäßigen Preise von 10000 Gulden zur Auswahl angeboten; er hatte nicht gerade die bequemere, aber die ältere, historisch merkwürdigere vorgezogen. Steigt man vom Strande den engen Burgweg hinauf, so gelangt man von der Rückseite über eine Brücke durch das alte Thor in einen engen Hof, den verschiedene Gebäude umgeben. Die Hauptmasse wird, wie bei anderen schweizerischen und schwäbischen Burgen, durch ein Viereck gebildet, das den gewaltigen, uralten Turm König Dagoberts umschließt, und an

dessen Ecken wieder kleinere runde Türme sich erheben. Im nordöstlichen, rechts von dem Thore, lag das von Annette schon im voraus beschriebene Zimmer. Nur wenige Schritte führten sie von da in den kleinen Burggarten auf der Mauerzinne nach Süden, wo eine unvergleichliche Aussicht auf den See und über den See auf die Thurgauer Gebirge, den Säntis und den Vorarlberg sich eröffnet. Dazu eine Luft, mild und erquickend, schon südliche Farben und die volle Frische der Schweizerberge. Bei der Schwester fand Annette für ihr poetisches Schaffen rege Teilnahme, in den heranwachsenden Nichten die angenehmste Erheiterung und in den litterarischen Interessen des Schwagers mannigfaltige Anregung. Mit den Eingesessenen und den an diesem herrlichen Ufer zahlreich angesiedelten vornehmen Familien bestand ein freundlicher Verkehr, für die Dichterin nach der übergroßen Einsamkeit auf Rüschhaus eine wohlthätige Abwechselung, und zu gutem Glück hatte sie auch Schücking nach wenigen Wochen wieder in ihrer Nähe. Wir erinnern uns, daß Laßberg schon im Jahr 1839 den kenntnisreichen jungen Mann als Bibliothekar zu berufen dachte. Beinahe wäre Gutzkow entgegengetreten, als er Schücking im November 1840 die Redaktion des bis dahin von ihm selbst geleiteten „Telegraphen" anbot [1]. Glücklicherweise ging aber Schücking auf diesen Antrag nicht ein und hatte Freiheit, im Herbst von Darmstadt, wo er eben bei Freiligrath verweilte, einer erneuerten Einladung nach Meersburg zu folgen. „Laßberg", schreibt Annette am 26. Oktober, „ist ganz von selbst auf den Einfall gekommen, da er sich schon längst, nach seiner geheimnisvollen Weise ganz im stillen, nach einem Menschen umgesehen, der bei den nötigen

[1] Der Brief Gutzkows an Schücking aus Hamburg vom 13. November 1840 findet sich von Annettens Hand abgeschrieben in ihrem Nachlaß, auszüglich in den Lebenserinnerungen II, 47.

Kenntnissen keine große Forderungen mache und ihn nicht im Hause geniere. So habe ich nichts von dem Plane gewußt, bis er zur Ausführung kommen sollte, habe mich aber recht gefreut, Schücking zu sehen, der vor etwa zehn Tagen [in Wahrheit am 9. Oktober] angekommen und den ganzen Tag so fleißig bei der Arbeit ist, daß Laßberg ihn lobt [1])." Noch in voller Jugendfrische, aber doch schon gereiften Geistes, mit lebhaftem Drange zu litterarischer Produktion und zugleich mit den Mitteln litterarischer Betriebsamkeit durch ausgebreiteten Verkehr mit Verlegern und Schriftstellern wohl vertraut, besaß er in mehr als einer Beziehung gerade, was Annette fehlte; und wenn sie vormals in Erinnerung an die verstorbene Freundin sich des vereinsamten Knaben mit mütterlicher Sorgfalt angenommen hatte, so fand sie jetzt eine Belohnung, wie man sie der treu bewährten Freundschaft immer wünschen möchte. Wir haben früher aus Annettens Briefen Stellen mitgeteilt, die, durchaus im Tone einer Gönnerin und Beschützerin geschrieben, nicht einmal eine sonderliche Zuneigung für Schücking verraten. Aber seitdem hatte das Verhältnis sich verändert: aus dem Schützling war ein Freund und ein sehr naher Freund geworden. Schücking selbst erzählt in der anmutigen Schilderung, die er jenen glücklichen Tagen auf der Meersburg widmete, er habe „mit Empfindungen, die sich über sich selber nicht ganz klar gewesen seien, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden habe." Klarheit würde vielleicht gewinnen, wer die noch erhaltenen Briefe Annettens an Schücking vor Augen hätte. In dem einzigen bisher gedruckten Briefe Schückings an Annette, welcher von seiner wichtigsten Herzensangelegenheit Nachricht giebt [2]), wechselt,

---

[1]) Ges. Werke, IV, 309.

[2]) Schücking an Annette, Pfingsten 1843, mitgeteilt im Hannoverschen Courier vom 10. September 1884 von Fr. v. Hohenhausen.

wie nicht selten in Goethes Jugendbriefen, das „Sie" mit der vertrauteren Anrede: „Mein Mütterchen, was sagst Du?" Vielleicht wird der eigentliche Charakter des Verhältnisses durch diese Worte am richtigsten bezeichnet, und sie begegnen uns beinahe in umschreibender Wiederholung in dem schon erwähnten Erstlingsromane Schückings. „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen", läßt er das Stiftsfräulein ihrem jungen Schützling sagen, „ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann, wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre, wie meine Köchin, — es wäre doch dasselbe, ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kameele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und übersprudelt. . Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat."

Die herrliche Umgebung von Meersburg ladet zu häufigen Spaziergängen ein. Annette liebte besonders an den See hinabzusteigen und, am Ufer hinwandelnd, dem bewegten Spiel der Wellen zu lauschen, oder aufzulesen, was der See an Muscheln, Schneckenhäusern oder seltsamen Kräutern ans Land spülte. Ein anderer Lieblingsweg führte sie landeinwärts durch Wein- und Fruchtgärten in den Wald zu einer Bank, welche ihr oft als Ruhepunkt diente, dann durch ein Thal, einem Wasserfall vorbei, zu einem freien Punkt, wo sie die Aussicht auf den Überlinger See und die Mainau gewann. Auf dem Rückwege über

die Höhen längs dem Bodensee pflegte man an einem schön gelegenen Wirtshause zu rasten, und der Wirt Figel, der mit seiner Frau die alte Schwarzwälder Tracht und sogar den Zopf beibehalten hatte, wackelte freundlich herbei, um seine Dienste anzubieten. „Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund?" sagt Annette in dem Gedichte „Die Schenke am See";

„Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Sitz nieder! — Trauben! — und behend erscheint
Zopfwedelnd der geschäftige Pygmäe;" . .

Wenn man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen soll, so hat für den, der Annette verstehen will, neben Westfalen der Bodensee den stärksten Anspruch, und weit mehr als der frühere Aufenthalt in Eppishausen wirkte jetzt die unmittelbare Nähe. Die Gedichte „Am Turme", „Am Bodensee", „Das alte Schloß" und später „Mondesaufgang" geben davon Zeugnis; auch manches, was Schücking in jenen Tagen dichtete, läßt Zeit und Ort der Entstehung deutlich erkennen. Daß es übrigens bei diesem heiteren Verkehr auch an tiefgehenden Gegensätzen nicht fehlte, bezeugt ein von Annette an Schücking gerichtetes Gedicht mit dem Hinweis, daß „das Geschick sie, wie in frevlem Witze, auf feindlich starre Pole erhöht habe." Aber, setzt sie hinzu, „kein Wort, und wär' es scharf wie Stahlesklinge, soll trennen, was in tausend Fäden eins." Bei aller Verschiedenheit der Ansichten wird man in der That ein gleichartiges Element in der beiderseitigen Geistesrichtung nicht verkennen; dazu kam noch, wenn man will, ein zufälliges

Spiel der Natur. Schücking glaubte, Annette gleiche seiner verstorbenen Mutter, und in einer alten Aufzeichnung findet man wirklich das Äußere dieser Freundin in Worten beschrieben, die allenfalls auch für Annette passen könnten. Dem entsprechend glaubte sie auch in Schückings Antlitz ihre eigenen Züge wiederzufinden. „Blick' in mein Auge", ruft sie ihm zu:

„Blick' in mein Auge — ist es nicht das deine?
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst — und dein Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich."

Man begreift, welchen Eindruck eine Wahrnehmung dieser Art auf Personen machen mußte, deren Vorstellungen gern die Grenze des Wunderbaren streiften; zum „Zeichen der allerfrömmsten Treue" reicht dann auch Annette „ihrem Dioskuren" zu gemeinsamem Wirken die Hand. Nicht vergebens. Bei den nachmittäglichen Spaziergängen, erzählt Schücking, war nicht selten die Frage aufgeworfen, in welcher Form der Poesie das eigenste Talent der Dichterin am vollkommensten zum Ausdruck gelangen könnte, ob in prosaischer Darstellung, oder in der Lyrik, oder im Epos. Schücking pflegte dann der Lyrik den Vorzug zu geben, aber zugleich auseinanderzusetzen, daß man die Stimmung, aus welcher lyrische Gedichte hervorgehen, „wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demut erwarten müsse", während Annette, in dem Gefühle ihres noch ganz unerschöpften inneren Reichtums, nicht übel geneigt schien, nach einem anderen Goetheschen Ausdruck „als Poet die Poesie zu kommandieren". Eines Morgens, als sie auf der Bibliothek den Arbeiten ihres Freundes zusah, versicherte sie nach einem solchen Gespräch mit großer Zuversicht, einen Band lyrischer Gedichte werde sie, wenn sie gesund bleibe, mit Gottes Hilfe in den nächsten Wochen leicht schreiben können. „Als ich widersprach", fährt Schücking fort, „bot sie mir eine Wette an und stieg dann

gleich in ihren Turm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphierend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doktrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf in jenem Winter von 1841 bis 1842 die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesieen, welche den Band ihrer ‚Gedichte' füllen [1])." Freiligrath, der durch Schücking von dieser raschen Produktion Nachricht erhielt, erwiderte ungläubig am 22. Februar 1842: „Was macht die Droste denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder westfälische? Alle Tage eins? Das ist starker Tubac, auf Ehre! Non multa sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir heuer alle Wochen eins entsteht [2])." Außerordentlich ist die Fruchtbarkeit allerdings, aber nicht so unglaublich, als es scheinen könnte. Denn man darf mit Sicherheit annehmen: Annette dichtete nicht immer ganz Neues, was sie erst schaffen mußte, sondern brachte häufig nur zu Papier, was, seit Jahren vor ihrem Geiste stehend, nur des lösenden Wortes, oder sogar nur der schriftlichen Feststellung bedurfte.

Schückings Bericht und zugleich die daran geknüpfte Vermutung finden in Annettens eigenen Aufzeichnungen volle Bestätigung. Vier ganze und ein halber Foliobogen, augenscheinlich aus der Bibliothek des Freiherrn von Laßberg stammend, zudem zwei Quartblätter sind ganz in Annettens kleiner Schrift mit nicht weniger als 35 teils lyrischen, teils umfangreichen erzählenden Gedichten gefüllt [3]). Alle geben sich durch Korrek-

[1]) Einleitung S. 40.

[2]) Nach dem von Herrn Lothar Schücking gütig mitgeteilten Original. In Freiligraths Biographie von Buchner findet sich dieser Brief nicht.

[3]) Ich führe die Gedichte nicht im einzelnen an, weil ich dem-

turen und Veränderungen als Entwürfe kund; in einigen findet man jedoch nicht so viel verbessert als gewöhnlich, ein Anzeichen, daß sie zum Teil aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben wurden. Es ist doch wenig wahrscheinlich, daß Gedichte wie „Der Weiher", „Der Knabe im Moor", „Der Hünenstein", „Die Steppe", welche so ganz das innerste Wesen einer westfälischen Landschaft widerspiegeln, auf den Bergeshängen am Bodensee angeregt wären, mag man auch die Wirkung des schönen, von Junkmann gedichteten Grußes „An eine Münsterländerin am Bodensee" [1]) noch so hoch anschlagen. In einzelnen Fällen liegt sogar nachweisbar zwischen dem geistigen Entwurf und der Niederschrift ein langer Zwischenraum. Das merkwürdige, echt westfälische Gedicht „Die Krähen" enthält eine Zeitangabe: die erste Krähe erzählt, seit der Schlacht bei Stadtloen (1623) seien 215 Jahre vergangen. Das weist auf eine Abfassung im Jahre 1838 hin, wie es auch der damaligen Beschäftigung der Dichterin mit der Schlacht im Loener Bruch entspricht. Und doch ist der Entwurf ganz gewiß erst 1841 oder 1842 auf der Meersburg niedergeschrieben, auf einem Blatte, das zugleich über eine Handschrift der Laßbergschen Bibliothek nähere Auskunft giebt. Außer dem Inhalt der Foliobogen stammt gewiß noch manches aus dieser Zeit. Schon am 26. Januar 1842 meldet Annette der Mutter, sie habe bereits „einen ganzen Wust Gedichte geschrieben, von denen sie gegen Ostern wohl einen neuen dicken Band fertig haben werde". „Jeden Abend um acht", setzt sie hinzu, „wenn wir schon alle im Speisezimmer sind, Laßberg aber noch seine Partie erst ausspielt, lese ich Jenny und Schücking vor, was ich den Tag geschrieben; sie sind beide sehr zufrieden damit,

nächst eine so viel als möglich vollständige chronologische Übersicht von Annettens Schriften zu veröffentlichen denke.

[1]) Junkmanns Gedichte, 2. Aufl. S. 140.

aber leider von so verschiedenem Geschmacke, daß der eine sich immer über das am meisten freut, was dem andern am wenigsten gelungen scheint, sodaß sie mich ganz konfus machen könnten, und ich am Ende doch meinen eigenen Geschmack als letzte Instanz entscheiden lassen muß [1])".

Bei der Verbindung Annettens mit Schücking war nicht mehr zu befürchten, daß ihre Gedichte jahrelang im Schreibtische liegen blieben. Schücking stand schon seit einiger Zeit zu der Cottaschen Buchhandlung in Beziehung; das einflußreichste Organ der schönen Litteratur in Deutschland, das „Morgenblatt", war ihm und seiner Freundin geöffnet. Schon im Frühling 1841 bringt es die Novelle „Der Familienschild", an welcher Annette so bedeutenden Anteil hatte. Unter den Mitarbeitern des Jahres 1842 werden wenige so häufig genannt, wie das Freundespaar auf der Meersburg. Von Annette erschienen die Gedichte „Der Knabe im Moor", „Im Moose", „Warnung an die Weltverbesserer", „Gruß an *** [Wilhelm Junkmann]", „Die Taxuswand", „Am Turme", „Junge Liebe" und im Februar 1843 „Die Schenke am See. An Eugen M. [Schücking]" [2]). Es war eine Auswahl des Trefflichsten, und jetzt wurde es nicht mehr einem kleinen Kreise persönlicher Freunde, sondern allen Freunden der Litteratur in Deutschland vorgelegt. Unmöglich konnte man in jener so empfänglichen Zeit Annettens Gedichte übersehen. Gleich über das zuerst veröffentlichte „Der Knabe im Moor" schreibt Freiligrath am 23. März 1842 an Schücking: „Deine und der Droste jüngste Beiträge zum Morgenblatt hab' ich mit herzinniger Freude gelesen. . Der ‚Knabe im Moor' von der Droste (oder ist die Überschrift anders? ich meine das

---

1) Ges. Werke IV, 315 und 317.

2) Morgenblatt 1842, 16. Februar, 4. und 26. März, 20. April, 25. August, 6. September und 1843, 25. Februar.

mit der Spinnkatrin [Lenor]) ist ganz vortrefflich. Es ist bösartig von Deiner Freundin, einen so ans Gruseln zu bringen; die Haare haben mir zu Berg gestanden [1])." Und einen Monat später bewies die Judenbuche, daß Annette nicht nur Vers und Reim handhaben, sondern auch eine vorzügliche Prosa schreiben könne. Wir haben die Entstehung dieses Werkes im einzelnen nachgewiesen; aber der letzten bedeutenden Überarbeitung von 1841 in Rüschhaus mag immerhin noch eine Ausfeilung an den Ufern des Bodensees gefolgt sein, denn die Zeit der Veröffentlichung läßt schließen, daß es von Meersburg aus an das Morgenblatt geschickt wurde.

Den Winter hindurch bis in den Frühling dauerte dies glückliche Zusammenleben. Dann erhielt Schücking durch Freiligraths Vermittlung einen scheinbar sehr vorteilhaften Antrag vonseiten des Fürsten Wrede, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen [2]). Am 2. April 1842 verließ er die Meersburg und begab sich auf das Schloß des Fürsten nach Ellingen in Franken. Annette mag den Freund oft genug vermißt haben, obgleich es auf der Meersburg nach wie vor an anregendem Umgang nicht fehlte. Schon am 26. Oktober 1841 erwähnt sie den Besuch Uhlands. „Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Männchen", setzt sie hinzu. „Ich sagte ihm, daß wir in Tübingen ihm gegenüber logiert, und man uns sein Haus gezeigt habe; er lachte und sagte, dort, dem Lamme gegenüber, wohne ein Kaufmann Uhland, der dem Wirte ohne Zweifel viel wichtiger geschienen habe [3])." Wir erinnern uns, daß Annette schon in Eppishausen durch Herbeischaffung alter Handschriften, Entzifferung mittelalterlicher Melodieen ihrem Schwager und seinem Freunde sich nützlich erwies; die persönliche Bekanntschaft knüpfte zwischen

---

[1]) Buchner a. a. O. I, 430.

[2]) Buchner a. a. O. I, 422.

[3]) Ges. Werke IV, 309.

ihr und Uhland ein festeres Band. In seiner Sammlung der deutschen Volkslieder berichtet er: „Eine größere Zahl von Liedern, wie sie im Münsterlande gesungen werden, hat Fräulein Anna v. Droste-Hülshoff aus eigener Erinnerung für mich aufzeichnen lassen, wovon drei ältere Stücke meinem Buche zur Zierde gereichen [1])". Als andere Besucher erwähnen Schücking und Annettens Briefe noch Wessenberg, Gustav Schwab, A. v. Keller, den Coburger Frommann, Reuchlin, die Herren von Madroux, von Majenfisch und den Konservator der fürstlich fürstenbergischen Sammlungen, Herrn von Pfaffenhofen. Schücking bemerkt jedoch, Annette sei nur Uhland und Hermann Reuchlin, dem Biographen Pascals, näher getreten [2]). Mit Herrn von Pfaffenhofen tauschte sie Münzen aus; dem Freiherrn von Madroux, einem bayerischen Offizier, hat sie später ihre Gedichte mit einer hübschen Widmung übersandt. Die Eppishauser Freundin Emma von Thurn lebte auch jetzt noch auf Schloß Berg, aber — seit 1837 — mit einem der Drosteschen Familie entfernt verwandten Herrn von Gaugreben verheiratet; sie ist „die junge Mutter", welche während einer langen Ohnmacht im Wochenbette, ohne darum zu wissen, ihr neugeborenes Kind schon verloren hatte [3]). Neue Beziehungen bildeten sich dagegen zu der Fürstin

[1]) Uhland, deutsche Volkslieder, Stuttgart 1845, I, 980, 1006, 1008, 1011.

[2]) Freundliche Äußerungen über den letzteren finden sich in einem Briefe an Frau Rüdiger vom 20. November 1842. Nach dem Tagebuch der Frau v. Laßberg kam Schücking am 9. Oktober 1841 auf der Meersburg an. Am 17. Oktober 1841 (später auch am 19. September 1847) wird der Besuch Uhlands, am 17. Januar 1842 der Besuch Reuchlins, am 28. Januar des Doktor Frommann, am 1. Mai Wessenbergs erwähnt. Justinus Kerner, den Schücking gleichfalls unter den Besuchern nennt (Einl. S. 38), kam erst nach Annettens Tode — 1850 — nach Meersburg. Schücking selbst lernte ihn erst im Herbst 1843 in Darmstadt kennen (Lebenserinnerungen I, 245).

[3]) Annette an ihre Mutter, 26. Oktober 1841; Ges. Werke IV, 307.

Salm-Reifferscheidt-Krautheim, welche nicht weit von Meersburg das Schloß Herschberg bewohnte. Ihr Schwiegervater hatte in zweiter Ehe die einzige Tochter der Fürstin Gallitzin geheiratet; schon darin mag ein Anknüpfungspunkt zwischen ihr und den Bewohnern der Meersburg gelegen haben. In Annettens Briefen wird sie häufig erwähnt, und von der Freundschaft zeugt noch ein Geschenk, das sie der Dichterin machte: das Album der Fürstin Gallitzin mit Einzeichnungen Goethes, Jacobis und vieler litterarisch-bedeutenden Männer des vorigen Jahrhunderts.

Auch das Städtchen selbst war nicht so klein, daß es nicht einige Anregung geboten hätte. Mit einer Frau v. Kessel, einer Verwandten der Familie Brentano, konnte Annette ihre Neigung, Gespenstergeschichten zu hören und zu erzählen, nach Herzenslust befriedigen. Daneben erwähnt sie einen Kreisphysikus Tscheppe, einen Naturkundigen, der aber auch für Laßbergs Handschriften und für Annettens Münzen und Gemmen sich interessierte. „Tscheppe und ich“, berichtet sie, „sind große Freunde und haben uns wertvolle Geschenke an Versteinerungen und Schneckenhäusern gemacht; denn er kriecht ebenso wie ich am See und in den Weinbergen umher und ist lange vor mir gekrochen, sodaß die Meersburger an diese neue Art von Vierfüßlern gewöhnt sind, was mir jetzt gut zustatten kömmt; denn es fällt keinem ein, etwas Besonderes darin zu finden.“ Im Winter brachte man sogar ein „brillantes Liebhabertheater“ zustande, auf welchem um Neujahr der „Wildfang“ und am 24. Januar das „Alpenröschen“ aufgeführt wurden [1]). Das dieser Zeit entstammende Gedicht „Das Liebhabertheater“ ist ein Nachklang solcher Freuden, welche man dann in der schönen Jahreszeit durch einen „Wald, der nicht brettern, und durch Kränze, die nicht von Papier waren“, ersetzen konnte.

---

[1]) Annette an die Mutter, 26. Januar 1842; Ges. Werke IV, 315 fg.

Bis in den Spätsommer blieb Annette am Bodensee. In so guter Gesundheit, so glücklichen Verhältnissen, so reicher Schaffensfreude hat sie schwerlich ein anderes Jahr verlebt. Es war der Höhepunkt ihres Lebens. Im Juli wurde der Familienkreis durch zwei Fräulein von W. aus Westfalen vermehrt. In ihrer Begleitung trat Annette am Freitag den 29. Juli die Rückreise an, zuerst nach Schaffhausen, wo der Rheinfall diesmal Annettens volle Bewunderung erregte. „Er warf ganze Fuder Schaum über sich", schreibt sie [1]; „zuletzt kam noch eine prächtige Beleuchtung durch einige Sonnenstrahlen, die so eigen schräg durch die dunklen Wolken hereinfielen, und ich nehme jetzt alle meine früheren Verleumdungen gegen ihn zurück. . Sonntag Morgen um halb fünf waren wir in Tübingen; hier wurde uns beim Umspannen ein Billet in den Wagen gereicht vom protestantischen Pfarrer Reuchlin, einem Freunde Laßbergs, früher unser Nachbar in Friedrichshafen und jetzt seit einigen Wochen als Pfarrer nah bei Tübingen versetzt, einem sehr gelehrten Herrn, von dem ein historisches Werk, ‚Port royal' betitelt, jetzt großes Aufsehen macht. In dem Billette stand: Da er sich die Freude nicht versagen könne, mir Lebewohl zu sagen, so würden wir ihn am nächsten Berge finden. Das war ein Pläsier für Rosine, die durch Laßberg, der ihn sehr lieb hat, schon so viel Rühmliches von ihm gehört hatte. Sie hielt immer den Kopf zum Wagen hinaus, daß ihr der Regen in den Nacken lief. Richtig! da stand er, den Regenschirm über dem Kopfe, stieg ein und fuhr wohl eine Stunde weit mit, von wo er dann eiligst auf einem Richtwege seinem Dorfe zutrabte und meine Reisegefährtinnen in Exclamationen über sein bescheidenes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung zurückließ."

---

1) Annette an die Mutter, Rüschhaus, 24. August 1842; Ges. Werke IV, 320.

In Stuttgart wurde bei einer Laßberg befreundeten Familie Mittag gehalten; dann ging die Reise ohne Unterbrechung über Heidelberg und Mannheim nach Mainz und auf dem Dampfboot nach Bonn, wo Annette, wie gewöhnlich, bei der Witwe ihres Vetters freundliche Aufnahme fand. Im übrigen hatte sich manches geändert. Frau v. Thielmann war am 9. Mai 1842 aus dem Leben geschieden; auch in Plittersdorf wurde das Familienglück durch ein andauerndes Leiden des Herrn Mertens gestört, und Annette mag den Unterschied früherer Zeiten schmerzlich empfunden haben. Das trübe Gedicht „Vor 15 Jahren" verdankt diesen Eindrücken seine Entstehung. Das interessanteste Erlebnis in Bonn war die Bekanntschaft mit Karl Simrock. Mit seiner Frau, bei deren Eltern der Professor v. Droste mehrere Jahre zur Miete gewohnt hatte, war Annette längst bekannt. Am 5. September 1842 schreibt sie ihrer Schwester: „Vor meiner Abreise fand ich ein Billet von Simrocks Frau (Trautchen Ostler) des Inhalts, ihr Mann sei von einer Reise zurückgekommen und wünsche sehr meine Bekanntschaft zu machen, weshalb er, wenn ich morgen mit dem frühesten Dampfboot fahre, mich bis Düsseldorf begleiten wolle, da er noch denselben Abend notwendig in Coblenz sein müsse. Da dieses nun gar nicht mit meiner Berechnung übereinstimmte, und ich die Nacht und bis den folgenden Nachmittag hätte in Wesel liegen müssen, ging ich lieber gleich zu Simrocks. Trautchen sah recht glücklich aus, und Simrock, ein langer, schwarzer, zugleich lebhaft und düster aussehender Mann von einigen Dreißigen, war überaus freundlich und herzlich und erkundigte sich mit dem höchsten und ehrfurchtsvollsten Interesse nach Laßberg. Ich beschrieb ihn so ungefähr, dann seine Meersburg, sein häusliches Leben, und habe wohl nie einen aufmerksameren Zuhörer gehabt. Dann fragte ich, ob ich Laßberg von ihm grüßen solle? Er wurde ganz rot und sagte, dies wage er

kaum. Doch schicke ich den Gruß, der gewiß aus einem vollen Herzen kömmt! Am anderen Nachmittag", heißt es weiter, „um vier fuhr ich nun mit dem Dampfboot ab. Kaum waren wir im Gange, als ich einen Passagier zum anderen sagen hörte: ‚Haben Sie schon von dem Unglücke gehört? — Herr Mertens ist diesen Morgen in St. Thomas [einer ihm gehörigen, bei Andernach gelegenen Fabrik] in seinem Bette tot aufgefunden worden; die Frau ist in Plittersdorf und weiß es noch nicht.' Du kannst denken, wie ich mich erschreckte; ich wandte mich an den Herrn, der aber selbst nichts Genaueres wußte. Die Nachricht war soeben in Bonn angekommen [1]). Auf dem Dampfboot fand ich niemand, dem ich mich hätte anschließen können, und saß so still vor mich hin. Wie es Nacht wurde, wollte ich in den Pavillon; der Marqueur wollte ihn aber nicht aufschließen, wenn ich ihm nicht einen Thaler gäbe; da wurde ich ärgerlich und blieb die ganze Nacht auf dem Verdecke. Mehrere Damen machten es wie ich; die meisten schliefen auf Stühlen und Bänken; ich saß mit offenen Augen, wie ein Hase, und befand mich doch in der wunderschönen Mondnacht besser, wie damals auf unserer Herreise auf den kalten, harten Brettern. Um zwei waren wir in Düsseldorf; da lag das Schiff zwei Stunden still, was mich gräulich ennuyierte. Am Morgen sehr früh waren wir in Wesel, wo ich gleich auf die Schnellpost stieg und noch vor eins [am 12. August] in Münster anlangte."

Schon in Bonn war Annette darauf vorbereitet, daß sie die Stimmung in der westfälischen Hauptstadt wesentlich verändert finden würde. Der Streit zwischen Staat und Kirche war beigelegt; der Erzbischof Klemens August lebte bei seiner Familie in Münster und hatte in dem späteren Kardinal

---

[1]) Einige Einzelheiten auch in Annettens Brief an die Mutter vom 24. August 1842, Ges. Werke IV, 323.

von Geißel einen Koadjutor erhalten. Es erregte Annettens Erstaunen, wie rasch alles dem neuen Kirchenfürsten sich zuwandte. „Man sprach in Bonn", schreibt sie in demselben Briefe, „fast von nichts als von dem neuen Gestirn, dem Erzbischof Geißel, in den jedermann ganz verliebt, und der gute Klemens August darüber rein in Vergessenheit geraten ist. Du sollst sehen, nach ein paar Jahren nimmt niemand mehr Notiz von ihm und von dem, was er gelitten, und während er in der Geschichte gleichsam mit goldenen Buchstaben verzeichnet wird, ist es seinen Zeitgenossen jetzt schon einerlei, ob er lebt oder tot ist. Seine Verwandten, bei denen der Ehrgeiz auch nicht ganz aus dem Spiele geblieben war, machen freilich eine Ausnahme und sind ganz outriert, z. B. N. V., bei der ich den Hausgeistlichen von F. St. traf, der ebenfalls Feuer und Flamme spie. Doch läßt sich nicht leugnen, daß Geißel sich bis jetzt sehr gut beträgt und vorzüglich unendlich leutseliger und in den détails seines Amtes — Anhören der Pfarrgeistlichen und Schulbeamten und Abstellen ihrer Beschwerden — viel zugänglicher ist als Droste."

In Münster war, als Annette anlangte, alles in Erwartung der Festlichkeiten, die zu Ehren des Königs veranstaltet wurden. Besonders die Adeligen wetteiferten in kostspieligen Zurüstungen, und Annette beschreibt in humoristischer Weise, wie schwer die Ehre, Weib und Kinder, Wagen und Dienerschaft in prächtigem Aufzuge zu präsentieren, auf den minder Begüterten lastete. Sie sah niemand als Frau Rüdiger und Schlüters und wanderte am anderen Morgen, ein Stück Weges von der Freundin begleitet, nach Rüschhaus, wo sie von der alten Amme freudig begrüßt wurde. Die Mutter befand sich bei dem Onkel Fritz in Apenburg, dachte aber schon an die Heimkehr; deshalb gab auch Annette fernere Reisepläne auf; sie verweilte den Herbst 1842 und den folgenden Winter in der Hei-

mat. Von äußeren Erlebnissen ist aus dieser Zeit wenig bekannt. An Schlüter findet sich kein einziger Brief; Schücking war in der Ferne. Er hatte für ein in Stuttgart von dem Professor Bauer herausgegebenes Sammelwerk „Deutschland im 19. Jahrhundert" die Beschreibung von Westfalen übernommen; da es in Ellingen an Hülfsmitteln fehlte, suchte ihm Annette von ihrem Onkel August von Haxthausen Beiträge und Auskunft zu verschaffen [1]). Auch zwei noch vorhandene Briefe an Elise Rüdiger zeigen uns Annette mit litterarischen Dingen beschäftigt; sie enthalten Bemerkungen über die im Morgenblatt neuerschienenen Novellen, über eine Erzählung von Elise von Hohenhausen und die handschriftlich übersandten lyrischen Versuche eines Anfängers. Aber weit mehr als Fremdes drängte jetzt das Eigene zu erneuerter Durchsicht und Beurteilung. Die in Meersburg entstandenen Gedichte mußten auf den Gedanken führen, soviel Neues mit dem schon veröffentlichten oder noch nicht veröffentlichten Alten zu einer Sammlung zu vereinigen. Schon am 5. September 1842 schreibt Annette der Schwester, die neuen Gedichte seien beinahe fertig; die folgenden Monate wurden vermutlich für die Ausfeilung benutzt. Schlüter bemerkt in seinem Tagebuche, er habe in den Osterferien von 1843 mit Junkmann die neue vermehrte Ausgabe der Gedichte ins klare gebracht, und verschiedene Inhaltsverzeichnisse von Annettens Hand bezeugen, daß sie selber die Anordnung sorgfältig erwog. Ein Brief an die Mutter — Mitte April — läßt die Arbeit schon weit vorgerückt erscheinen. Annette war damals bei ihrem Bruder in Hülshoff; ein münsterischer Student, Namens Marcus, soll dahin kommen, um nach ihrem Diktat die Reinschrift anzufertigen. Ihr Selbstgefühl, schon durch die eigene

---

[1]) Annette an Sophie v. Haxthausen, 23. September 1842; Ges. Werke IV, 326.

Schaffenskraft gesteigert, konnte auch an nicht gerade zahlreichen, aber gewichtigen Stimmen in der Presse sich erfreuen. „Ich habe wieder", bemerkt sie in einer Nachschrift zu dem Briefe vom 5. September 1842, „einige sehr gute Rezensionen bekommen — über die einzelnen Sachen: die eine in der ‚revue', wo meine ‚Judenbuche' sehr herausgestrichen und dem besten, was je in der Art geschrieben, an die Seite gesetzt wird, — eine zweite in der Rezension des Musenalmanachs [von Echtermeyer und Ruge], wo Gutzkow [1]) meinen ‚Geierpfiff' sehr heraushebt und mich ein ganz außerordentliches episches Talent nennt, und noch eine dritte. Qu'en dites-vous? Ich komme wirklich auf, woran ich eigentlich schon ganz verzweifelte." Vor allem hatten die Veröffentlichungen im Morgenblatt ihren litterarischen Ruf gefördert. Freiligraths Äußerungen haben wir erwähnt. Sternberg bemerkte zum Lobe eines jungen Dichters: „seine Gedichte verdienten denen Annettens und Lenaus würdig an die Seite gesetzt zu werden." „Das ist ehrenvoll genug für mich", meint Annette, „denn Lenau ist doch sehr berühmt [2])." Und um Pfingsten 1843 schreibt Schücking aus Darmstadt: „Daß ich eines nicht vergesse, ich finde, daß Sie unterdes rasend berühmt geworden sind! Alles spricht von Ihnen, Menschen sogar, von denen man gar nicht glauben sollte, daß sie für Litteratur sich interessierten."

In diesem Briefe giebt Schücking zugleich von einer entscheidenden Wendung seines Lebens Nachricht. Er hatte bei dem Fürsten Wrede unerfreuliche Verhältnisse gefunden; schon vor dem Frühling 1843 stellte es sich heraus, daß in Ellingen

[1]) Man sollte vermuten: im Telegraphen, aber nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Dr. Adolf Wohlwill in Hamburg enthält der Jahrgang 1842 keine Rezension dieser Art.

[2]) Annette an Frau v. Laßberg d. 19. [November 1842].

und in Mondsee, wo die fürstliche Familie die schönere Jahreszeit zu verbringen pflegte, seines Bleibens nicht war. Aber dann wohin? Annette zeigte sich wieder eifrig für ihn bemüht. Durch die Gräfin Esterhazy wünschte sie ihm ein Unterkommen in Österreich, durch die Brüder Grimm eine Stelle an der Berliner Bibliothek zu verschaffen. Diese Sorgen nahmen in erfreulicher Weise dadurch ein Ende, daß Schücking von Cotta zur Teilnahme an der Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung berufen wurde. Er löste sein Verhältnis zum Fürsten [1]), reiste am 23. Mai von Mondsee ab und kam nach einem Aufenthalt in Augsburg und Stuttgart am 30. Mai nach Darmstadt, um seine Braut, Luise von Gall, die er bis dahin nur aus ihren Briefen und Schriften kannte, zum erstenmale zu sehen. Die Art, wie er davon erzählt, ist für sein Verhältnis zu Annette so bezeichnend, daß einiges hier wörtlich folgen muß. „Seit vier Tagen“, schreibt er vom 3.—5. Juni aus Darmstadt, „bin ich hier — und eines jener verwunderlichen Geschöpfe, welche man ‚Bräutigam‘ nennt! Mein Mütterchen, mein herziges, gutes, liebes, mein ewiges Mütterchen, was sagst Du dazu? Ich will Dir alles der Reihe nach erzählen! Als ich meinen vorigen Brief auf die Post brachte, fand ich den Ihrigen und sah daraus zu meinem Schrecken, wie schlecht es Ihnen erging. O Gott, mein Mütterchen, wär ich doch bei Dir, um den Arzt zu machen; ich meine, ich verstände es zu leisten, daß Du gesund bliebest. . Gott Dank, daß es nun vorüber ist. Nur über eins muß ich mit Ihnen zanken; weshalb gehen Sie nicht wie andere angegriffene Leute in ein Bad? Ich muß auch in eins; können wir nicht zusammen hin?“ Er erzählt dann die letzten Erlebnisse bei dem Fürsten und von den Bekanntschaften, die er in Augs-

[1]) Laßberg an Schücking, 28. Februar 1843, in den Lebenserinnerungen I, 212 fg.

burg und Stuttgart machte. „Lenau", schreibt er, „besuchte mich und blieb mehrere Stunden bei mir. Seine Freundschaft ist mir außerordentlich erfreulich gewesen, denn er ist der erste eigentlich tiefe, gedankenunergründliche Mensch, den ich nach Ihnen und Freund Junkmann kennen lernte. Freilich ist letzterer mehr einem stillen Gebirgssee zu vergleichen, während Lenau einen Vulkan in sich birgt. Nachdem ich drei Tage lang in Stuttgart Cotta, den Brodherrn, kultiviert hatte, reiste ich am 29. ab und stand am 30. um 6 Uhr abends vor meiner Dame, deren nähere Bekanntschaft Sie mit folgendem machen sollen; denn ich gehe jetzt zu ihr, um diesen Brief bei ihr zu vollenden. — Werden Sie nicht bange, wenn Sie hier plötzlich eine andere Handschrift erblicken; ich lasse mein Hühnchen weiter schreiben." „Ich muß Ihnen gestehen, mein liebes Fräulein", schreibt nun Luise v. Gall, „daß mir das Herz gewaltig klopft, indem ich Levin die Feder aus der Hand nehme, um mich Ihnen persönlich vorzustellen. Meine Scheu vor Ihnen ist durch seine Schilderung von Ihnen entstanden; ich wage kaum, um ein geringes Teilchen jener Liebe Sie zu bitten, wodurch Sie meinen Freund so glücklich und so stolz gemacht haben. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich mir Ihre Teilnahme und Ihren Rat erringen könnte. Sie kennen meinen Levin so gut und sind ihm eine so treuliebende Freundin, daß Sie gewiß die bangen Zweifel beseitigen würden, die mich oft bestürmen, ob ich sein Herz auch für immer zu fesseln vermag. Ich würde Ihnen eine aufmerksame und gelehrige Schülerin sein, denn mein Wille ist gewiß sehr gut; doch wage ich nicht, Sie länger zu belästigen, liebes teures Fräulein, leben Sie recht wohl.

Ihre ergebene Luise."

Wieder von Schückings Hand folgt: „Mein Hühnchen kann aus Angst nicht weiter schreiben, ich muß also fortfahren; sie

setzt sich unterdessen an den Flügel und spielt mir etwas vor." Schücking giebt dann die Beschreibung seiner Braut. „In einigen Dingen", setzt er hinzu, „habe ich doch rasendes Glück; — ich begreife gar nicht, wie ich in dieser Brust, die früher nie geliebt, mit dem Mosesstab die Quelle eines Gefühls habe sprudeln machen können, das mich so unmaßen glücklich macht. Glauben Sie nicht, ich sei exaltiert; Sie wissen, das kann ich eigentlich gar nicht werden. Ich weiß mit dem kältesten kritischen Bewußtsein, daß niemand wie Luise zu mir paßt, da diese Mischung von äußerem Glanz der Erscheinung und tiefem dichterischen Gefühl, vereint mit vernünftigem, ruhigem Wesen, was mir Hauptsache ist, — immerdar mein Ideal sein wird." Auch von der Familie, von den Freunden in Darmstadt, von Freiligrath ist noch die Rede; dann schließt er: „Nun leb wohl, mein liebes Mütterchen, wenn die Leute nach mir fragen, erzähle ihnen, daß ich verlobt sei; aber sage nicht, mit einer Schriftstellerin, das würde eine verkehrte Idee von meiner Luise geben. Ach, hätte ich doch meiner teueren verstorbenen Mutter meine Braut und meinen ersten Roman [Ein Schloß am Meere, 1843] zeigen können! Nicht wahr, Du weißt, wie viel Freude ihr das gemacht haben würde!

Ihr treu ergebener

Levin [1])."

Schückings Verlobung war für Annette wahrscheinlich keine Überraschung und zunächst für sein Verhältnis zu ihr keine Störung. Auch während des folgenden Jahres blieben beide in lebhaftem Gedankenaustausch. Nicht bloß der eben angeführte Brief drängte auf neue Sammlung und Herausgabe der Ge-

---

1) Mitgeteilt von Fr. von Hohenhausen im Hannoverschen Courier vom 10. September 1884.

dichte. Schücking hatte schon früher mit Cotta darüber verhandelt, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, den Verlag zu übernehmen, forderte nur vorgängige Einsendung des Manuskripts [1]). Annette war dazu bereit; wir fanden sie im April 1843 mit der Reinschrift beschäftigt; aber dann traten Zögerungen ein. Im Juni machte sie den Paderborner Verwandten einen Besuch, verweilte meistens bei dem Onkel Fritz auf Apenburg, und noch am 18. Juli schreibt sie der Schwester: „Mit dem Abschreiben meiner Gedichte geht mir's schlecht. Niemand kann meine Hand lesen; ich muß alles diktieren, und da giebt's Fehler über Fehler. Jetzt habe ich mich selbst dran gegeben, und alles zusammengerechnet, — von dir, mir, den Abschreibern, — bin ich doch schon weit hinein." In den folgenden Wochen mag ihr beständig dauerndes Unwohlsein ein Hindernis gebildet haben. Mehr und mehr erwies sich das westfälische Klima für ihre Gesundheit unzuträglich; darin liegt wohl der Grund, daß sich Mutter und Tochter im Herbst zu einer neuen Reise, ja zu einer Übersiedlung an den Bodensee entschlossen. Am 3. Oktober kamen sie wieder auf der Meersburg an, diesmal begleitet von Annettens Freundin Elise Rüdiger [2]). Für Frau von Droste war in dem unteren Stock eine Wohnung eingerichtet; auch Annette erhielt auf ihren Wunsch statt des früheren ein anderes Gemach, jetzt im südwestlichen Eckturm, tiefer gelegen, sodaß sie, um es zu erreichen und von da wieder in den Burggarten zu gelangen, nicht so viele Treppen als vormals auf- und abzusteigen brauchte. Ihre kleinen Schätze, ihre Sammlungen, die sie aus Westfalen mitgenommen hatte, wurden darin aufgestellt. Die Freundin, welche mit ihr gekommen war,

---

[1]) Annette an Frau v. Laßberg, 19. [November 1842].

[2]) Tagebuch der Frau v. Laßberg und Brief Laßbergs an Uhland vom 13. Oktober 1843; a. a. O. S. 250.

reiste nach zehn Tagen wieder ab, zum Bedauern von Jungen und Alten, deren Zuneigung sie rasch gewonnen hatte. Am 19. November — dem nächsten St. Elisabethentag — widmete Annette der Namensschwester das hübsche Gedicht, in welchem sie die beiden Namensheiligen, „die altersgraue Patriarchin" und die jugendliche Landgräfin von Thüringen, einander gegenüberstellt. In einem ausführlichen Briefe [1]) meldet sie zugleich, daß „die Abschrift der Gedichte sich gottlob dem Ende nähere"; sie schildert die Wanderungen am See mit dem Bedauern, die gemeinsamen Lieblingsplätze nicht mehr mit der Freundin besuchen zu können. „Auch einen Sturm habe ich erlebt", schreibt sie weiter, „o, einen Großpapa aller Stürme! und habe Gott gedankt, daß ich ihn allein überstehen mußte. Es war in der zweiten Woche nach Ihrer Abreise. Ich hatte einen langen Spaziergang, weit über Haltenau [zwei, etwa zwanzig Minuten östlich von Meersburg am See gelegene Höfe] hinaus, gemacht und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach; ohne Regen, nur Sturm, aber um Berge zu versetzen. Bei jedem Ruck faßte er mein dick wattiertes Kleid und wollte mich über die Mauer reißen, sodaß ich gleich bergan in die Reben flüchten mußte, wo ich mich kümmerlich an den Pfählen fortlavierte bis Haltenau und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Überstürzen, was sich wahrscheinlich eher mitleidswert als graziös ausgenommen haben mag. Die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem ‚b'hüt is Gott! b'hüt is Gott!' gar nicht aufhören und meinte, sie würde jetzt ‚um fünf Gulden' nicht über die Mauer nach Meersburg gehen. Was half das alles! Ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüten draußen

---

[1]) Annette an Elise Rüdiger, 18—20. November 1843; vgl. Deutsche Monatsblätter von H. u. J. Hart, Bremen 1878, I, 23fg.

mit jeder Minute ärger wurde, — so ging ich wieder los." Nur mühsam und zwischen den Rebpfählen mehr kriechend als gehend konnte sie sich fortbewegen; aber „der See", bemerkt sie, „war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff gehabt. Die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und ich wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springwellen, die unter mir wie eine endlose Reihe Fontainen aufstiegen, und zwar nicht, wie wir es kennen, nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher weit über mir und meinen Rebstöcken niederplatschten, sodaß ich nach ein paar Minuten keinen trocknen Faden mehr am Leibe, und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelt hatte, der mich niederzog wie Blei." Endlich, innerhalb des Stadtthores angelangt, glaubte sie das Schlimmste überstanden zu haben; aber auf den Stiegen zum Schlosse hinauf gewann der Sturm neue Gewalt. „Auf der langen, schmalen Brücke über den Mühlrädern", heißt es weiter, „wußte ich einmal keinen anderen Rat, als mich platt hinzuwerfen, und wäre doch wohl herabgeweht, wenn nicht der Müller, der auch gerade genötigt war, die Brücke zu passieren, mich am Boden festgehalten und dann auch die letzten Stiegen hinaufgeleitet hätte. Als ich ins Schloß kam, schnatternd und einen nassen Streifen hinter mir lassend, ward ich auch empfangen wie ein armer Hund. Es mißlang mir, in mein Zimmer zu schlüpfen; Laßberg stand zufällig im oberen Flur und erhob ein solches Geschrei: ‚Um Gotteswillen! wo kommen Sie her, was haben Sie gemacht! was denken Sie auch!' daß ich gleich auf eine sehr ungewünschte Weise en famille geriet. Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber doch sogleich, daß ich bei ganz leidlichem, spazierfähigem Wetter ausgegangen sei. Laßbergen habe ich mitten in seinen Exclamationen über meine Unvernunft müssen stehen lassen, denn mich

fror erbärmlich. Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Thee, nahm mich dann beim Arm und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette. Meinen dicken Rock habe ich acht Tage lang nicht anziehen können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen. — Da mir das Abenteuer nicht geschadet hat, ist's mir doch lieb, den See einmal in seiner tollsten Laune gesehen zu haben, um so mehr, da es nur für einmal im Leben ist; denn ein anderes Mal werde ich mich hüten. Ich mag die Lachsforellen und Gangfische viel lieber essen, als von ihnen gegessen werden, und es würde mir sogar nur wenig Trost bringen, wenn statt ihrer meine Lieblinge, die Möven, mich aufpickten. Am nächsten Tage hörten wir von vielem Unglück am See, — einem untergegangenen Schiffe und einigen einzeln Verunglückten."

Wenn Annette an ruhigeren Tagen, wie es wohl geschah, mit dem Fernglas das gegenüber liegende Ufer musterte, verweilten ihre Augen gern auf dem Schlößchen Wartensee bei Rorschach. Hier hatte zu Anfang des Jahres 1843 die englische Familie Pearsal Wohnung genommen und mit der Meersburg Verbindungen angeknüpft; an der jüngeren Tochter Philippa rühmte man neben anderen Eigenschaften einen „wunderherrlichen Contra-Alt." In dem Briefe vom 18. November äußert Annette einige Ungeduld, daß der seit Wochen versprochene Besuch sich noch immer erwarten lasse; als er aber erfolgte, wurde die Bekanntschaft bald zur Freundschaft. Philippa, liebenswürdig und talentvoll, damals erst 17jährig, aber weit über ihr Alter ernst und entwickelt, schloß sich enge an die Dichterin an. Annette hat ihr das schöne Gedicht [1]) „An Philippa" gewidmet,

---

1) Gedruckt in den „Letzten Gaben"; ein späteres Gedicht an Philippa, noch ungedruckt, ist ein Abschiedsgruß, als Annette 1844 den Bodensee verließ. Von zwei andern Bekannten jener Zeit, Fräulein Lottchen Ittner in Konstanz und dem Provisor der Apotheke in Meersburg, kann man

aus welchem man erkennt, daß die Pearsals nicht selten zu Schiffe von Rorschach nach Meersburg kamen, wie denn auch Annette sich mehrmals auf Tage und sogar auf eine Woche zum Besuch nach Wartensee begab.

Immer neue, immer festere Bande verknüpften sie mit den Ufern des herrlichen Wasserspiegels. Es war ein erklärlicher Wunsch, hier selbständig festen Fuß zu fassen, und durch einen glücklich benutzten Zufall wurde er zur Wirklichkeit. Etwa fünf Minuten von dem nördlichen Stadtthor, an der Straße, die zum Friedhof hinaufführt, erblickt man oben auf einem Rebenhügel einen steinernen Pavillon, das „Fürstenhäuschen", so genannt, weil es von dem Domherrn Jakob Fugger von Augsburg, der es erbaute, 1620 seinem Vetter, dem Fürstbischof von Konstanz, vermacht wurde. Später kam es an den Seminarfonds in Freiburg, wo man sich des ferngelegenen, unbequemen Besitztums entäußern wollte. Die Anmut der Örtlichkeit muß selbst dem vorüberziehenden Wanderer auffallen. So „war denn auch", erzählt Annette, „diese niedliche Miniaturbesitzung jedermanns Augenmerk, und als sie [etwa am 12. November] [1]) zum Verkauf kam, strömten alle Honoratioren zu. Ich ging auch hin; warum, weiß ich kaum. Ich dachte wohl, es wäre hübsch, wenn ich es kaufen könnte, um es einstens, da es doch an Jennys Garten stößt, ihren Kindern zu hinterlassen, — aber es fiel mir nicht ein, daß ich es könnte. Sowie ich hereinkam, fragte mich einer der Honoratioren: Wollen Sie mitbieten? Ich sagte: Vielleicht, je nachdem es fällt, — worauf gleich mehrere der Herren fortgingen, auch mehrere der Bauern, und die anderen blieben ruhig sitzen und boten nicht, außer einem

---

die Porträts, rechte Kabinetsstücke, in einem Briefe vom 2. August 1844 (Ges. Werke IV, 337) finden.

[1]) Annette schreibt am 20. November a. a. O. S. 26: sie sei seit acht Tagen eine grandiose Grundbesitzerin.

Bauer, der auch bald still schwieg, als ich ganz piano anfing gegen ihn zu bieten; und so wurde mir schon nach ein paar Minuten die ganze Geschichte für 400 Thlr. zugeschlagen. Alle sagen, ich hätte lächerlich wohlfeil gekauft; die Reben allein kosteten hier in schlechter Lage ebenso viel, und in guter wenigstens das Doppelte, und das Haus hätte ich ganz umsonst. Aber es ist heuer eine Art Hungerjahr hier in Schwaben, niemand hat Geld zum Kaufen, und man hat sich hier in den Kopf gesetzt, Mama und mich für halbe Millionärinnen zu halten; so hat mir keine Seele aufgeboten" [1]).

Voller Freude schildert sie schon am 20. November ihrer Freundin und später der Tante Sophie v. Haxthausen ihr neues Besitztum. „Es enthält fünf Piecen", schreibt sie, „zwar klein, aber doch brauchbar: zuerst unten das größte Zimmer mit einem Kachelofen, daneben die kleine Küche, wo der Herd mit dem Ofen verbunden ist, so daß beide mit einem Feuer können geheizt werden. Aus der Küche führt eine Wendeltreppe in den obern Stock, vermittelst einer Fallthür; wenn man abends die Fallthür zumacht, so ist die Entrée auch ein kleines Zimmerchen, wo eine Kammerjungfer schlafen, und ein Schrank stehen könnte. Dann kömmt ein recht nettes, heizbares Wohnzimmer und dahinter ein Schlafzimmerchen. Oben ist etwas Bodenraum und unter dem ganzen Hause her ein großer Keller. Das Gebäude ist im besten Zustande, sehr fest und massiv aus gehauenen Steinen aufgeführt, das Dach noch im vorigen Jahre durchaus repariert; nur die Fenster sind alle fort, bloß Läden da, die gottlob immer fest geschlossen gewesen sind, so daß die

---

[1]) Annette an Sophie v. Haxthausen, 11. Januar 1844; der letzte Satz aus einem Briefe an August v. Haxthausen, 2. August 1844 Ges. Werke IV, 329 und 336.

Zimmer nichts gelitten haben. Hierzu gehört ein Jauchert (etwas mehr wie ein Morgen) Rebland, sehr gut im Stande gehalten und mit lauter guten Sorten bepflanzt, Muskateller, Traminer, Gutedel u. s. w., die in guten Jahren etwa zwanzig Ohm Wein bringen sollen. Die Hälfte davon hat eine sehr gute Lage nach Süden, die andere weniger. Es gehört auch noch ein Bleichplätzchen dazu; ein Brunnen ist nicht da, aber grade daneben eine Quelle, die Sommer und Winter fließt."

Auch an Schücking berichtet Annette über den Vorgang, in etwas gedämpftem Tone. „Ich habe mich", schreibt sie am 14. Dezember, „durch die Billigkeit des Preises verleiten lassen, das am Wege zum ‚Frieden' liegende Fürstenhäuschen mit allen dazu gehörenden Reben zu kaufen — allerdings wohlfeil, aber doch um weit mehr, als einen jährlichen Betrag meiner Leibrente, weshalb ich eine Anleihe bei meinem Bruder machen mußte. Dafür habe ich nun freilich bei allen denkbaren Wechselfällen ein niedliches Asyl — und zwar in der Luft, die mir allein zusagt und endlich wohl meine heimische werden muß, — dabei in guten Jahren einen Weinertrag von etwa 40 [wahrscheinlich verlesen statt 20] Ohm. Die Vorteile des Kaufs kommen erst später. Die Reben sind schlecht gehalten, zuerst alles gute Sorten gewesen, aber die ausgegangenen durch ganz gemeine ersetzt; so muß ich sowohl an Verbesserung des Bodens als junge, edlere Stöcke noch vieles verwenden, auch im Hause einiges reparieren lassen und darf mich freuen, wenn in den ersten Jahren der Ertrag die Ausgabe deckt, und ich nicht zuschießen muß. Am härtesten ist es mir, so viele reichlich tragende Stöcke ausroden und durch solche ersetzen zu lassen, die mir noch Jahre lang nichts einbringen; aber es muß sein! Die schlechten Trauben zwischen den guten verderben den ganzen Wein, der sonst der Lage nach zu den besten hiesigen gehören

könnte. Das sind Schattenseiten! Dennoch bin ich überglücklich, und die Aussicht auf mein künftiges kleines Tusculum macht mir alles leicht" [1]).

Aus dem Hauptgemach genießt man die herrlichste Aussicht auf den See und die Gebirge. Annette brachte nicht selten halbe Tage darin zu, wiegte sich in Gedanken, durch schattige Laubengänge und Blumenbeete die Umgebung zu verschönern, und wenn sie „so von oben die ganze Gegend kontrollieren konnte, jeden Bürger, der auf die Gasse oder auch nur ans Fenster, jeden Bauern, der in seinen Hofraum trat, so kam sie sich vor wie der Student von Salamanka, dem der hinkende Teufel die Hausdächer abgehoben hat."

Der Kaufpreis sollte von dem Honorar für die Gedichte bestritten werden. Denn nach langem Zögern war endlich am 12. Januar 1844 das größtenteils von Annette selbst angefertigte, saubere Manuskript an Schücking abgegangen [2]), und am 29. Januar wurde von Cotta in Stuttgart der Vertrag unterzeichnet, welcher für eine Auflage von 1200 Exemplaren „im Format von Uhlands Gedichten" gleich nach dem Abschluß des Druckes 700 Gulden zusagt. Schücking übernahm die Revision.

Er hatte, seit wir ihn in Darmstadt verließen, den Sommer mit Freiligrath und Geibel in St. Goar verlebt, am 7. Oktober seine Braut an den Altar geführt und dann seine Stelle in Augsburg angetreten. Im Mai des folgenden Jahres machte er eine Reise an den Bodensee, um die junge Frau seiner Freundin vorzustellen, und verweilte vom 6. bis zum 20. Mai in Meersburg. Er fand Annette verändert, ihre Gesundheit

---

1) Schücking, Einleitung I, 43.

2) Annette an Sophie v. Haxthausen, 11. Januar 1844; Ges. Werke IV, 328.

angegriffen, obgleich sie ihrer Gewohnheit nach nicht viel darüber klagte. Große Freude machte ihr das neuerworbene Besitztum, und täglich führte sie die Freunde in den Pavillon. Er war freilich, wie Schücking erzählt, wunderlich rot, blau und grün von einem „Maler" des Städtchens angestrichen; aber Annette konnte es nicht über sich gewinnen, den ländlichen, von seiner Arbeit hochentzückten Künstler durch den Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen. „Nach acht [in Wahrheit nach 14] Tagen mußten wir scheiden", fährt Schücking fort, „und der biedere, alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer noch so geistesfrisch und frohen Mutes ‚auf der ältesten Burg Teutschlandes' saß, kredenzte uns in seinem trefflichen Meersburger 1834er den Abschiedstrunk [1])." Das junge Paar machte zunächst einen Ausflug in die Schweiz, kehrte aber am 26. Mai nach Meersburg zurück, um vier Tage später von da den Weg nach Augsburg einzuschlagen.

Annette war in den letzten Monaten nicht müßig gewesen. Sie scheint sich mit französischer Litteratur beschäftigt zu haben. Aus mehreren Lustspielen Molières machte sie Auszüge, merkte bedeutende Scenen, komische Situationen, treffende Ausdrücke an, dazu eigene Gedanken, die ihr beim Lesen in den Sinn kamen und für künftige Verwertung brauchbar schienen. Auch ihre eigene Muse hatte nicht geruht. Beim Abschied konnte sie Schücking beinahe ein Dutzend Gedichte mitgeben, die seit Absendung der Gedichtsammlung an Cotta entstanden und für das Morgenblatt bestimmt waren, darunter „Das Ich der Mittelpunkt der Welt", „Die tote Lerche", „Grüße", „Die Golems", „Im Grase", ferner „Spätes Erwachen", „Das Bild", beide an Amalie Hassenpflug gerichtet, und „Lebt wohl", die schönen

---

[1]) Schücking, Lebenserinnerungen II, 11 und Tagebuch der Frau v. Laßberg.

Abschiedsworte, die sie beim Scheiden dem jungen Paare gewidmet hatte. Aber Wochen und Monate vergingen, ehe Annette über das Schicksal dieser Gedichte etwas erfuhr, obgleich vier derselben im Laufe des August im Morgenblatt zur Veröffentlichung kamen [1]). Von der Gedichtsammlung hatte sie während des Sommers „eine Menge Korrekturbogen" erhalten; allein über den Zeitpunkt des Erscheinens blieb sie im dunkeln. Es wurde Herbst und der Tag der Rückkehr nach Münster nahte heran. Mit einiger Ungeduld bittet die Schwester in einem Briefe an Schückings Frau um rasche Aufklärung [2]), die auch bald, freilich vollständig erst in Rüschhaus, der Dichterin zu Händen kam.

Am 23. September reisten Annette und die Mutter von Meersburg ab. „Den ersten Tag", berichtet sie ihrer Schwester, „passierte uns nichts Erzählenswertes; wir hielten nur an, um Pferde zu wechseln, und hielten Mittag im Wagen von Eurem Proviant. — Es war schon sehr finster, als wir in Schramberg [an]kamen. Der Regen hatte aufgehört, aber dicke Wolken ließen den Mond nur wenig durchkommen, sodaß die Berge und Felsen sich riesenhaft vergrößerten, und das Städtchen mit seinen rot glühenden Schmelzöfen und den vielen weiß leuchtenden Lampenglocken in den langen Fabriksälen sich wirklich feenhaft ausnahm. Dort riet uns der Postmeister dringend ab, im finstern über Wolfach zu gehen, da der erste Teil des Weges über schmale Klippenwände führe, und erst vor einigen Tagen dort

1) „Das Ich der Mittelpunkt der Welt", Morgenblatt 10. August; „Spätes Erwachen", 16. August; „Die tote Lerche" und „Lebt wohl", 28. August 1844.

2) Frau v. Laßberg an Frau Schücking. Entwurf auf der Rückseite des Vertrages mit Cotta. Der Brief ist in der zweiten Hälfte des September geschrieben, weil er erwähnt, daß Annette durch Einfluß des Äquinoctiums leidend sei.

ein großes Unglück geschehen, und ein Wagen mit Menschen und Pferden nachts in den Tobel gestürzt sei. Das war uns doch zu viel und verlangten wir es auch gar nicht, sondern fuhren nach Hornberg und machten dort, da der Regen wieder in Strömen goß, unser erstes Nachtquartier. Am anderen Morgen kamen wir etwa eine halbe Stunde vor Abgang der Eisenbahn in Offenburg an. Die Eisenbahn machte uns diesesmal gar keinen ängstlichen oder seltsamen Eindruck mehr, aber einen höchst langweiligen, ganz als wenn man auf schlechten Wegen langsam voran juckelt, überall aufgehalten wird und gar nicht voran kömmt. Auf dieser Bahn müssen nämlich die Schienen nicht gut gelegt sein; sie stößt bedeutend, und das ewige Anhalten bei den Stationen erhöht noch den Eindruck von schlechten Wegen und Langsamkeit, obwohl es pfeilschnell geht, und wir nur etwa fünf Stunden bis Mannheim brauchten." Der Plan, Trier zu besuchen, wurde aufgegeben. „Wir fuhren", schreibt Annette, „am dritten Tage den Rhein hinunter bis Düsseldorf, wo wir abends um halb elf ankamen. Ich bekam schon sehr bald mein Kopfweh, bin vom Anfang bis zum Ende des Weges im Wagen geblieben und habe nichts gesehen als die schöne Aussicht, das schöne Gesicht einer englischen Herzogin, die gerade neben mir auch in ihrem prachtvollen Wagen saß, ihrem Mann zur Seite, ein Buch in der Hand, aber geschwind das Fenster aufzog, als ich einmal hinsah, und seitdem wie angenagelt im Fond zurückgelehnt saß und nur einen Zipfel ihres Buches sichtbar werden ließ, in dem zuweilen ein Blatt umgeschlagen wurde, — und dann die Matrosen, und unter ihnen einen, der sehr schön jodelte." Er übte seine Kunst so meisterlich, können wir hinzusetzen, und Annette fand an seinen Leistungen so viel Vergnügen, daß sie ihm, wie es auch wohl einem harmonisch blasenden Postillon geschah, ein Trinkgeld schickte. Aber durch eine solche Anerkennung höchlich geschmeichelt, hörte der

Mann nun gar nicht wieder auf; er suchte sich selbst zu überbieten, und Annette sagte endlich gutmütig: „Ich habe die Eitelkeit in ihm wachgerufen, er wird sich noch die Schwindsucht an den Hals singen, das ist doch Gewissenssache“; und sie schickte ein zweites Trinkgeld, damit er sich zur Ruhe gebe. Eine treue Dienerin der Frau v. Droste, Lisette Kappelhoff, welche die beiden Damen nach Meersburg begleitet hatte und mit ihnen zurückkehrte, weiß von Annettens Herzensgüte außer diesem Zuge noch manchen ähnlichen zu erzählen. In Meersburg befand sich eine Schauspielertruppe, nicht ohne gute Kräfte, aber ganz ohne Mittel. Annette schenkte ihnen selbst eine namhafte Summe und brachte durch eine Sammlung so viel auf, daß die Leute sich einrichten und redlich weiter bringen konnten. Eines Morgens klagte sie, sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen; die Stimme des Nachtwächters habe so traurig geklungen; dem Mann müsse es recht übel gehen. Sie ließ ihn rufen; und nur zu sehr fand sie ihre Ahnungen bestätigt, schon durch sein Äußeres, und noch mehr, als er von seiner Lage erzählte. Ganz gerührt entließ sie ihn mit einem reichen Geschenk, wußte auch einzurichten, daß er für sich und die Seinigen an jedem Samstag auf der Burg eine Brodspende abholen durfte, und ließ, als sie abreiste, einen ausreichenden Betrag für diesen Zweck zurück.

Am vierten Tage [27. September] spät abends bei hellem Mondschein langte man in Rüschhaus an. Hier fand sich Schücking glänzend gerechtfertigt. In der Meinung, Annette sei von Meersburg früher abgereist, als es geschehen war, hatte er alles, was sie dort erwartete, schon einige Wochen früher nach Münster geschickt, nicht bloß Nachrichten, sondern auch die Freiexemplare der neuen Gedichtsammlung, deren Zahl Cotta, wie Annette schreibt, „generöser Weise von 12 auf 16 vermehrt“ hatte. Auch der Wechsel auf den Betrag des Honorars

war beigelegt und wanderte sogleich nach Meersburg, um den Kaufpreis des Gartenhauses zu berichtigen [1]).

In dem Intelligenzblatt zum Morgenblatt vom 14. September werden als „eben erschienen“ die „Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff“ angezeigt. Das Morgenblatt von demselben Tage teilt als „einige Proben aus der demnächst erscheinenden“ Sammlung die Gedichte „Mein Beruf“ und „Das Haus in der Haide“ mit, denen die Gedichte „Vor vierzig Jahren“, „Der Säntis“, „Die Krähen“, „Ein harter Wintertag“ und „Poesie“ in späteren Blättern folgten. „Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen“, heißt es in der wahrscheinlich von W. Menzel herrührenden Vorbemerkung, „verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigentümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keckſten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens, zu adeln weiß, tritt, wie schon in den einzelnen Gedichten, noch unverkennbarer in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmut und Feuer vereinigenden Sammlung hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigentümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln.“ Hören wir noch,

[1]) Annette an Frau v. Laßberg, Anfang Oktober 1844.

wie der Freiherr von Zedlitz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 26. November 1844 urteilt. Nach einigen wenig schmeichelhaften Bemerkungen über schriftstellernde Damen fährt er fort: „Wohlan, wir machen dem Geschlechte eine volle, unbedingte Ehrenerklärung. In Annette von Droste besitzt Deutschland eine Dichterin, der kein Erfordernis wahrer poetischer Begabung fehlt, eine Dichterin der seltensten Weihe, die mit den Dichtern um jeden Preis zu ringen befugt ist, und der man, wenn sie ihn erringt, wird zugestehen müssen, es habe ihr denselben eben so sehr ihr Verdienst, als männliche Courtoisie zuerkannt. Wenn wir die reichhaltige Sammlung dieser Poesieen durchgehen, ist es zuerst die Eigentümlichkeit und Ursprünglichkeit ihres Talents, die wir darin anerkennen müssen. Überall tritt uns ein selbständiger, schaffender Geist entgegen, nirgends der Nach- und Wiederklang lange vorher gekannter Weisen. Sind diese auch in ihrem Wert verschieden, fehlt manchem einzelnen die Klarheit des Ausdruckes und jene Korrektheit der Form, die man bei der heutigen Durchbildung der Sprache, namentlich in der Lyrik, zu fordern berechtigt ist, — immer sind sie durchaus abgeschlossene Lichtbilder einer völlig ausgeprägten Individualität. Alles, was die Dichterin giebt, ist selbst erschaut, selbst empfunden, mit dem eigensten Lebensodem durchweht und mit einer Freiheit und Rückhaltlosigkeit hinausgesungen, die, völlig unbekümmert um den Erfolg, nur einer glühenden, tiefinneren Notwendigkeit folgt. Dabei ist dieser Poesie gerade die seltene Wechselwirkung sonst meist getrennter Elemente zugute gekommen, die sich hier auf sehr anziehende Weise unterstützen und ergänzen. Diese Gedichte sind vollkommen weiblich in ihrem Kern, in ihrem Wesen, und doch dabei mit der männlichsten Kraft des Ausdruckes gepaart. Auch ist dabei nirgend eine Koketterie der Empfindung; alles ist innerlich gesund. Jeder überflüssige Zierat ist mit strengem

Sinn verschmäht, und das reiche Gewand des Wortes über die schönen Glieder der Poesie mit einer Nachlässigkeit geworfen, der es völlig gleichgültig ist, wie die Falten fallen mögen, sicher, daß der Leib, den es bedeckt, sich unter ihm immer edel und anmutig bewegen werde."

So günstig lauteten die ersten Urteile. Die neuen Gedichte waren von durchschlagendem Erfolg und verdienten ihn, mag man den Inhalt oder die Form der Sammlung betrachten. Der schön ausgestattete Band von 575 Seiten bringt zuerst zehn Gedichte als „Zeitbilder"; dann folgen „Haidebilder", die wunderbaren Beschreibungen westfälischer Landschaft; darauf unter der Benennung: „Fels, Wald und See" die Elemente, die Weiherlieder und die auf den Bodensee bezüglichen Gedichte; ferner als „Gedichte vermischten Inhaltes" das an Personen Gerichtete und das meiste, was als Ausdruck persönlicher Erlebnisse gelten kann. Unter „Scherz und Ernst" sind sehr geschickt Gedichte humoristischer Art zusammengestellt, wie „Dichters Naturgefühl", „Des Pfarrers Woche", „Der Theetisch", „Die beschränkte Frau", die reizende Erzählung, welche als solche zu der folgenden Abteilung der „Balladen" hinüberleitet. Hier haben die zahlreichen Gespenstergeschichten, die Balladen historischen Inhalts für „Das malerische und romantische Westfalen" ihre Stelle gefunden, dazwischen „Der Graf von Thal", „Die Vendetta", „Der Geierpfiff", „Die Schwestern", „Die Vergeltung", „Der Barmekiden Untergang", „Bajazet". An die Balladen schließen sich die größeren erzählenden Gedichte, an der Spitze ein neu hinzugekommenes „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers", während „Die Schlacht im Loener Bruch" den würdigen Abschluß bildet. Durchaus erkennt man eine sorgfältig und sinnvoll ordnende Hand, und es wäre bedenklich, wenn eine neue Ausgabe diese von der Dichterin selbstgewählte Folge ändern wollte. Gleichwohl war Annette auch jetzt noch

kritisch verfahren. Von den Jugendgedichten hat kein einziges Aufnahme gefunden, auch nicht „Die Gräfin“ und „Schloß Berg“. Einiges, das bis heute ungedruckt geblieben ist, wie „Der Spekulant“, „Verfehlter französischer Roman“, wurde sogar noch in letzter Stunde wieder zurückgestellt, obgleich ihm durch eines der von Annette angefertigten Inhaltsverzeichnisse bereits die Anerkennung vor der Öffentlichkeit verheißen war.

Annettens Ruf war begründet; sie war, wenn nicht die bekannteste, doch die bedeutendste Schriftstellerin Deutschlands geworden und wurde von denen, die am sichersten urteilen konnten, als solche anerkannt. In der Augsburger Allg. Zeitung vom 14. März 1845 macht eine selbst schriftstellernde Dame einige Einwendungen gegen das strenge Urteil, das Zedlitz in dem angeführten Artikel gegen ihre sämtlichen Kolleginnen mit einziger Ausnahme Annettens gefällt hatte. „Aber unangetastet“, fährt sie fort, „soll der Lorbeer auf der hohen Stirn Annettens ruhen... Sie ist uns fremder als alle ihre Schwestern, denn ihr Geist hat wirklich die Genialität eines Mannes. Ihr poetisches Intuitionsvermögen, welches Frauen immer in geringem Grad besitzen, hat ihr auch wahrscheinlich die gerechte Würdigung von dem Sänger des Waldfräuleins eingebracht.“ Auch in einer Korrespondenz des Morgenblattes vom 5. November 1845 wird Annette als große, isoliert stehende Persönlichkeit bezeichnet. Von zahlreichen Zeitschriften und anderen litterarischen Unternehmungen wurde ihre Beteiligung erbeten. Die meiste Freude mögen ihr zwei Schriftstücke gemacht haben: ein Schreiben des Fürstbischofs Melchior v. Diepenbrock, welcher für einen Freund ein Autograph Annettens wünschte und zugleich seinen „Geistlichen Blumenstrauß“ und die Übersetzung dreier Erzählungen von H. Conscience überschickte, sodann ein Brief der Frau Klara Schumann, welche im Auf-

trage ihres Mannes die ihm persönlich unbekannte Dichterin um den Text für eine Oper bat. Und wenn sie die vergeblichen Versuche ihrer Jugend, die lange, mühsame, so wenig anerkannte Arbeit für ihre epischen Gedichte mit dem raschen Erfolge einer beinahe zufällig hervorquellenden Lyrik in Vergleich brachte, konnte sie mit ihren eigenen Versen von sich selber sagen:

„Nur als ich, entmutigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger, frischer Lorbeerkranz.“

Zehntes Kapitel.

Nachblüte. 1844—1846.

Über den Erfolg der neuen Veröffentlichung besitzen wir keine so eingehende Äußerung Annettens, als über die Aufnahme des „Walther“ oder der ersten Ausgabe der Gedichte. Sicher wurde in ihrem einfach schlichten Wesen auch in der Folgezeit nichts geändert, und mehr als einer ihrer Briefe beweist, daß sie den Wert der Tagesmeinung nicht überschätzte. Schon im Sommer 1843, als ihr nach den Beiträgen zum Morgenblatt Aufforderungen von verschiedenen Zeitschriften, insbesondere von dem Dresdener Abendblatt zugingen, schreibt sie an Elise Rüdiger: „Was hilft es mir, daß die Buchhändler meinen, auch mich kurze Zeit dem Publikum als Zugpflaster auflegen zu können, um mich nachher wie eine verbrauchte spanische Fliege bei Seite zu werfen. So hat mir ein Blatt Anträge gemacht: das gewöhnliche Honorar sei zwei, höchstens drei Friedrichsdor per Bogen; ich könne aber darüber hinaus fordern, so hoch ich wolle; die Bedingungen seien lediglich von mir abhängig; ich möchte nur erlauben, daß mich das Blatt vorläufig als Mitarbeiterin bezeichnen dürfe, doch würde man sich meinen ‚Befehlen‘ fügen u. s. w. Ich habe diesen Brief gar nicht beantwortet. Vor zwanzig Jahren würde er mir den Kopf ver-



Annette von Droste Hülshoff.

LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.

dreht haben; jetzt sehe ich schon en perspective den Augenblick, wo man sich meine Beiträge verbitten oder auf den geringsten Preis herabdrücken würde. So steht mein Entschluß fester als jemals, nie auf Effekt zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen und unserer blasierten Zeit den Rücken zuzuwenden. Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden; aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden [1])." Nach dem Erscheinen der neuen Gedichtsammlung unterließ sie nicht, der Schwester von dem, was ihr über die Aufnahme zu Gesicht oder zu Ohren kam, Kenntnis zu geben. „Ich hoffe", schreibt sie am 20. Dezember 1844, „Cotta hat keinen Schaden an mir; wenigstens sind einige Stimmen von Gewicht für mich aufgetreten, — in der ‚Allgemeinen' Zedlitz, und jetzt schreibt mir Schücking, daß nächstens eine von Kühne (wohnt in Weimar) eingerückt werden würde. Dieser ist jetzt der berühmteste unter den Rezensenten und sehr streng, deshalb würde ich nichts besonders Gutes erwarten. Aber Schücking kündigt es mir doch so vergnügt an! Man muß sehen, was es giebt! In unserm Merkur bin ich nun gar über alle Berge herausgestrichen worden und dachte sicher, ein Freund hätte es gethan; jetzt weiß ich aber, wer es ist, — ein schlesischer Litterat, Kynast, der sich seit einigen Wochen in Münster aufhält. So habe ich wenigstens, was mir zu Teile wird, von keiner Seite persönlicher Vorliebe zu danken. In Berlin scheinen die Gedichte sehr gut fortzukommen; Onkel Fritz sagt, August habe geschrieben, sie machten dort furore. Du weißt aber, wie August die Taschen immer voll Mandeln und Rosinen hat, und ihm wird auch jeder das Beste darüber sagen; doch scheint's jedenfalls gut zu stehn, wenn man auch

---

[1]) Der Brief gütigst mitgeteilt von Freiin Elise v. Hohenhausen.

zwei Drittel subtrahiert. — Wie es hier steht, weiß ich nicht recht. Die Preußen sind allerdings auf meiner Seite; aber das sind arme Teufel, die sich ein Exemplar durch die ganze Stadt umleihen, und somit wenig profitabel für Cotta, und der Adel nimmt, wie ich glaube, noch immer blutwenig Notiz von mir und liest überhaupt niemals Gedichte.“ Am Schlusse folgt die ruhige Bemerkung: „Man muß abwarten, wie früh oder spät eine zweite Auflage nötig wird; dies ist der einzige Probierstein, der nicht täuschen kann.“

Der in diesen Zeilen durchklingende Gedanke, daß sie bei Standesgenossen und Landsleuten weniger Anerkennung als bei Fremden finde, ist uns schon im Herbst 1837, ehe die Gedichte zum erstenmal erschienen, begegnet und kehrt in späteren Briefen mehr als einmal wieder. Im September 1842, als sie der Schwester von mehreren günstigen Rezensionen Kenntnis geben konnte, ließ sie auch dem Onkel August sagen, im Auslande ginge es ihr sehr gut, drei Verleger hätten sich angeboten; nur in der Heimat spiele sie noch „immer die Rolle des begossenen Hundes“. Und am 2. August 1844 schreibt sie dem Onkel selbst: „Es ist seltsam, wie man an einem Orte (hier in Oberdeutschland, Sachsen 2c.) so gut angesehen und zugleich an einem andern (Westfalen) durchgängig schlimmer als übersehen sein kann. Ich muß mich mehr, als ich selbst weiß, der schwäbischen Schule zuneigen“ [1]). Der Erklärungsgrund des Beifalls wird wenig stichhaltig erscheinen, denn alles läßt sich in Annettens Gedichten leichter finden, als eine Hinneigung zur schwäbischen Schule; aber die Klage über das Heimatland ist leider nicht unberechtigt. Man muß sich mit dem Gedanken trösten, daß das sprichwörtliche Los der Propheten auch ein-

[1]) Annette an Sophie v. Haxthausen, 24. September 1842, und an August v. Haxthausen, 2. August 1844; Werke IV, S. 327 u. 335.

mal einer Prophetin, wie ja unsere Dichterin so oft genannt worden ist, zuteil werden konnte.

Den Winter von 1844 auf 1845 verlebte Annette in Rüschhaus; über ihre Lage giebt ein Brief an Johanna Hassenpflug, die Schwester ihrer Freundin Amalie, vom 27. April 1845 die genaueste Auskunft. Sie schildert Rüschhaus als „einen der unveränderlichsten Orte, wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr werde". Doch hatte sie einen schweren Verlust erlitten. Wir haben mehrmals der alten Amme erwähnt, die in dem Gedichte „Was bleibt" auch mit grauen Haaren ewig jung erscheint. Noch im Herbst 1844 richtet sich unter den „Grüßen", die vom Bodensee in die Heimat gesendet werden, ein besonders inniger an das

„Dach, wo nimmer
Die treuste Seele mein vergißt
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest."

Aber schon bei Annettens Rückkehr erschien die Alte verändert und infolge eines Sturzes von der Treppe halb gelähmt. Die Freude des Wiedersehens gab ihr noch einmal Kräftigung; aber am 16. Februar wurde sie von einem Schlagfluß getroffen, den sie nur sieben Tage überlebte [1]). „Du begreifst, liebste Hanne", schreibt Annette, „daß dieser Verlust mir sehr nahe geht. Ich war seit vielen Jahren an sie gewöhnt, und ihre Treue hat auch jede Liebe und Andenken wohl verdient; so ist es mir denn auch, als hätte ich eine nahe Verwandte verloren." „Ich lebe jetzt", berichtet sie weiter, „einsamer als je. Junkmann ist fort, in Bonn, wird von da nach Berlin gehen, um zu promovieren, und dann hoffentlich nicht nach Münster zurück, wo nichts für ihn zu machen ist. Lutterbeck auch fort, Professor in [Gießen]; der Maler Sprick tot. Mein guter

---

[1]) Frau v. Droste an Frau v. Laßberg, 5. März 1845.

Blinder (Schlüter) vergebens operiert und seitdem so lichtscheu, daß er sich gar nicht mehr so weit bis zu uns hinaus wagt; Schücking wohl für immer in Süddeutschland fixiert, sehr glücklich in seiner Ehe und seinem nagelneuen Söhnchen. So ist mein alter Kreis gänzlich gesprengt, und es hat mir bisher an Zeit und Gesundheit, folglich auch wohl an Lust gefehlt, mir einen neuen zu bilden, obwohl dieses, wenn ich mal das Bedürfnis fühlen sollte, nicht schwer werden wird; denn es giebt viele sehr gescheite und nette Leute in Münster, und jedermann macht gern bei schönem Wetter kleine Landpartieen . . Doch fühle ich durchaus keinen Mangel an Gesellschaft; ich stecke immer über und über in Arbeiten, und meine Rüdiger ist mir mehr wie zehn andere. Sie kömmt zuweilen, schreibt oft, und jeder ihrer Briefe macht mir einen heiteren Tag." In zahlreichen Antwortschreiben Annettens findet diese Aussage Bestätigung. Noch mehr als früher wird diese Freundschaft für die Dichterin eine Lebenserheiterung und außerhalb des Kreises ihrer Familie, wenn nicht die nächste, doch die am lebhaftesten unterhaltene Beziehung. Die jüngere Freundin blickte mit Verehrung zu Annette hinauf; in litterarischen Kreisen aufgewachsen, wagte sie damals die ersten Schritte in die Autorlaufbahn, und gern mochte sie das von ihr selbst oder ihrer Mutter Geschriebene dem Urteile Annettens unterbreiten. Auch die neueren Erzeugnisse der Litteratur, besonders die Gedichte und Novellen des Morgenblattes, kommen in dem Briefwechsel zur Besprechung, und wenn Annette Schlüter gegenüber sich als Lernende verhalten hatte, so tritt sie mit Vergnügen jetzt auch als Lehrerin auf. Stets behauptet aber neben dem Litterarischen das Persönliche seinen Platz; an Namens- und Geburtstags-Geschenken fehlt es nicht; zuweilen kreuzen sie sich, da beide Freundinnen gleichzeitig am 19. November ihren Namenstag zu feiern hatten. Annette empfand es schwer, daß Frau Rüdiger, deren Gemahl

nach Minden versetzt war, im Sommer 1845 Münster verlassen mußte. „Zum erstenmal“, heißt es in einem noch ungedruckten Gedichte zum 19. November 1845:

„Zum erstenmal in fernem Land
Sucht dich mein Gruß an diesem Tag,
Muß spähend wandern, scheu und zag,
Bis er die liebe Schwelle fand.“

Aber der Briefwechsel wird infolge dessen um so reichhaltiger und für die nächsten Jahre eine der wertvollsten Quellen.

Wenn Annette an Johanna Hassenpflug schreibt, sie stecke tief in Arbeiten, so sind wahrscheinlich die „Bilder aus Westfalen“ gemeint, die im Oktober unter dem Titel „Westfälische Schilderungen aus einer westfälischen Feder“ in den Historisch-politischen Blättern erschienen [1]). Freilich mag es sich dabei mehr um Überarbeitung oder letzte Feile als um eine ganz neue Arbeit gehandelt haben; denn unzweifelhaft ist von dieser Schrift das meiste aus früherer Zeit. Wir erinnern uns, wie die so lange und reiflich erwogene Erzählung des Lausitzer Edelmanns nach kurzem, vielversprechendem Anfang ins Stocken geriet. Noch bei der Abreise nach Meersburg im September 1841 dachte Annette das Werk dort zu vollenden; aber der Koffer, in welchem sie das Manuskript — daneben auch das Lustspiel „zu weiterer Feilung“ — eingepackt hatte, langte vier Wochen später als sie selbst auf der Meersburg an, und die Fülle lyrischer Erzeugnisse, die in jenem gesegneten Herbste unaufhaltsam hervorbrach, mag den Gedanken an das Prosawerk zurückgedrängt haben. In Briefen an den Onkel August, der sich ganz besonders für die von ihm angeregte Beschreibung seines Heimatlandes interessierte, wird es auch in den nächsten Jahren noch mehrmals erwähnt; aber stets ist dann von langsamem Fortgang, Hinder-

---

1) Hist.-pol. Blätter Bd. XVI, 463 fg., 505 fg., 587 fg.

nissen und Zögerungen die Rede [1]), bis es endlich mit einem dem Inhalte nach ähnlichen, aber der Form nach völlig verschiedenen vertauscht wurde [2]). Wenn in dem früheren Werke eine Reihe von scheinbar zufälligen Erlebnissen, die ein Fremder schildert, das Gesamtbild des Landes hervorbringen sollte, so giebt jetzt Annette als Verfasserin eine Beschreibung ihrer heimatlichen Provinz. In dem ersten Abschnitt zeichnet sie im allgemeinen die Physiognomie des Paderborner und des Münster-Landes, der Grafschaft Mark und des Herzogtums Westfalen, im zweiten den Handelsgeist des Sauerlandes und im Gegensatze dazu die wilde Poesie im Paderbornischen. Annette kannte diese Gegenden, in denen sie häufig sich aufgehalten hatte, beinahe so genau, wie ihre münsterische Heimat; mehr als einmal wird man an die Briefe erinnert, die sie im Sommer 1839 aus Apenburg an Schlüter und Junkmann richtete. Die voreiligen Ehen, die elenden Wohnungen, die Branntweinpest, die Verderbnis der Sitten, sonderbare und abergläubische Gebräuche treten in scharfen Zügen hervor; die Darstellung des Schleichhandels ist das theoretische Ergebnis dessen, was in der Judenbuche novellistisch behandelt wurde, und die Rauf- und Fehdelust der Bevölkerung zeigt sich in der Schilderung eines tumultuarischen Gerichtstages, welche bedauern läßt, daß sie nicht zu einer Novelle ausgebildet wurde. Recht im Gegensatz zu diesen stürmischen Scenen folgt dann in der dritten Abteilung das münsterisch-patriarchalische Stillleben auf dem Hofe und in der Familie, bei der Brautwerbung und Hochzeit. Mit Vorliebe

---

1) Vgl. Annettens Briefe vom 26. Oktober 1841, 26. Januar 1842, 23. September 1842, 2. August 1844; Ges. Werke IV, 308, 313, 314, 315, 327, 335.

2) Schücking setzt in den „Letzten Gaben", Ges. Schriften II, 338, die „Bilder aus Westfalen" in das Jahr 1840, schwerlich mit ausreichenden Gründen. Auch der Titel rührt wahrscheinlich nicht von Annette her.

verweilt Annette bei den harmlosen Gebilden des Aberglaubens, wie das Münsterland sie hervorbrachte: bei den Langhüten und Timphüten — ein Hausspuk mit weißer Timpmütze, durch ein unsichtbares Loch aus- und eingehend, trieb auch in Rüschhaus sein Wesen [1]) — und vor allem bei dem Vorgesicht. Wie weit sie an derartige Dinge geglaubt hat, ist schwer zu bestimmen; von manchen redet sie im Tone eigener Überzeugung, z. B. von den Künsten des Paderbornischen Besprechers, welcher mit seinem weißen Stabe die Raupen aus dem Kohlfelde auf das Dach eines anstoßenden Hauses treibt und aus der Ferne einem vom Tierarzt schon aufgegebenen Schimmel Heilung giebt. Zur Erklärung wird auf die Kraft menschlichen Glaubens und die magnetische Gewalt des festen Willens verwiesen.

Niemand wird diese Beschreibung Westfalens ohne Interesse lesen, niemand in Abrede stellen, daß sie anschaulich, lebhaft und in einer vortrefflichen Prosa geschrieben sei. Nicht so allgemeinen Beifall fand der Inhalt. Annette hatte es wohl befürchtet und vielleicht aus diesem Grunde die Veröffentlichung so lange verzögert. Nur mit Mühe war es dem Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter“, Guido Görres, der Annettens Bekanntschaft in Meersburg gemacht hatte, gelungen, das Manuskript für seine Zeitschrift zu erhalten. Er hatte dann in einer Redaktionsbemerkung vor dem zweiten, auf Paderborn bezüglichen Artikel aufgefordert, auch die „erfreulichere Seite des dortigen Volkslebens“ zu schildern, unter der Versicherung, man wolle keineswegs „einen einzelnen Volksstamm zum Sündenbock unserer Zeit machen“. Das hieß den Widerspruch selbst anregen; der Redaktion wurde die Aufnahme des Aufsatzes als Taktlosigkeit und Ungerechtigkeit ausgelegt, und sie konnte nicht umhin, einem Gegenartikel Aufnahme zu gewähren, in welchem

[1]) Annette an Sophie v. Haxthausen, 23. April 1845. Ges. Werke IV, 339.

ein im Paderbornischen ansässiger Geistlicher gegen die Beschreibung seiner Heimat lebhaften Widerspruch erhob. In dem Autor der von Annette nicht unterzeichneten „Bilder" vermutete er ein Mitglied des Adels, das die Untugenden des Landvolkes übertreibe, um die Fehler der Standesgenossen und den Nachteil zu übergehen, welchen die rücksichtslose Ausübung adeliger Vorrechte für die Zustände des Landes nach sich zöge [1]). Wir können die Berechtigung des Widerspruchs hier nicht untersuchen. Aber wer noch so gut von den „Bildern aus Westfalen" denkt, wird sie doch schwerlich als ausreichenden Ersatz für die nicht beendeten Erzählungen des Lausitzer Edelmannes anerkennen und vielleicht mit Umkehrung eines oft angewendeten Sprichwortes sich der Ansicht zuneigen, hier sei das Gute der Feind des Besseren gewesen. Denn mit der Abfassung und sicher mit der Veröffentlichung des beschreibenden Werkes hat Annette für immer auf die Vollendung des dichterischen verzichtet. Ohne Bedenken entnahm sie dem Entwurf, wie früher dem aufgegebenen dritten Gesang des St. Bernhard, Ausdrücke und kleine Erzählungen, die sie anderswo zu benutzen wünschte. Die Anekdote von den wegweisenden Knaben, die wir in den „Bildern" lesen, sollte auch der Lausitzer Edelmann im sechsten Kapitel von „Bei uns zu Lande auf dem Lande" erzählen, eine Bauernhochzeit im siebenten Kapitel, Aberglaube und Vorgesicht, beleuchtet durch eine weit größere Zahl bedenklicher Vorfälle, im zehnten und elften Kapitel ihren Platz finden. Annette fürchtete wohl, bei einer doppelten Darstellung in Wiederholungen zu verfallen; aber mit Unrecht. Denn auch das in den „Bildern" schon Enthaltene hätte sicher in dem Munde des Lau-

---

[1]) Berichtigungen eines Westfalen (die westfälischen Schilderungen aus einer westfälischen Feder betreffend). Hist.-pol. Blätter, XVII, 657 fg. Der Artikel erschien am 15. Mai 1846.

sitzer Edelmannes eine ganz andere Gestalt gewonnen, und die Fülle des noch übrigen Neuen wäre so groß geblieben, daß die beiden Werke einander nicht geschadet, sondern in schönster Weise sich ergänzt hätten.

Kurz vorher, im April 1845, brachte die Kölnische Zeitung [1]) sechs Gedichte, „Volksglaube in den Pyrenäen", merkwürdige Zeugnisse, daß die Dichterin auch für die Empfindungen eines weit entlegenen Volkswesens den Ausdruck zu finden wußte. Wie ist Annette auf diesen Gegenstand verfallen? Im Morgenblatt des Jahres 1843 finden sich Beschreibungen „Aus den Hochpyrenäen" von W. v. Rhez und ein Roman „Die Einsiedlerin aus den Pyrenäen" von Reinbeck [2]); Annette selbst bemerkt auf einem Blatte ihres Nachlasses, daß sie „provenzalische Gedichte", mit denen sich ja auch Schücking beschäftigte, nach Hülshoff mitnehmen wolle. In wie weit darin eine Vermittelung oder Anregung liegt, läßt sich freilich nicht bestimmen.

Auch an Schilderungen des eigenen Seelenlebens blieb dies Jahr nicht unfruchtbar. Die schöne Erinnerung an die Jugendzeit, „Das erste Gedicht", ist auf den Umschlag eines Briefes von Schücking geschrieben, der den Poststempel des 27. November 1844 trägt. Am 25. Mai 1845 antwortete Annette auf die Zuschrift Diepenbrocks mit dem Gedichte „Das Wort" [3]);

---

[1]) Kölnische Zeitung 1845, Nr. 106—108, 110—112 vom 16.—18. und 20.—22. April.

[2]) Morgenblatt 1843 vom 4.—6., 12.—16., 30. und 31. Januar und 1. Februar.

[3]) Das Datum findet sich dem ersten Entwurfe beigefügt. Das Gedicht wurde wahrscheinlich in der ersten Hälfte des folgenden Monats mit einem im Entwurf noch erhaltenen Briefe (Werke IV, 346) an Diepenbrock gesandt, welcher am 15. Januar 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählt und am 8. Juni geweiht wurde. Ursprünglich sollte als Autograph für Diepenbrocks Freund, einen Grafen O'Donnell, das

auch die beiden Legenden „Gethsemane“ und „Das verlorene Paradies“ mögen auf Anregung des geistlichen Dichters entstanden sein. Auf den Antrag Schumanns ist sie dagegen, wie es scheint, nicht eingegangen. In einem Briefe an ihren Bruder Werner meint sie, das Operntextschreiben sei, wenn auch einträglich, doch etwas „gar zu Klägliches und Handwerksmäßiges“, sie könne sich nicht dazu entschließen [1]; und wenn man bedenkt, daß weder eine eigentlich dramatische Gestaltung, noch ein melodischer, für den Gesang sich eignender Fluß der Verse ihre Stärke bildeten, so kann man diesen Entschluß nicht sonderlich bedauern. In die zweite Hälfte des Jahres fallen aber noch vier Gedichte: „Carpe diem“, „Unter der Linde“, „Gastrecht“ und „Auch ein Beruf“, das letzte — mag es sich nun auf Amalie Hassenpflug, Adele Schopenhauer, Margarete Verflassen oder eine nur in der Phantasie lebende Freundin beziehen — eines der liebenswürdigsten Erzeugnisse, die aus Annettens Feder hervorgegangen sind.

Im Sommer besuchte sie noch einmal mit der Mutter die Verwandten im Paderbornischen und verweilte am längsten bei dem Onkel Fritz in Apenburg. Aber dieser Aufenthalt bot mehr Anstrengung als Erholung; der alte Herr war von einem schweren Leiden befallen, und Annette scheute keine Mühe, ihm beizustehen. Auch im nächsten Winter blieb die Krankheit des Onkels, der wahrscheinlich der besseren Ärzte wegen im November nach Münster gekommen war, ihre Hauptsorge. „Mama“, schreibt sie am 6. Dezember 1845 der Schwester, „ist meistens vier Tage in jeder Woche zu Münster bei dem armen Onkel Fritz, der zwar jetzt nicht sehr leidend, aber, wie ich fürchte,

kleine Gedicht: „Du, der ein Blatt von dieser schwachen Hand“ u. s. w. dienen, welches in den Werken III, 431, vielleicht irrig, die Überschrift: „Meinem Bruder Werner, 9. Mai 1845“ trägt.

[1] Annette am 5. Juli 1845 (Werke IV, 345); aus Apenburg.

um desto gefährlicher ist. Was ihm fehlt, kann ich nicht erfahren, und Mama läßt mich nur selten hin; aber er nimmt sehr ab, und obwohl man mir die Lage der Dinge eigentlich verbergen will, weil ich mich diesen Sommer etwas zu stark bei ihm angegriffen habe und deshalb jetzt nicht hin soll, so merke ich doch wohl, daß es gefährlich mit ihm steht. Wie Gott will! Aber ich werde ihn doch sehr schwer verlieren; wir hatten uns in den letzten Jahren so aneinander gewöhnt, und er war wirklich in Apenburg immer die Freundlichkeit und Güte selbst gegen uns."

Eine Erheiterung in dieser Bedrängnis waren die Nachrichten aus Meersburg. Der Freiherr von Laßberg liebte es, den Verwandten im Münsterland eine Freude zu machen. Annettens Sammlungen wurden durch antike Steine und seltene Münzen bereichert; die Schwester wußte sogar das bescheidene Poetenanteil an irdischem Besitz einigermaßen zu vermehren. „Daß ich so viel Glück mit meinem Rebberg habe", schreibt Annette in dem angeführten Briefe, „ist prächtig, und die Acquisition des Gartens gefällt mir ebenfalls sehr; ich fange jetzt an, eine ordentliche potente Grundbesitzerin zu werden." Am Schlusse des Briefes setzt sie hinzu: „Hast Du auch meinem Rebmann im Herbste eine kleine Zulage gegeben? Er hat es wohl verdient; denn seinem Fleiße habe ich doch gewiß zumeist den guten Ertrag zu verdanken."

Als ein Vorteil ließ sich auch betrachten, daß Schücking wieder in ihre Nähe versetzt wurde. Er hatte im Sommer 1845 mit seiner Frau die Seebäder in Ostende gebraucht; auf der Rückkehr, während eines Aufenthaltes in Köln und Bonn, wurde ihm von dem Verleger der Kölnischen Zeitung, Josef Dumont, die Redaktion des Feuilletons angeboten, „unter so günstigen Bedingungen", schreibt er [1]), „daß es thöricht gewesen

[1]) Schücking, Lebenserinnerungen, II, 92.

wäre, sie abzulehnen.“ Aber leider war das Verhältnis Annettens zu Schücking nicht mehr das alte; bleiben doch selten die Beziehungen zwischen zwei sehr nahe Stehenden unverändert, wenn zwischen sie eine dritte Person sich einschiebt. Luise von Gall hatte in früheren Jahren als Schriftstellerin auf Annette keinen sehr günstigen Eindruck gemacht; aber das hinderte nicht, daß die Dichterin der Braut ihres Freundes freundlich entgegenkam. Was sie von dem jungen Ehepaar vernahm, bestärkte ihre Zuneigung. „Schücking“, heißt es in einem Briefe aus Meersburg vom 11. Januar 1844, „ist jetzt Mitredakteur der Allgemeinen Augsburger Zeitung, wohnt in Augsburg, ist seit drei Monaten verheiratet, gottlob sehr zufrieden und schreibt mir oft; auch seine Frau hat mir wieder geschrieben, einen sehr natürlichen, herzlichen Brief. Sie scheint voll des besten Willens zu sein, ihn glücklich zu machen. Er schreibt, aus ihrer Schriftstellerei werde jetzt nicht viel mehr; sie habe meistens die Küchenschürze vor oder flicke ihm sein Weißzeug, — das hat mir sehr tröstlich geklungen. Der Himmel hat den armen Schelm so lange und bitter geprüft; ich hoffe, jetzt läßt er's ihm auch mal gut gehen. Er fängt jetzt an, ziemlich berühmt zu werden; sein neuester Roman ‚Das Schloß am Meere‘ findet großen Beifall, so auch seine Erzählungen in verschiedenen Taschenbüchern. Er bleibt aber immer dieselbe gutmütige, unschuldige Seele. Da er jetzt viele Gelegenheit hat, Handschriften von berühmten Männern zu bekommen, so hat er mir neulich ein ganzes Paket geschickt, und man merkt dem Briefe an, daß er es nicht abwarten kann, zu erfahren, wie ich mich darüber freue. Im Frühling kommt er mit seiner Frau hierher, und wir freuen uns alle darauf. Selbst Mama erweicht sich gegen ihn, da sie hört, wie Jenny und Laßberg ihn loben, und am meisten Eindruck macht es ihr, daß alle Dienstboten rühmen, ‚daß er nie in kein Wirtshaus nit gange, und nie kein Mädel

kein unrecht Wort nit gesagt hab'. Darum, hoffe ich, wird's ihm auch gut gehn. Ein unschuldiges Leben ist die beste Vorbereitung zu einer glücklichen Ehe [1])."

Aber der Besuch in Meersburg hatte nicht den erwarteten Erfolg. Die junge Frau verfehlte den rechten Ton. Wie es scheint, ließ sie, wofür Annette sehr empfindlich war, den Unterschied des Alters zu sehr hervortreten; selbst die verschiedene Art zu singen führte zu einem Gegensatz. In solchen Tagen entstand das Gedicht an Schücking:

„Zum zweiten Male will ein Wort
Sich zwischen uns're Herzen drängen,
Den felsbewachten Erzeshort
Will eines Knaben Mine sprengen. .

Du zweifelst an der Sympathie
Zu einem Wesen, dir zu eigen?" [2])

„Niemals", schreibt Annette später, „habe sie den Unterschied zwischen Brief-Dichtung und Wahrheit stärker empfunden, als bei diesem Besuche." Daß Schücking nach dem Abschiede, ohne zu schreiben, Monate verstreichen ließ, daß im nächsten Jahre seine Briefe selten blieben und, wie Annette, gewiß mit Unrecht, zu bemerken glaubte, nur dann eintrafen, wenn man einen Dienst von ihr verlangte, that ihr wehe; sie glaubte sich vernachlässigt und nach allem, was sie für den Freund gethan, mit Undank belohnt. Als Schücking am 19. Dezember 1844 der erste Sohn geboren wurde, hatte sie die Patenschaft übernommen, aber das rechte Vertrauen stellte sich nicht wieder her. Dazu kam noch, daß die allgemeine Richtung der Zeit, das Vorspiel des Jahres 1848, eine zwischen Annette und Schücking

---

1) Annette an Sophie v. Haxthausen, Ges. Werke IV, 331.

2) Das Gedicht wurde mit Ausnahme einer von Annette im Original durchstrichenen Strophe von Schücking zuerst in der Ausgabe von 1879 veröffentlicht.

von jeher bestehende Kluft erweiterte und zuerst deutlich hervortreten ließ. Gerade aus dem Kreise rheinischer Dichter, mit welchen sie durch früheren Aufenthalt in Bonn und durch Schückings Vermittelung bekannt geworden war, wandten sich mehrere der hervorragendsten in religiösen und politischen Dingen der freiheitlichen Richtung zu. Freiligrath hatte zwar in dem bekannten Streit mit Herwegh für den Dichter „eine höhere Warte als die Zinne der Partei" in Anspruch genommen, stellte sich aber 1844 mit dem Buche „Ein Glaubensbekenntnis" so entschieden, ja so leidenschaftlich auf die Seite der Opposition, daß er im Auslande seine Freiheit sichern mußte. Von Zürich, aus dem Kreise demagogischer Gesinnungsgenossen erließ er eine Flugschrift, die Annette nicht ohne Bestürzung lesen konnte. „Freiligraths ‚Leipzigs Toten'", schreibt sie am 13. November an Elise Rüdiger, „finde ich doch recht schön und fürchte, es wird Schaden genug anrichten. Kraß ist's zwar, hinsichtlich der Grundsätze bis zur Scheußlichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen, als manche seiner früheren Gedichte, und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich ultraloyale Seele mich nicht enthalten konnte, tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es auch erkannte. Aber mein Mitleiden mit Freiligrath ist rein tot. Mag's ihm schlecht gehen! er verdient's nicht besser!" Gottfried und Johanna Kinkel bereiteten gleichfalls seit 1845 die Schritte vor, welche drei Jahre später in die heftigsten Wirbel der Revolution führten. Auch Schücking, obgleich niemals ein eigentlich politischer Schriftsteller und allem, was man Revolution nennen könnte, entschieden abhold, war doch dem „jungen Deutschland" näher verwandt, als es dem historisch-konservativen Sinn Annettens behagte, was den Eindruck anderer schon erwähnter Gegensätze verschärfte. Nachrichten, die sie Ende November er-

hielt, stimmten sie freundlicher. „Von Schücking", schreibt sie der Schwester am 6. Dezember, „habe ich kürzlich Briefe; er wohnt jetzt in Köln, redigiert das Feuilleton der Kölner Zeitung und das Rheinische Jahrbuch und bekommt für ersteres von Dumont-Schauberg 1000, für letzteres auch einige hundert Thaler Gehalt; seine Aufsätze werden extra sehr gut bezahlt, sodaß er sich, ausgenommen daß der Name Cotta brillanter klingt als Dumont, eigentlich jetzt reichlich so gut steht als in Augsburg. . Junkmann und mehrere andere aus Münster haben ihn in Köln gesehen, sehr mager und blaß, aber von der besten Laune und noch immer entzückt von seiner Luise und seinem kleinen Lothar. Er soll sich kindisch freuen, Westfälinger zu sehen, und überhaupt in seinem Wesen ganz unverändert sein." Aber mit Schückings Gedichten, die ihr zu Anfang des neuen Jahres zukamen, war sie wenig zufrieden. „Er tritt darin", schreibt sie am 30. Januar 1846 an Elise Rüdiger, „als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! — alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier." Ihre üble Stimmung vermehrte noch ein Brief ihres Freundes Junkmann; „auch er", meinte sie, „befinde sich in den Händen der Demagogen und habe vielleicht schon einige anrüchige Aufsätze auf dem Gewissen". „Großer Gott!" ruft sie aus, „daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf **nichts** bei ihnen bauen kann, [auf] keine jahrelange Kenntnis ihres Charakters! Ich fürchte, und wahrlich mit großer Betrübnis, daß Junkmann über kurz oder lang auch zu denen gehören wird, die ich wünschen muß nicht so genau gekannt zu haben."

Wie wenig darf man den Außendingen trauen! Gerade als Annette der litterarischen Strömung der Zeit innerlich am meisten entfremdet war, schien sie am nächsten mit ihr in Verbindung zu stehen. Nach der Aufnahme, die der Sammlung ihrer Gedichte zuteil geworden war, überhäufte man sie mit

Anträgen und Aufforderungen, und in den litterarischen Taschenbüchern für 1846 fanden die Erzeugnisse des vergangenen Jahres rasche Verwendung. Für die „Produkte der Roten Erde" von Mathilde Franziska (v. Tabouillot) gab sie „Das Bild", „Das erste Gedicht" und „Durchwachte Nacht", für das von Schücking mit Beiträgen von A. W. v. Schlegel, Arndt, Gutzkow, Simrock und andern herausgegebene „Rheinische Jahrbuch" zwei Gedichte, „Gastrecht" und „Auch ein Beruf" (oder „Der Abschied"), für das „Rheinische Taschenbuch" von Dräxler-Manfred, der sich durch Schücking an sie gewendet hatte, das Gedicht „Mondesaufgang". Sie war eben zu gefällig, um Freunden und Bekannten ihre Mitwirkung zu weigern. Auch muß man die Mißstimmung, welche sich in den zuletzt angeführten Briefen gegen Schücking, Junkmann und andere ausspricht, zum nicht geringen Teil ihrem körperlichen Befinden und mancherlei Sorgen zuschreiben. Wochenlang hatte sie von einer Geschwulst im Ohre zu leiden; die Familie ihres Bruders wurde von schweren Krankheitsfällen betroffen, und das Befinden ihres Onkels Fritz hatte sich von Tag zu Tage verschlimmert, bis er am 8. Dezember 1845 seinen Leiden erlegen war. Annette schrieb den Totenzettel; „ich habe ihn nur kurz gemacht", bemerkt sie, „die langen, schwülstigen Zettel waren mir immer zuwider, und in diesem Falle, der mich so nahe angeht, schienen sie mir unerträglich [1])."

Unter dem Druck solcher Erlebnisse empfand sie als schweren Schlag, was sonst wohl nur ein leichtes Unbehagen verursacht hätte: das Erscheinen der „Ritterbürtigen". Schücking hatte in diesem Roman den westfälischen Adel nicht gerade mit Vorliebe geschildert, zudem Vorfälle und Eigenheiten ans Licht gezogen,

---

[1]) Annette an Sophie v. Haxthausen am 19. Januar 1846; Ges. Werke IV, 354.

deren Kenntnis er nur einer mit den adeligen Kreisen sehr vertrauten Persönlichkeit zu verdanken schien. Begreiflich genug, daß man Annette dafür verantwortlich machte. Sicher hat sie — nicht in dem nächsten, aber in dem weiteren Kreise ihrer Familien- und Standesgenossen — manches darüber hören müssen. Nimmt man hinzu, daß auch die Gehässigkeit gegen die „Westfälischen Schilderungen" noch fortdauerte, so begreift man, wie dergleichen auf eine zarte, feinfühlende und in manchem Betrachte vereinsamt stehende Frauennatur wirken mußte. Auch die Veröffentlichung des Romans „Eine dunkle That" mag ihr damals, obgleich sie selbst daran mitgearbeitet hatte, in seiner veränderten Gestalt wenig angenehm gewesen sein. Was über Schückings angebliche Indiskretion wohl gesagt wurde, ist freilich, genauer zugesehen, weit übertrieben; denn gerade die auffallendsten Begebnisse der „Ritterbürtigen" waren, soweit Thatsächliches zugrunde liegt, so allgemein bekannt, daß Schücking sie nicht erst von Annette zu erfahren brauchte. Zum großen Teil beziehen sie sich nicht einmal auf den westfälischen Adel. So findet der starrsinnige alte Herr, der auch in der Blindheit von niemandem sich leiten läßt und, an einem in der Mitte des Zimmers befestigten Bindfaden sich haltend, seine Rundgänge macht, sein Vorbild in einem hessen-darmstädtischen General von Fabris, einem nahen Verwandten der Frau Schücking, der einzig von ihr zuweilen Einwirkung oder Einrede sich gefallen ließ. Freilich auch nur mit Widerstreben. Eines Tages — man möge diese Einschaltung gestatten — stand er, in der Richtung verwirrt, in augenscheinlicher Gefahr, den Kopf gegen einen Thürpfosten zu stoßen. Nur eben gelang es noch der aufmerksamen Nichte, ihre Hand zwischen den Pfosten und die Stirn des Onkels einzuschieben und dadurch die Gewalt des Stoßes zu brechen. Aber zum Dank wurde sie von dem in seinem Stolz gekränkten Alten mit einer Ohrfeige bedroht. Hier ist

nicht der Ort, auf die Quellen des Romans weiter einzugehen. Schücking selbst hat sich später in einem Briefe an Schlüter über das jugendliche Erzeugnis seiner Erzählungskunst keineswegs günstig geäußert. Annette fand darin die Bestätigung argwöhnischer Zweifel und die Gewißheit eines schon lange geahnten, aber noch immer schmerzlich empfundenen Verlustes. Was sie damals an Schücking geschrieben hat, kenne ich nicht; aber es ist unzweifelhaft, daß, ausgesprochen oder unausgesprochen, zwischen den einst so nahe Verbundenen eine dauernde Entfremdung eintrat.

Zum Glück fehlte es der Dichterin in dieser Bedrängnis nicht an einem Freunde. Das Verhältnis zu Schlüter war niemals innerlich erkaltet, wenn es auch hinter den zahlreicheren Beziehungen zu Schücking einigermaßen zurücktreten mußte. Fünf Jahre hat, wie es scheint, der Briefwechsel gestockt, wenigstens keine dauernde Spur hinterlassen; da nahm Schlüter am 23. März 1846 Veranlassung, in halb scherzenden, halb ernst gemeinten Worten über Annettens langes Schweigen, den Wandel der Zeiten und der Frauenherzen sich zu beklagen. Am 2. April schrieb er nochmals, schickte ein neu erschienenes Buch und ließ dabei, freilich nur nach Hörensagen, auch über „die Ritterbürtigen" bittere Worte des Tadels und der Unzufriedenheit einfließen [1]). Ich weiß nicht, ob Annette in ihrer ländlichen Einsamkeit von dem Romane schon auf anderem Wege Kenntnis erhalten hatte. Zum Osterfest (12. April) begab sie sich wie gewöhnlich nach Hülshoff; hier erhielt sie von dem früher erwähnten Bewunderer ihrer Gedichte, dem Regierungsassessor Kynast, eine Mitteilung, welche für ihr Gedicht „Guten Willens Ungeschick" ein neues Beispiel hätte liefern können. Die „Ritterbürtigen", hieß es, machten in Münster Sensation; in einer großen Gesellschaft und von einer

---

1) Der Brief mitgeteilt von Fräulein E. Dehne.

mit Schlüter befreundeten, der Dichterin nicht eben gewogenen Dame sei geäußert worden, Schücking habe die Geschichte von Annette; er, Kynast, bemühe sich, solche Behauptungen zu widerlegen. Dieser Brief scheint das Maß voll gemacht zu haben; gleich am Ostermontag wendet sich Annette an Schlüter in einer Weise, welche die Erregung ihres Gemütes deutlich hervortreten läßt [1]). Sie dankt „dem liebsten, treuesten ihrer Freunde" für sein erstes Schreiben, „so liebevoll und komisch zugleich, daß es hätte den Leichtsinnigsten weinen und den Traurigsten lachen machen können". „Alsdann", fährt sie fort, „kam Ihr Paket, Brief und Buch. . Herzlichsten Dank für die Mitteilung und viel, viel innigeren für die Liebe, die, wie es in dem besten aller Bücher heißt, nicht irrt, nicht zürnt, noch hadert. Kommt Ihnen die Anführung einer Bibelstelle bei dieser Gelegenheit wie eine Art Profanation vor? Sie wissen nicht, was ich in den letzten Tagen gelitten habe, und welche durchdringende Erquickung mir Ihre treue, vertrauensvolle Freundschaft gerade jetzt sein muß." Was sie dann über die „Ritterbürtigen" und Schücking folgen läßt, hat Schlüter mit richtigem Gefühl dem Abdruck entzogen: es sind herbe, zürnende Worte eines bis ins tiefste gekränkten Herzens. Bei aller Schärfe klingt aber doch die Anhänglichkeit an den alten Freund noch durch, und einem Wiedersehen, das leider nie mehr erfolgte, würde die Verstimmung wahrscheinlich gewichen sein. Auch gewann Annette bald die Ruhe wieder. „Ich komme", setzt sie am Nachmittag hinzu, „von einem Spaziergange; die Luft ist so blau, die Vögel so fröhlich, Gottes Segen quillt so reichlich aus den Schollen; wer sollte sich da nicht beruhigt und in seiner Hand wohl geborgen fühlen? Nichts mehr von Odiosis! Ich würde Sie sehr um Verzeihung bitten, Sie damit belästigt zu haben, wäre dies

---

1) Briefe S. 186.

nicht grade der eigentlichste Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen will, so wenig wie seine Freuden, oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächstliegende, ihn umschlingende Faserhülle. Der Kern heißt freilich anders: ein Glauben, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken. Ich sehne mich recht wieder zu Ihnen, mein Freund. . Ich werde Ihnen fortan gewiß so oft schreiben, als mein armseliger Kopf es irgend zuläßt [1])."

Diesem Vorsatz entsprechend gewinnt denn auch der Verkehr wieder eine Lebhaftigkeit, welche an die schöne Zeit der aufblühenden Freundschaft erinnert. Wieder wie im Winter 1835 werden Bücher hin- und hergesandt; ganz entzückt schreibt Annette über die Deliciae veris des Jesuiten Johannes Bissel, welcher wohl verdient hätte, wie sein Zeit- und Ordensgenosse Jakob Balde in Herder einen Bearbeiter zu finden [2]). Schlüter beschäftigte sich damals mit einer Bearbeitung der von ihm besonders geliebten neulateinischen Dichter des 16. Jahrhunderts. Er machte Annette mit seinen Studien bekannt, und mit Vergnügen wird er in einem Briefe aus dem Juli 1846 ihre feinen und treffenden Bemerkungen über die beiden Flaminier gefunden haben [3]). Auch zu einem poetischen Versuche wurde Annette angeregt. Schlüter hatte ihr am 2. April einen der damals vielgelesenen Romane von Friederike Bremer „In Dalekarlien" zugeschickt, mit der Bitte, eine in dem Buche vorkommende Frauengestalt, in welcher er „eine idealisierte Bettina von Arnim" zu erkennen glaubte, zum Gegenstand eines Gedichts zu machen. Vornehmlich, um dem Freunde einen Beweis ihres guten Willens zu geben, ging Annette auf den Vorschlag ein.

---

[1]) Briefe S. 186 fg.

[2]) Annette an Schlüter, 28. August 1846; Briefe S. 194 fg.

[3]) Dieser Brief und der ihm folgende werden in den „Briefen" (S. 124) irrig in das Jahr 1839 versetzt.

„Ich nahm mir gleich vor", schreibt sie am 13. April, „die Syry zu besingen, und fand auch sehr bald den Rahmen zu einer poetisch-religiösen Darstellung, von der ich mir selber Gutes versprach; und nun, denken Sie Sich, will die Sache doch gar nicht rutschen. Ich habe mich in dermaßige Weitläuftigkeiten verhaspelt, daß die circa hundert Verse, zu denen ich es bis jetzt gebracht habe, nur wie ein kleines Hügelchen sind, eben hoch genug, mir den Umfang des Berges zu zeigen, den ich übersteigen soll. Zudem habe ich ein falsches Bild gewählt, unpassend an sich und noch mehr hemmend als falsch. Ich lasse Syry und Bettina als zwei Feuerrosen-Knospen im Garten der Poesie träumen, erwachen, die sie umgebenden Eindrücke von Kunst und Natur, heidnischer und religiöser Begeisterung in sich aufnehmen oder zurückstoßen, die bestimmendsten Erscheinungen ihres Lebens bildlich an ihnen vorüberschreiten, endlich die eine den Altar schmücken, zuerst als Blütenzweig, nach vergangener Blüte als Dornenkrone am Fuße des Kruzifixes niedergelegt, — die andere ihre Brust dem heidnischen Helios so weit öffnen, daß seine Strahlen das Wurmei darin ausbrüten, was ihr nachher am Herzen nagt, und sie zuletzt, nachdem ihr Helios untergegangen, als nackten Dornstrauch erscheinen, der in seinem Grimm die Kleider der Pilger zerreißt, die dem nie verlöschenden und in der Nacht doppelt glänzenden ewigen Lichte der Kapelle zuwallen, von der sie sich ausgeschlossen fühlt. Das lautet gut; aber zwei Rosen, ob auch Feuerrosen, sind ein viel zu mildes und vor allem durch ihr Gefesseltsein am Strauche viel zu hemmendes Bild für zwei Feuerseelen. Sie können weder fliegen, noch jubeln, noch rauschen; nur duften, ein wenig im Winde flattern und die auch notwendig in einen sehr engen Umkreis gebannten Erscheinungen in sich aufnehmen. Und welches Blumenbild könnte z. B. Syrys rührendes, rein menschliches Verhältnis zu ihrem Vater wiedergeben? Kurz,

meine hundert Verse kann ich in den Kamin schreiben und nur von vorn in ganz veränderter Form anfangen."

Was Poeten über beabsichtigte oder sogar schon erfolgte Brandstiftung an eigenen Manuskripten erzählen, ist aber selten den wörtlich zu nehmen. Auch die von Annette scheinbar für Kamin bestimmten Verse haben sich auf einem Briefumschlag erhalten, nur mit dem Bleistift verzeichnet und zum Teil unleserlich, aber doch so, daß man die Übereinstimmung mit den Angaben des Briefes deutlich erkennt. Es wird beschrieben, wie die beiden Rosenknospen bei Tagesanbruch erwachen, und jede begrüßt dann in ihrer Weise das neue Licht. Wie bei solchen Gegenüberstellungen — man braucht nur an Dantes Hölle und Miltons Satan zu erinnern — das Laster gewöhnlich vorteilhafter ausgestattet wird als die Tugend, so sind auch die Verse, mit denen Bettina ihrem Helios-Goethe sich zuwendet, bei weitem die vorzüglichsten. Im übrigen braucht man die Nichtvollendung des Gedichtes kaum zu bedauern; denn nicht leicht konnte Annettens eigenster Begabung und Darstellungsweise etwas weniger entsprechen, als diese schon an sich nicht eben glücklich erfundene Allegorie.

Elftes Kapitel.

Letzte Jahre. 1846—1848.

Hätten nur, wo so manches die Dichterin anregte, so manches noch der Entwickelung harrte, ihre körperlichen Kräfte ausgereicht! Leider wiederholen sich die Klagen über ihr Befinden, die seit Frühling 1843 nicht aufhören, gerade jetzt in verstärktem Maße. Nach jeder anhaltenden Bewegung war sie von Kopfschmerzen geplagt; ein Daguerrotyp aus dieser Zeit zeigt sie gealtert, stark geworden, die vormals üppigen Locken in häßliche Knoten zu beiden Seiten des Kopfes zusammengebunden. „Es gleicht wohl", hatte die alte Köchin bei dem Anblick ausgerufen, „aber, du lieber Himmel, wie betrübt!" [1]) Auch die Mutter war leidend; der Tod des geliebten Bruders hatte ihr eine schwere Wunde geschlagen; mit dem Anfange des Sommers dachte sie, wieder von Annette begleitet, in Meersburg Erholung zu suchen. Aber im letzten Augenblicke wurde alles verändert. Annettens Leiden hatte einen Grad erreicht, der die Reise sehr beschwerlich erscheinen ließ. Sie gab den Plan auf, hoffte dagegen durchgreifenden Erfolg von der Behandlung ihres homöopathischen Arztes. „Wie leid es mir

[1]) Annette an Frau v. Laßberg, 30. Juni 1846.

thut“, schreibt sie der Schwester am 30. Juni, „nicht nach dem lieben Meersburg zu kommen, Dich, Laßberg und die lieben, lieben Kinder nicht sehen zu können, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber die Gründe sind überwiegend und lassen mir keine Wahl. Gebe Gott, daß die homöopathische Kur unseren Hoffnungen entspricht und meine Gesundheit endlich eine glückliche Wendung nimmt! Geschieht dies jetzt nicht, so muß ich mich drein ergeben, meine Unbequemlichkeiten bis an mein Grab zu tragen, und bin dann auch mit Gottes Willen zufrieden.“ Am 1. Juli trat die Mutter die Reise an. Annette begnügte sich, den beiden Nichten, der Fürstin Salm und anderen Befreundeten in Meersburg Geschenke und Erinnerungszeichen zu schicken, und versprach im Frühling des nächsten Jahres nachzukommen. „Die erste Zeit“, bemerkt sie, „werde ich noch wohl hier bleiben, um wenigstens die ersten Pulver recht in Ruhe wirken zu lassen, dann aber nach Hülshoff gehen, zu dem armen Werner, der nach meiner Ansicht recht miserabel da unten sitzt zwischen all dem Kinderlärm und doch, wenn er oben ist, niemanden hat, der ihm zur Hand geht. Mama hat wenig fiducit zu meiner Pflege und meint, wir würden zu viel disputieren; aber wenn ich auch bei Gesunden oft zu wenig Rücksicht nehme, so glaube ich doch nicht, daß man mir dieses bei Kranken nachsagen kann“. Sie blieb gleichwohl noch zwei Monate in der ländlichen Einsamkeit, aber ohne daß ihre Gesundheit gewonnen hätte. Am 9. August schreibt sie an Sophie von Haxthausen: „Ich bin wirklich nicht viel besser dran wie anno 29, wo Du, gutes Herz, mich in Münster so getreu gepflegt hast; nur daß ich gar nicht apprehensiv bin, was denn auch macht, daß die Beängstigungen viel schneller vorübergehen. Leider ist Bönninghausen die ganze Zeit über verreist gewesen, und ich habe erst gestern das erste Pülverchen nehmen können. Sobald ich besser bin, gehe ich wirklich nach Hülshoff, aber eher nicht; denn ich kann

jetzt gar kein Geräusch vertragen, und hier ist's so schön stille, und ich langweile mich gar nicht, sondern zeichne in den besseren Stunden und möchte so gerne ein kleines Buch mit eigenen Kompositionen für August zustande bringen. Er hat mich immer so zum Zeichnen angetrieben; darum denke ich, es freut ihn vielleicht."

Sie lebte in völliger Einsamkeit. Selbst aus Hülshoff kam selten ein Besuch. Von den Bekannten in Münster wußte nur Schlüter, daß sie noch in Rüschhaus weilte. Kynast, der in den letzten Jahren häufig hinausgewandert war, um ihr Bücher und Nachrichten besonders aus dem Rüdigerschen Kreise zu überbringen, wollte auch nach der Abreise der Mutter seine Besuche fortsetzen; aber Annette hielt ihn fern durch die Mitteilung, sie werde nach Hülshoff übersiedeln. „Ich dachte, Einsiedlerin zu werden", schreibt sie der Schwester am 7. August. Wenn sie so saß und sann in dem einsamen Hause, das während der Ernte auch vom Gesinde verlassen war, oder im Garten, wo nur das Rauschen des Windes oder die Stimme eines Vogels sich vernehmen ließen, kam sie sich oft als eine schon Entschlafene vor;

„Ihr war, als hörte sie den Flug
Der Ewigkeit vorüberrauschen".

Und wenn sie dann — als „Gottes schwergeprüftes Kind" — auch in dem Walten der Natur den Widerstreit der Kräfte wahrnahm, wenn sie beobachtete, wie der scheue Käfer vor dem spähenden Vogel sich in einer Ritze verbarg, wie das Dasein des einen durch den Untergang des anderen bedingt wird, so überkam sie das Gefühl unsagbaren Leides, und aus dieser Stimmung entstand, anklingend an den paulinischen Römer-Brief (VIII, 19—23), das Gedicht „von der ächzenden Kreatur". Leider hat es die letzte Feile nicht mehr erhalten; die Schlußstrophe ist nur mit dem Bleistift, kaum leserlich zu Papier ge-

bracht; aber es hat die Dichterin von Rüschhaus weg und in eine weite Ferne begleitet.

Denn am 28. August konnte sie endlich Schlüter mitteilen, sie sei auf dem Punkte nach Hülshoff auszuwandern. „Meine Rosse stampfen und schnauben", setzt sie hinzu; „ich befürchte einiges Heimweh nach Rüschhaus; es bleibt hier gar vieles zurück, viel Erinnerungen, viel Träume, mein ganzes liebes Zusammenleben mit mir selbst unter blauem Himmel und Waldesgrün. . Aber ich habe meinen guten Bruder schon so oft mit Ausflüchten heimgeschickt, daß ich selbst fühlen muß, es geht nicht mehr ohne wirklich ernstliche Verletzung seiner Liebe und Geduld."

Ein Gefühl verhaltener Trauer spricht aus diesem Briefe, als hätte sie vorhergesehen, daß sie die Stätte, die ihr so teuer war, niemals wieder betreten würde. Und doch ahnte sie wohl kaum, welchen Leiden sie entgegenging. Daß ihre Spur sich genau verfolgen läßt, verdanken wir zumeist einem glücklich erhaltenen Briefe, den sie fünf Monate später an die seit drei Jahren so oft genannte Freundin richtete; er beweist, daß sie in Rüschhaus viel leidender war, als die Briefe an Sophie v. Haxthausen und Schlüter vermuten lassen. Die Spannung vor der Abreise der Mutter hatte sie aufrecht erhalten; kaum fand sie sich allein, so „fiel" sie nach ihrem eigenen Ausdruck „zusammen wie ein Taschenmesser. Sechs und sieben Mal im Tage Erbrechen, ein erstickender Husten und Schleimandrang, immer Fieber, kein Schlaf." Der Bruder „hielt alles für Schulkrankheit (Hülshoff hier die zu schwänzende Schule) und riet Diät, Verlassen der Einsamkeit und vor allem Bewegung an." „An letzterer habe ich mich denn auch", schreibt Annette, „in der ersten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett völlig hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die nied-

rigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelenallein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen, und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht errufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor, wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können; aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und schnauften so furchtbar, daß es mir gar nicht einfiel, jemand dem großen Werke zu entziehen. Lieber ging ich nach Hülshoff, nicht ohne Scheu vor Gottes neunfachem Segen dort. Werner und Line empfingen mich an der Treppe jubelnd und spottend, daß die Langeweile mich endlich hergetrieben, wurden aber mäuschenstill, als ich so elend aus dem Wagen stieg und nach einigen Minuten im Wohnzimmer ohnmächtig wurde. Man brachte mich gleich in meine Stube, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich bis zu meiner Abreise die sorgsamste, zärtlichste Pflege dort genossen habe.“ Aber die Krankheit verschlimmerte sich zu einer Blutruhr, und als die Kräfte sich einigermaßen herstellten, schien es doch unmöglich, daß Annette einen westfälischen Winter überstehen könne. „Ich sagte“, fährt sie fort: „‚nach Meersburg!‘ Werner meinte, er wolle froh sein, wenn er mich nur bis Bonn hätte; dort sei auch schon Bergluft und sehr geschickte Ärzte. Der arme Schelm war

ganz betrübt; Reisen schien ihm eigentlich unmöglich, und Bleiben noch schlimmer. Er gab mir seinen Heinrich mit, der gerade in den Münchener Ferien dort war, und fuhr selbst mit bis Münster, um zu sehen, wie mir das Fahren bekomme; aber das Rütteln that mir wohl. In Münster legte ich mich gleich zu Bette und ließ Schlüters herüberbitten." Zunächst mußte die Kranke jedoch noch einen unerbetenen Besuch überstehen. Für das von Kinkel herausgegebene Jahrbuch „Vom Rhein" war von Schücking ein Aufsatz „Annette von Droste" geschrieben und als „Charakteristik" bezeichnet worden. Er steht zwischen der Charakteristik A. W. v. Schlegels von Löbell und Karl Simrocks von Kinkel, sodaß Annette sich nicht in schlechter Gesellschaft befand. Aber schon, daß die Charakteristik von dem Verfasser der „Ritterbürtigen" herrührte, war manchen ein Stein des Anstoßes. „Statt Schlüters", fährt Annette fort, „kam R. W., die mich hatte vorüberfahren sehen, um mir die Anzeige des ‚Rheinischen Jahrbuchs' zu bringen und mich zu bitten, Maßregeln zur Unterdrückung meiner Charakteristik bei lebendigem Leibe zu ergreifen. Mir war dieser Gedanke ebenfalls höchst widrig; so ärgerte ich mich tüchtig." Schlüter kam mit seinem Vorleser, und Annette hatte mit ihm ein letztes, ernstes Gespräch. Sie sah einer schweren Krankheit, einem baldigen Ende entgegen; ihre Sorge wandte sich dem Lieblingswerke ihres Lebens, dem „Geistlichen Jahre" zu. Sie versprach Schlüter, die noch vorhandenen Lücken auszufüllen, und beauftragte ihn, das Werk ganz oder zum Teil dereinst zu veröffentlichen und dabei nur seiner Überzeugung zu folgen. Schlüter, bemerkt sie in dem Briefe, „habe sie wohl nicht für so krank gehalten, als sie wirklich war, da er sie nicht habe sehen können, und sie zum Abschiede lebhafter, als ihr gut gewesen, gesprochen habe." „Der Weg bis Bonn", fährt sie fort, „wurde mir recht schwer. Hätte ich den Heinrich nicht bei mir gehabt, der mich

fortwährend im Arme hielt und überhaupt pflegte, wie eine Wartfrau, ich wäre im ersten besten Dorfe liegen geblieben. Er verließ mich mit der Überzeugung, daß ich in Bonn bleiben werde, was auch Pauline, deren Empfang rührend herzlich war, als ausgemacht annahm. . Mir wurde in Bonn besser, oder wenigstens bequemer. Die inneren Krämpfe fingen an, sich nach Fieberart auf gewisse Stunden zu beschränken, wo sie freilich um so ärger hantierten; ich gewann aber freie Zeit, wo ich sogar aufstehn und Besuche sehen konnte.„ Es machte ihr Freude, dreimal den Besuch ihres alten Freundes Junkmann zu empfangen, obgleich sie mit den Plänen, nach denen er die Welt und seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen dachte, nicht übereinstimmte. Schückings ließen — mit Bedauern liest man den Zusatz: „zu meiner großen Erleichterung" — nichts von sich hören. „Ich bat Junkmann", fährt sie fort, „zu Kinkel zu gehen, die bewußte Charakteristik im Manuskript zu durchlesen, und falls sie nicht diskreter sei, als sich überhaupt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten lasse, Schücking in meinem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Er teilte meine Ansicht von dem Widrigen dieser Schaustellung, ging aber keineswegs zu Kinkel und antwortete mir jedesmal ganz ruhig: ‚Sieh! daran habe ich nicht gedacht!' bis fast 14 Tage darüber verflossen, wo er mir dann ebenso ruhig die Nachricht brachte, er sei um ein geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse. An Entschuldigungen dachte er nicht, war aber übrigens mitunter warm und herzlich wie immer und nahm sehr bewegt Abschied von mir, als ich den scheinbar tollen Entschluß ausführte, ganz allein die weitere Reise nach Meersburg zu unternehmen. — Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung und wollte bei den Meinigen sterben. Ich machte mich in der letzten Zeit stärker als ich war, um Paulinens Widerstand zu besiegen, die mich nicht begleiten konnte

(weil ihr ein junges Mädchen in den Ferien anvertraut war) und mich mit großer Liebe und Sorge entließ. Sie hatte alles gethan, mir die Reise zu erleichtern, mir alle Karten für Dampfboote und Eisenbahnen, sogar für die Omnibus bis Freiburg verschafft (diese Anstalten stehen miteinander in Berechnung) und zugleich ein Empfehlungsschreiben vom Direktor der Kölnischen Dampfschiffahrt, was, an sämtliche Wagen- und Schiffkondukteure gerichtet, ihnen jede Rücksicht für mich auf die Seele band. So bin ich übergekommen, fast so bequem wie in meinem Bette, d. h. bis Freiburg. Die Herren Kondukteure führten mich immer gleich in den Pavillon, nahmen anderen Kanapees ihre Kissen, um es mir bequem zu machen, versorgten mein Gepäck, banden mich den Marqueurs so eng aufs Gewissen, daß fast jede Viertelstunde einer kam, nachzusehen, ob ich etwas bedürfe; und wenn wir angekommen waren, ließen sie mein Gepäck gleich auf das morgige Dampfboot bringen und führten mich selbst an den Omnibus. Auf der Eisenbahn ging es ebenso; ich bekam beide Male einen Waggon für mich allein, und fast bei jeder Station erschien ein Gesicht am Wagenschlage, um zu fragen, ob ich etwas bedürfe. Und doch hat dies alles meine Reise nur unbedeutend verteuert. Die Kondukteure nahmen nichts, und meine männlichen Wartfrauen waren am Rhein mit einem Gulden, weiterhin schon mit 30 Kreuzern überglücklich. Sie sehen, lieb Lies, ich bin wie in einem verschlossenen Kästchen gereist und habe (außer meinen lieben Wartfrauen) kein fremdes Gesicht gesehn, nicht mal in den Gasthöfen, wo ich mir gleich ein eigenes Zimmer geben ließ, wenn ich auch nur eine halbe Stunde blieb. So fühlte ich mich in Freiburg so wenig erschöpft, daß, statt, wie früher beschlossen, Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß, obwohl er abends abging. Meine Empfehlungen waren zu Ende, aber mein Glück verließ mich auch hier nicht. Ich hatte bis Mitternacht einen

Beiwagen ganz für mich allein; dann mußte ich freilich in den allgemeinen Rumpelkasten voll schnarchender Männer und Frauensleute, die brummend und ächzend zusammenrückten, als ich mich einschob. Dann ging das Schnarchen wieder an; ich allein war wach bei dieser scheußlichen Bergfahrt und merkte allein, wie den Pferden die Kniee oft fast einbrachen, und der Wagen wirklich schon anfing, rückwärts zu rollen. Mein vis-à-vis stieß mich unaufhörlich mit den Knieen, und die Köpfe meiner Nachbarn baumelten an mir herum; doch gottlob nicht lange. Es war noch stockfinster, als wir mit der Post nach Konstanz zusammentrafen, und siehe da! meine ganze Bagage kugelte und kletterte zum Wagen hinaus, und ich war wieder frei! frei! und machte mir ein schönes Lager aus Kissen und Mantel, auf dem ich es sehr leidlich aushalten konnte bis nach Stockach, wo ich um zehn ankam, gleich Extrapost nahm und in Meersburg die Meinigen noch bei Tisch traf. Sehn Sie, lieb Lies, dies mein Reiseroman; einen so ledernen haben Sie wohl Ihre Lebtage nicht gelesen. — Hier war große Freude über meine Ankunft, aber auch große Bestürzung über mein Aussehn. Ich mußte gleich zu Bette und zwei Ärzte annehmen, einen aus der Stadt und den sehr geschickten Brunnenarzt von Überlingen. Da habe ich denn viele Medizin geschluckt und bin immer elender danach geworden, zuletzt so nervenschwach, daß mir jedes Wort klang wie eine Posaune, und zuweilen im Stockfinstern mir das Zimmer für einige Sekunden erleuchtet schien wie vom grellsten Sonnenschein, und ich die kleinsten Gegenstände genau unterscheiden konnte; .. und dabei Fieber und Beklemmung, — immer halbtot husten! Ach Lies, ich war schrecklich elend und wünschte auch gar nicht, wieder besser zu werden, nur tot! tot! — Endlich erklärte der Brunnenarzt: mir tauge keine Medizin, ohne Ausnahme; ich sei in allen inneren Teilen völlig gesund, aber meine Nerven in einem Zustande der Überreizung, wie ihm noch nie vorgekommen. Er

habe mir Dosen gegeben, wie sie für ein eben geborenes Kind paßten, und ich habe die ihnen entsprechenden Zufälle bekommen, als ob er mich mit ganzen Pfunden vergiftet hätte. Er fügte hinzu: Könnte ich an Homöopathie glauben, so wäre dies das Einzige, was ich bei Ihnen anwenden möchte; aber so leben Sie wenigstens homöopathisch. Ich sage jetzt aus voller Überzeugung, daß Ihr natürlicher Widerwille gegen Gewürze, Wein rc. Ihr größtes Glück gewesen ist, und Ihre Hartnäckigkeit, 17 Jahre lang keine Arznei zu nehmen, das Klügste, was Sie thun konnten. Ich kann Ihnen nichts verordnen als die möglichste, geistige und körperliche Ruhe. Liegen Sie ganz still. Schlafen? — So viel Sie irgend können. Denken? — Wo möglich gar nicht, oder nur Angenehmes, was Sie nicht aufregt. So werden Sie sich wahrscheinlich allmählich von selbst erholen. Und so ist es auch gekommen; ich bin jetzt eigentlich hergestellt, aber noch ungeheuer schwach und reizbar, kann noch keine drei Seiten nacheinander lesen, und dieser ist mein erster Brief, an dem ich gewiß schon 14 Tage lang schreibe."

Annettens Eintreffen auf der Meersburg wird noch in lebhafter Erinnerung bewahrt. Man hatte sie seit mehreren Tagen mit Sorge und Ungeduld erwartet, noch am 28. September eine Anfrage nach Bonn gerichtet, als sie unvermutet am 1. Oktober 2 Uhr nachmittags anlangte. Ihre Wangen waren hochgerötet; sie atmete beklemmt, äußerte aber ihre Freude, die lange Reise glücklich überstanden zu haben und nun in Ruhe zu sein. Besonders gefiel ihr die für sie gewählte Behausung, aus welcher sie, ganz ohne zu steigen, ins Freie gelangen konnte: drei ineinander gehende Zimmer zu ebener Erde, das eine in dem oberen Geschoß eines aus der Tiefe aufsteigenden Turmes, die beiden anderen in einem von der eigentlichen Burg durch das Gärtchen getrennten, mit dem Eingangsthor verbundenen Neben-

gebäude, südlich nach der Seite des Sees gelegen. Noch jetzt sind sie beinahe in demselben Zustand, in welchem sie von Annette bewohnt wurden. Zwischen dem Lager und einem großen Kachelofen, den sie setzen ließ, steht ein Sessel, so breit, daß sie darin nach ihrer Weise halb sitzend halb liegend kauern konnte. Monatelang war sie an diese Wohnung gefesselt. „Seit meiner Ankunft", heißt es in dem Briefe vom 4. Februar, „habe ich mein Zimmer nicht verlassen und nehme außer der Salm durchaus keinen Besuch an. Dennoch habe ich Gesellschaft genug in meiner Spiegelei. Laßberg kommt jeden Nachmittag auf eine Stunde, und Mama und Jenny bringen regelmäßig die Abende bei mir zu. Dann wird aber alles Aufregende im Gespräche vermieden, und ich höre, auf einen großen Lehnsessel an der Schattenseite des Ofens gekauert, ganz behaglich an, was von Tagesbegebenheiten, kleinen Abenteuern auf Spaziergängen rc. vorgebracht wird. Überhaupt langweile ich mich gar nicht; meine Phantasie arbeitet nur zu sehr, und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu mitunter recht schönen Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene, etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit. Sie sehen, wie überreizt ich noch bin. Gott, dürfte ich jetzt schreiben, d. h. diktieren, wie leicht würde es mir werden! Aber wie bald würde ich auch wieder alle Viere von mir strecken! Meine Spiegelei ist ganz reizend, heizt sich vortrefflich, faßt jeden Sonnenblick auf und ist durch den Widerschein des Sees selbst in den trübsten Tagen immer hell. Dazu vor mir auf dem Tische immer ein paar Töpfe in voller Blüte aus dem Treibhause; wenn ich aufsehe, der immer lebendige, oft himmlisch beleuchtete See mit seinen Fahrzeugen und die Alpen. Ich spüre auch gar nichts vom

Winter und freue mich deshalb auch gar nicht auf den Frühling mit seinem garstigen Äquinoctium, was mich immer krank macht, um so weniger, da ich doch vor dem Eintritt beständiger Sommerwärme, etwa um das Ende Mais oder Anfangs Juni, das Zimmer nicht verlassen soll." Von litterarischen Dingen hielt sie sich fern; selbst Kinkels „Vom Rhein", das der Verleger Baedeker nach Hülshoff geschickt hatte, mochte dort, wie sie schreibt, „bis zum jüngsten Tage ruhen". „Mein Entschluß", fährt sie fort, „mich von allen litterarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen, immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, so wie der, niemals eine Rezension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den überhandnehmenden persönlichen Antipathieen und Sympathieen immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklange mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zuliebe versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich! — Und doch wird manches sonst gesunde Urteil dadurch für Augenblicke konfus gemacht, obwohl es nicht nachhält, und jeder doch kauft und liest, was ihn freut, und liegen läßt, was ihm trotz allen Lobpreisungen nicht zu Gemüte will."

So vergingen Tage, Wochen, Monate. Genesen konnte sie nicht; aber sie war doch frei von schmerzlichen Leiden, durfte auch mit der besseren Jahreszeit — der Mai war 1847 von ganz besonderer Schönheit — wieder ins Freie. Bewegung wurde ihr sogar, wie in früherer Zeit, zur Pflicht gemacht, und so nahm sie ihren Weg entweder in das nah gelegene eigene Besitztum, oder sie wandelte in dem Burggarten auf der Mauerzinne auf und ab, zählte wohl die Schritte und rühmte es als eine Errungenschaft, wenn sie eine hohe Zahl erreicht hatte. Zu größeren Arbeiten ist sie nicht mehr ge-

kommen [1].) Einzelne Gedichte erschienen noch in verschiedenen Taschenbüchern des Jahres 1847; in Kinkels „Vom Rhein“: „Der sterbende General“ und „Sylvesterabend“, in den „Charitinnen“ von Woldemar Nürnberger: „Das Gemüt“; aber sie gehören der Entstehung nach spätestens in den Sommer 1846. Zu erwähnen bleibt nur, daß sie sich von Schlüter die erste Hälfte des „Geistlichen Jahres“ nach Meersburg schicken ließ, um noch einmal das ganze Werk zu überarbeiten, das mehr als jedes andere verdiente, den Abschluß ihres Lebens zu bilden. Denn der Abschluß dieses Lebens war nah.

Es ist ein wohlthuender Gedanke, daß die Dichterin nach so viel Leidensproben noch eines ruhigen Sommers sich erfreuen konnte, im Anblick der herrlichsten Natur, mit dem Würdigsten beschäftigt, von Liebe und Freundschaft umgeben. Die Mutter war nach Westfalen zurückgekehrt, aber die heranwachsenden Nichten boten schon Ersatz. „Abends“, schreibt Frau v. Laßberg, „bringen sie immer eine Stunde bei Tante Nette zu, die ihnen dann erzählt: Geschichten und auch von den Verwandten und aus ihrer Kindheit; so werden sie denn auch mit denen bekannt, die sie noch nie gesehen haben“ [2]). Mit der Schwester wurde fleißig musiziert, und nicht selten vereinigten sich die Stimmen zu einer Melodie aus der Kinder- oder Jugendzeit. Der Herbst, auch der Winter verging ohne Störung, und mit neuen Hoffnungen sah man dem Frühling von 1848 entgegen. Aber nun begannen mit den für Annette stets so lästigen Stürmen des Äquinoktiums die Stürme der Revolution. Gerade der badische Seekreis war Schauplatz der frühesten, wildesten Bewegungen. Freischaren zogen auch durch

---

[1]) Frau v. Laßberg bemerkt zum 25. Oktober 1847: „Nette las mir den Anfang einer Novelle vor.“ Näheres ließ sich darüber nicht feststellen.

[2]) Frau v. Laßberg an Ludowine v. Haxthausen, 3. Juni 1847.

Meersburg, forderten Waffen auf dem Schloß; vor dem Rathause wurde die Republik ausgerufen. Wir erinnern uns, mit wie viel Sorge und Abneigung die Dichterin seit mehreren Jahren den Regungen des revolutionären Geistes gefolgt war. Jetzt schien sich zu erfüllen, was sie mit ahnungs- und phantasievollem Geiste vorhergesehen hatte; den Umsturz alles Bestehenden glaubte sie zu erkennen, und ihre Aufregung wurde nicht gemindert, wenn der alte Freiherr allen Stürmen und Gefahren einen unerschütterlichen Gleichmut entgegensetzte. Zum Geburtstage des Schwagers, dem 10. April, sandte sie aus ihrem Erdgeschoß einen dichterischen Gruß in die oberen Gemächer der Burg; persönlich konnte sie, von Husten geplagt, ihren Glückwunsch nicht überbringen. Sie selbst empfand es, daß ihre Lebenskraft gebrochen war, täuschte aber die Ihrigen durch ihre Heiterkeit; sogar die Ärzte, welche als Ursache des Übels einen Herzfehler wohl erkannten, hielten die Gefahr nicht für dringend. Am 19. Mai machte sie noch den gewohnten Spaziergang im Garten, erzählte mit Vergnügen, sie habe 6000 Schritte zurückgelegt, und hatte noch Lust, mit der Schwester — es war das letzte Mal — ein Duett zu singen. Auch am 21. Mai, als die Fürstin Salm zum Besuche kam, war Annette heiter und mitteilend; aber in der Nacht gegen drei Uhr trat ein heftiger Bluthusten ein. Sie weckte das Mädchen, das im Nebenzimmer schlief, ließ einen Arzt, der als Gast im Schlosse verweilte, zu sich rufen, verbot jedoch, daß man der Schwester vor dem Morgen etwas sage. Gern hätte sie gleich am nächsten Tage die Sakramente empfangen, aber der Arzt widerriet es, weil sie die Anstrengung nicht ertragen könne, auch keine dringende Gefahr zu erkennen sei. Am 22. dauerte der Bluthusten fort, freilich nur in geringem Maße; die Ärzte gaben sogar Hoffnung auf eine günstige Wendung. Am 23., als der alte Freiherr die Kranke besuchte, sagte sie ihm, daß sie gut geschlafen habe;

sie konnte wieder Nahrung zu sich nehmen, und man war einigermaßen beruhigt. Am 24. schien sie ziemlich wohl; die Nacht war gut gewesen, der Atem leichter als seit vielen Wochen. Die Schwester blieb wie gewöhnlich den ganzen Morgen bei ihr, mit einer Malerei beschäftigt, die Annette noch mit Vergnügen ansah. Um 11 Uhr kam der Arzt, war mit ihrem Zustand zufrieden und versprach, am Nachmittag der Fürstin gute Nachricht zu bringen. Um 12 Uhr, als die Schwester sich entfernte, blieb eine der Nichten im Zimmer, wurde aber nach halb zwei Uhr von Hildegund, der anderen Nichte, abgelöst, die der Kranken eine Mehlspeise brachte. Annette kostete noch davon; aber unmittelbar darauf erfolgte wieder ein stärkeres Blutspeien. Sie sagte der Nichte: „Geh und rufe den Doktor!" Das Kind eilte rasch hinauf, wo der Arzt noch bei den Eltern zu Tische saß. Dieser ging sogleich; aber als er in das Zimmer trat, atmete Annette nicht mehr. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht; die Schwester, welche gleich gefolgt war, konnte nur, am Bette niederknieend, die noch warme, aber schon gefühllose Hand der Toten mit ihren Thränen benetzen.

Am 26. Mai 1848 wurde Annette auf dem Friedhofe bei Meersburg bestattet, in der nordöstlichen Ecke, welche der Frau v. Laßberg von der Gemeinde überwiesen war. Sie errichtete darauf eine kleine Grabkapelle, in welcher später ihr Gemahl seine Ruhestätte fand. Links von derselben sieht man Annettens Grab, bezeichnet durch einen flachen in die Kirchhofsmauer eingelassenen Stein, von Epheu überwachsen, ernst, einfach, an einem Ort, der zur inneren Sammlung einladet und den Blick in weite Fernen eröffnet. Von den Personen, welche auf den früheren Blättern genannt wurden, sind die meisten ihr schon gefolgt. Am 1. März 1853 starb Frau v. Droste, am 15. März 1855 der Freiherr v. Laßberg, 85 jährig, aber bis zuletzt thätig

und geisteSfrisch. Die Witwe verlebte noch vier Jahre teils am Bodensee, teils in Westfalen und verschied zu Münster am 29. Dezember 1859. Die alte Meersburg, obgleich in fremdes Eigentum übergegangen, wird noch jetzt von den beiden Nichten bewohnt. In den Jahren 1866—71 fand auch Amalie Hassenpflug dort gastliche Aufnahme und nach ihrem Tode am 4. Juli 1871 ein Grab an Annettens Seite.

Man hat wohl bedauert, daß die westfälische Dichterin nicht in der geliebten Heimat, unter ihren Stammesgenossen bestattet sei. Wer aber auf dem „Frieden“ bei Meersburg steht, wird sich sagen müssen, daß eine Dichterin nicht leicht eine schönere Ruhestätte finden konnte; und gehört nicht Annette v. Droste längst allen Deutschen ohne Unterschied des Stammes an? Freilich unter den Stürmen des Revolutionsjahres wurde ihr Abscheiden nur von einzelnen Freunden bemerkt. Aber gerade aus dem bewegten Treiben der Frankfurter Paulskirche richtete damals ein hochsinniger Mann, der auch als Dichter den Wert der Dichterin zu würdigen verstand, an den Freiherrn v. Laßberg die schönen Worte: „Sie ist also für immer verstummt, die edle Sängerin! Die rauhen Lüfte, welche dermal die Welt durchwehen, haben die Nachtigall in ihre warme, wahre Heimat verscheucht. Ihr Andenken wird in Deutschland nicht erlöschen, wenn nicht — was Gott verhüte! — eine einbrechende Barbarei alles Schöne und Gute in Nacht begräbt.“ Dieser Ausspruch Melchiors v. Diepenbrock ist bis jetzt nicht widerlegt, und sicher wird auch Annettens Wunsch, sie „möchte fünfzig Jahre nach ihrem Tode noch gelesen werden“, sich erfüllen. Beides ist nicht dasselbe; auch Annette gehörte lange zu den Dichtern, die mehr „erhoben als gelesen“ werden. Eine neue Auflage ihrer Gedichte ist bei ihrem Leben nicht erfolgt, sondern erst 13 Jahre nach ihrem Tode, obgleich das von Schlüter und Junkmann 1851 herausgegebene „Geistliche Jahr“ und eine

von Schücking 1860 veranstaltete Sammlung teils ungedruckter, teils in Zeitschriften zerstreuter Gedichte und Prosaschriften neue Beweise gegeben hatten, welchen Schatz die deutsche Litteratur in den Werken einer solchen Dichterin besitzt [1]. Aber mit Freude nimmt man wahr, wie nicht blos die Bewunderer, sondern auch die Leser Annettens zwar langsam, aber stetig sich vermehren. Erst 1873 erschienen die Gedichte zum vierten, aber schon 1877 zum fünften Male, und eine neue Wendung trat ein, als 1879 die erste von Schücking bei Cotta besorgte Gesamtausgabe zugleich den Zeitpunkt bezeichnete, in welchem die Werke Annettens als Gemeingut dem litterarischen Betrieb anheimfielen. Ausgaben in verschiedenen Formen, für verschiedene Zwecke, sind seitdem in rascher Folge hervorgetreten, wenn auch für Vollständigkeit und kritische Sichtung noch immer manches zu leisten bleibt. Es würde zu weit führen, in Zeitschriften und litterarhistorischen Werken die immer wachsende Anerkennung Annettens zu verfolgen. Ausgezeichnete Namen und Namen der verschiedensten Parteien wären hier zu nennen, wollte man auch nur die größeren, Annette besonders gewidmeten Aufsätze von Herbst, Scherr, Betty Paoli, Fr. v. Hohenhausen, Eschmann, Schumacher, König, Jakoby, Claassen, Kreiten und anderen in Betracht ziehen. Allbekannt ist das schöne Gedicht, welches Emil Rittershaus, so wie das Sonett, welches Paul Heyse ihr gewidmet hat. In ihrer Heimat wird man ihr ein Denkmal errichten, und im Museum zu Weimar, auf dem großen Karton von Wislicenus, welcher die Entwickelung der deutschen

---

[1]) Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhange religiöser Gedichte von A. v. Droste-Hülshoff, herausgeg. von Professor Dr. C. B. Schlüter und Dr. W. Junkmann. Stuttgart und Tübingen 1851; die zweite Auflage revidiert [und nach der Handschrift wesentlich verbessert] von Dr. Gustaf Eschmann 1857. — Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette v. Droste-Hülshoff. Hannover 1860.

Litteratur zur Anschauung bringt, steht Annette, eine hohe weibliche Gestalt, gleichberechtigt unter den hervorragendsten Schriftstellern. „Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen“, hat sie „den Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich“ und unter ihnen auch sich selber zugerufen; aber gewiß würde sie auch den Teil ihrer Thätigkeit nicht als verloren achten, welcher ihr den auf einer Frauenstirn so seltenen Kranz der Dichtkunst eingetragen hat.

Zwölftes Kapitel.

Gesamtbild.

Überblickt man dieses Leben, dessen Wendungen wir im einzelnen zu folgen suchten, noch einmal im ganzen, so muß es als ein selten begünstigtes erscheinen; denn selten finden sich vorzüglich begabte Menschen in der Lage, ganz ohne äußeres Hindernis ihre innere Entwickelung zur Reife zu bringen. Für Annette könnte man beinahe wünschen, ihre Existenz wäre weniger unabhängig, weniger sorgenfrei gewesen, hätte darin die Nötigung gelegen, die Ausbildung ihres Talents entschiedener als die Aufgabe ihres Lebens zu betrachten. Wo wäre es wieder vorgekommen, daß einer so frühen Reife ein so vieljähriger Stillstand und erst so lange nachher eine neue gewaltige Äußerung dichterischer Kräfte gefolgt wäre? Sie hat es später wohl empfunden, wie viel sie versäumt hatte, und in dem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter“ selber ausgesprochen. Einem andern würde es übel anstehen, zu klagen, wo so vieles zu bewundern ist. Denn wenn ihre Leistungen nicht völlig befriedigen, so liegt der Grund vornehmlich darin, daß man an ein so bedeutendes Talent beinahe unbegrenzte Ansprüche zu stellen geneigt ist. Auch ihre Zweifel, in welcher Dichtungsart sie vorzugsweise sich versuchen solle, gingen nicht aus einer

Schwäche, sondern gerade aus der Vielseitigkeit ihres Talentes hervor, das den verschiedensten Formen mit Leichtigkeit sich anbequemte. Schon in früher Jugend hat sie sich in lyrischen, dramatischen und epischen Dichtungen versucht; die Epik scheint freilich damals und für lange Zeit die Form gewesen zu sein, in welcher sie von ihren Gefühlen so viel und nicht mehr, als sie eröffnen wollte, am liebsten und leichtesten zum Ausdruck brachte. Niemand, selbst wer nicht in Betracht zieht, daß die Verfasserin ein zwanzigjähriges Mädchen war, wird in dem „Walther“ ein entschiedenes Talent verkennen; wie viel weniger in den drei epischen Gedichten ihrer reiferen Periode, die wir nach Form und Inhalt schon zu charakterisieren suchten. Der „Schlacht im Loener Bruch“ folgte aber im Winter von 1841 auf 1842 noch ein viertes, „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers“, nach einer deutschen Sage aus der Sammlung der Gebrüder Grimm, vielleicht aus dem Exemplar, welches Jakob Grimm am 7. Juni 1816 ihrer Tante Ludowine v. Haxthausen zur Mitteilung an ihre Schwester Jenny geschickt hatte. Es ist die immer wiederkehrende Erzählung, die im Faust ihren höchsten Ausdruck gefunden hat: der Pakt mit dem Bösen. Der Roßtäuscher, dem seine ganze Koppel gefallen ist, verschreibt, um völligen Ruin zu vermeiden, seine Seele. Er erhält dafür in einem Fläschchen den spiritus familiaris, der ihn reich macht, aber jeden frommen Gedanken verwehrt und in keinerlei Weise sich wieder entfernen läßt. Vergebens sucht der von Angst und Reue gequälte Mann des gefährlichen Helfers wieder ledig zu werden; nur ein Mittel bleibt, und er entschließt sich, es anzuwenden und das Fläschchen zu zerschlagen. Dem Teufel ist er dadurch entronnen; aber nun bricht zur Sühne des Vergangenen die ganze Flut des Unglücks herein, und vor der Zeit zum Greis gealtert, ein verlassener, elender und doch beglückter Mann, endet er unter der Linde, die seiner jugendlichen Spiele

Zeugin gewesen war. Wir kennen die Neigung der Dichterin, sich öfter, als man wünschen möchte, dem Grausenhaften zuzuwenden. Mit Rücksicht darauf kann der Gegenstand glücklich gewählt erscheinen. Die Sage beruht zwar auf dem Walten finsterer und geheimnisvoller Mächte, aber wir hören doch nicht von dem leeren Treiben bloßer Spukgestalten, sondern von den Thaten und Drangsalen eines Mannes von Fleisch und Bein und von dem uralten Problem der Sünde und Sühnung. Man hat behauptet, das Gedicht ermangele der Steigerung, weil der Roßtäuscher von Anfang an seine Verbindung mit dem Bösen bereue; aber dieser Vorwurf trifft nicht zu. Die Steigerung liegt darin, daß derselbe Mann, der um zeitlichen Vorteils willen seine Seele preisgegeben hat, die Kraft gewinnt, zur Rettung seines ewigen Teiles auf jedes irdische Glück zu verzichten. Dem trübe-mysteriösen Inhalt entspricht der Ton des Vortrags vollkommen. Die eigentümlich gebauten Strophen von sieben Zeilen sind mit großem Geschick verwendet, und die kleinen Züge der Volkssage, darunter manche von Grimm nicht angegebene, wirkungsvoll der Handlung eingewebt. Mit einer Meisterschaft, die an Rembrandt erinnert, wird die Nacht geschildert, in welcher der unglückliche Mann den Pakt eingeht, und die andere Nacht, in welcher er sich befreit. Jeder Zug ist bedeutend, jeder Ausdruck berechnet; das Gedicht nimmt denn auch volle Aufmerksamkeit in Anspruch und wird vielleicht deshalb weniger geschätzt, als es verdient. Wer es zum erstenmale liest, mag kalt bleiben; wer es öfter liest, wird es, wie ich glaube, für ein Meisterstück erklären.

Bei allen Vorzügen sind es aber doch nicht diese umfangreichen Erzählungen, welche den Ruhm Annettens begründeten, sondern die kleineren Gedichte, welche meistens in der Ausgabe von 1844 zuerst veröffentlicht wurden. Einen nicht unbeträchtlichen Teil bilden auch hier Balladen und Erzählungen, freilich

nicht alle von gleichem Wert. Gedichte, wie der Graf von Thal, die beschränkte Frau, der Geierpfiff, würden jeder Gedichtsammlung zur Zierde gereichen; von den Gespenstergeschichten würde ich ohne Bedauern eine Anzahl fahren lassen. Mündlich, wie Annette sie vorzutragen verstand, mögen sie sich vortrefflich ausgenommen haben; aber die poetische Bearbeitung läßt zuweilen Talent und Mühe bedauern, die an so unerfreuliche Stoffe gewendet wurden. Überhaupt scheint die Verfasserin das, was sie in Westfalen dem „second sight“ der Schotten vergleicht, einigermaßen zu überschätzen. Ein Menschenalter kann freilich manches verändern; aber es ist mir auffallend, daß ich selbst von dergleichen Dingen nur äußerst wenig bemerken konnte, obgleich ich doch in meiner Knabenzeit alle Sommer auf dem Lande im nächsten Verkehr mit Landleuten verlebt habe. Man muß aber auch zwischen den Spukgeschichten unterscheiden. Gar nicht unter diesen Begriff fällt die Darstellung der Wirkungen, welche vermeintlich gespenstische Erscheinungen auf den Geist dessen ausüben, der sie wahrzunehmen glaubt; denn diese Wirkungen, wenn auch durch einen Wahn hervorgerufen, sind an sich vollkommen wahr. Nicht selten hat Annette eine solche Aufgabe mit Meisterschaft gelöst, wenn sie das geheimnisvolle Grauen schildert, das die Heide mit ihrem Nebelschleier, das Moor mit seinem Dunsthauch, oder der Wasserspiegel des Teiches mit seinen sich ins unendliche verzweigenden Schlingpflanzen hervorruft. Weit schwieriger ist es, spukhafte Erscheinungen, besonders in einer Zeit, die so wenig unter ihrem Einfluß steht, als etwas wirklich Geschehenes hinzustellen, ohne sie, wie im Märchen oder in Erzählungen aus der Götter- und Sagenwelt, dem Schauplatz und den Bedingungen des gewöhnlichen Lebens ganz zu entrücken. Schon die Ungewißheit, ob der Erzähler selbst von der Realität des Erzählten überzeugt ist und in dem Leser dieselbe Überzeugung erwecken will, ruft nicht sel-

ten ein Mißbehagen hervor. Bei mehr als einem Gedichte Annettens, das in diese Klasse gehört, wird aber der Nachteil durch noch größere Vorzüge aufgewogen. Die „Vorgeschichte (Second sight)“ bringt die Schauer des mondsüchtigen alten Freiherrn mit ergreifender Wahrheit zur Anschauung, und die väterliche Sorge, ob das unheilverkündende Gesicht ihm selbst oder seinem „lieben, einzigen Knaben“ gelte, verleiht dem Gedicht ein schönes, rein menschliches Interesse. In „Der Mutter Wiederkehr“ ist die Erzählung der spukhaften Erscheinung sehr geschickt in den Mund eines trübsinnigen Mannes gelegt, und die Schilderung an einzelnen Stellen so meisterhaft, daß man sie ungestraft mit dem Musterbild aller Spukgeschichten, mit H. v. Kleists „Bettelweib von Locarno“, vergleichen darf.

Die für „Das malerische und romantische Westfalen“ bestimmten Balladen sind vielleicht dem Stoffe nach nicht immer glücklich gewählt, unterscheiden sich aber wesentlich von der Masse ähnlicher Erzeugnisse in einer Zeit, in der es zur Gewohnheit geworden war, Sagen nicht sowohl poetisch zu bearbeiten, als in Verse zu bringen. Über „Die Ermordung des Erzbischofs Engelbert“ schreibt Freiligrath in dem früher (S. 260) erwähnten Briefe: „Sie ist superbe, das muß wahr sein, und wenn die Meersburger Lieder ebenso schön sind, so werf' ich mein Barett vor Freuden an die Decke.“ Man darf annehmen, daß dieser Vorsatz zur Ausführung gelangt sei; denn es sind unzweifelhaft jene Lieder, die am unmittelbarsten zum Herzen dringen. Ich glaube: deshalb, weil sie das Wesen der Dichterin am deutlichsten wiederspiegeln, ein Herz so warm, so ganz ohne Falsch, einen Geist so umfassend, so eigenartig, daß nicht leicht jemand diesem Zauber sich entziehen wird. Jeder, der sich ihr nähert, hat sogleich das Gefühl, daß er nichts Gemachtes, Aufgeputztes, auf den Effekt Berechnetes vor sich sieht, sondern den Ausdruck wahrer Empfindungen, die aus dem festen Boden der Wirklich-

keit ihre Nahrung ziehen. Man erinnert sich der Worte, durch welche Merck seinen Freund Goethe im Unterschied von den Brüdern Stolberg kennzeichnet. „Dein Bestreben", sagte er, „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Etwas Ähnliches hätte er von Annette sagen können. Sie sagt es sogar selbst, wenn sie an Schlüter über eine Streitfrage mit ihrer Freundin Amalie Hassenpflug berichtet, welche als eifrige Anhängerin der romantischen Schule Annette auf einem „widerhaarigen Terrain zu erblicken glaubte" und „mit Bitten, die einen Stein erweichen sollten, sie von ihren Irrwegen abzubringen" suchte. „Aber", setzt Annette hinzu, „sie wird mich nie in ihre Manier hineinziehen. Sie wissen selbst, liebster Freund, daß ich nur im Naturgetreuen durch Poesie veredelt etwas leisten kann; Malchen hingegen ist ganz Traum und Romantik, und ihr spuken unaufhörlich die Götter der Alten, die Helden Calderons und die grausen Märchenbilder Arnims und Brentanos im Kopfe".

Wenn Annette der romantischen Schule so geringen Einfluß zugesteht, so hat sie auch von anderen Dichtern im Grunde nur wenig in sich aufgenommen. Der Stolbergsche Einfluß, wenn er in einzelnen Jugendgedichten hervortritt, ist bald verschwunden. Auch das Vorbild Sprickmanns dürfen wir nach dem früher gesagten nicht hoch anschlagen; nur durch sein kritisches Urteil, seinen Rat kann er von Bedeutung gewesen sein. Anders Schiller; in zahlreichen Jugendgedichten, nicht weniger in dem unvollendeten Drama haben unzweifelhaft seine Ausdrucksweise, sein Versbau, sogar seine dichterische Auffassung für Annette als Muster gedient. In einer Zeile des Walther (Gesang VI, Str. 29) vernimmt man die Kraniche des Ibykus, und noch

in weit späterer Zeit läßt das 1846 veröffentlichte Gedicht „Durchwachte Nacht" gerade wie Schillers „Erwartung" die Stanzen mit einer kürzeren Strophe wechseln. In Annettens Briefen fanden wir nicht selten den Namen Freiligraths, und in ihren Gedichten zeigt mehr als eine Stelle etwas von dem Kolorit und den metrischen Eigenheiten dieses Dichters. Beide haben auf einander gewirkt; auch Freiligrath soll geäußert haben, die Übersetzung von Tennysons „Mariana in der einsamen Meierei [1])" würde ihm ohne das Wörterbuch der Drosteschen Sprache nicht gelungen sein. Von Goethe hat Annette mehrere Gedichte in Musik gesetzt, und schon einige Strophen der Kinderjahre — vom 12. April 1808 — zeigen sich als Nachahmung der bekannten Worte: „Ich denke dein". Im ganzen war sein Einfluß auf ihre Dichtungen gering; ich wüßte nur noch anzuführen, daß in dem „Vermächtnis des Arztes" der begünstigte Nebenbuhler nach einem Goetheschen Ausdruck „mit Sitten, die beleidigen und verführen", in der Gesellschaft auftritt. Im übrigen kann gerade dieses Werk den Beweis geben, wie wenig ein fremder Einfluß, selbst wenn er vorhanden war, Annettens dichterisches Schaffen zu bestimmen vermochte. Denn obgleich die Schellingschen Terzinen, wie Schücking und schon vor ihm Adele Schopenhauer andeuten, als Anregung dienten, so weist doch das ganze Gedicht nach Inhalt und Behandlungsweise nicht im geringsten auf diesen Ursprung zurück. Die bedeutendste Einwirkung muß man den Erzeugnissen Byrons, Walter Scotts und verwandter englischer Dichter zugestehen. Am 22. August 1839 schreibt Annette, sie lese noch gern die alten Romane von Walter Scott. „Freilich", setzt sie hinzu, „ist's verlorne Zeit; aber sie haben für mich einen individuellen Reiz. Fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter

---

[1]) Zuerst im Morgenblatt vom 3. Januar 1843.

nacheinander [also 1823 und 1824] in unserem nun so gesprengten Familienkreise täglich abends vorgelesen wurden. . Wie viel wurde darüber nicht gesprochen, disputiert! Jeder hatte seine Lieblinge; Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt." Wahrscheinlich noch früher las sie Walter Scotts episches Gedicht „Das Fräulein vom See", welches 1819 in der Übersetzung von Adolf Stork in Essen erschienen war. Ich lasse dahin gestellt, ob die Beschreibung der Jagd, welche das Werk des schottischen Dichters eröffnet, auf Annettens Jugendwerk, den Walther, von Einfluß gewesen ist. Aus einer Mitteilung Schlüters ersehe ich, daß Annette bei der ersten Bearbeitung des St. Bernhard das Versmaß jener Storkschen Übersetzung zum Muster nahm und danach die jambischen Verse vielfach mit dactylischen vermischte. Erst als sie das Original und die bessere Übersetzung von Willibald Alexis kennen lernte, unterzog sie ihr Gedicht einer Überarbeitung, um reine jambische Verse wieder herzustellen. Begreiflich genug, daß ihrem Sinne die Schilderung der Natur und die Darstellung historischer Ereignisse bei den englischen Dichtern mehr zusagten, als bei den deutschen Romantikern; aber auch hier beschränkt sich das Gleichartige wesentlich auf die Form, und immer muß man sagen: was Annettens Gedichten den bestimmten Charakter giebt, was sie beinahe auf den ersten Blick nach Vorzügen und Mängeln als Gedichte Annettens v. Droste kennzeichnet, ist ganz und gar aus ihrem Eigenen geschöpft.

Sie hat die verschiedensten Töne angeschlagen, beinah alle mit Erfolg. Nicht ohne Verwunderung hat man wohl bemerkt, daß in so viel lyrischen Gedichten, in den Herzensergießungen eines weiblichen Wesens, die Liebe gar nicht zur Erwähnung komme. Ob sie wirklich ganz fehlt? Mehr als eine Stelle könnte ebensowohl der Liebe als einem anderen Gefühle zum Ausdruck dienen; auch folgt daraus, daß eigentliche Liebes-

gedichte bisher nicht bekannt geworden sind, keineswegs, daß sie niemals geschrieben wurden. Aber in den gedruckten Sammlungen und, so weit ich ihn kenne, auch in dem handschriftlichen Nachlaß findet sich in der That kein Gedicht, das unzweifelhaft einer individuellen Liebesneigung der Dichterin seinen Ursprung verdankt. Die Thatsache ist auch weniger verwunderlich, als sie scheint. Annette konnte nur schildern, was sie empfand; in der Zeit, in welcher sie eigentlich lyrisch produktiv war, hat sie aber nachweisbar in keinem Verhältnis gestanden, das zu eigentlichen Liebesgedichten hätte anregen können. Wenn ihr in früher Jugend der Kampf mit einer Herzensneigung nicht erspart blieb, so ist es bei ihrer kindlichen Folgsamkeit begreiflich genug, daß sie ihren Gefühlen nicht als selbst empfundenen Worte lieh, sondern sie den Personen ihres Jugenddramas oder des Walther in den Mund legte. Auch das Verhältnis zu Schücking, eigentümlich und nicht mit einem Worte zu bezeichnen, war sicher nicht danach angethan, einen lyrischen Liebesfrühling hervorzurufen.

Wenn sie aber der Liebe selten eine Huldigung brachte, so hat sie dagegen der Freundschaft einen Tempel erbaut, wie er selten würdiger errichtet wurde, nicht in dem Stile der Gleimschen Allerweltsfreundschaft, sondern ausgestattet mit wenigen, aber von ihrer Hand unvergänglich gezierten Bildnissen. Bei ihrem Gemüt, bei ihrer schriftstellerischen Zurückgezogenheit begreift man, daß in ihren Gedichten das Persönliche eine bedeutende Stelle erhielt. Was sie Freunden und Freundinnen, sei es Lebenden gewidmet, sei es Abgeschiedenen auf den Grabeshügel gelegt: die Gedichte an Junkmann, Levin Schücking, Amalie Hassenpflug, die Denkblätter an Katharina Schücking, Klemens v. Droste und Henriette v. Hohenhausen gehören zu dem Besten, was unsere Litteratur in dieser Art besitzt. Am meisten gelingt ihr überhaupt der Ausdruck einer gehaltenen,

nicht leidenschaftlichen, aber deshalb nicht weniger starken, reinen Empfindung. Sie hat die Gabe, die recht eigentlich den bedeutenden Dichter kennzeichnet: in den einfachsten Worten die tiefsten Gefühle aufzuregen. Ich glaube, wer die Schlußstrophe der „Beschränkten Frau" längst auswendig kennt, wird sich doch beim Wiederholen dieser anspruchslosen Verse der Rührung schwerlich erwehren. Als Meisterin eines humoristisch scherzenden Tones erscheint sie dagegen in den allerliebsten Gedichten „Dichters Naturgefühl" und „Gastrecht". Wenige haben besser verstanden, das, was man ein Stimmungsbild nennen könnte, zu entwerfen. Man erlaube mir, zwei Strophen herzusetzen, weil sie zugleich von der Kraft und dem Wohllaut ihrer Sprache Zeugnis geben:

„Steigt mir in diesem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatscht es wie Hufesschlag vom Strande,
Rollt sich die Dämmerung hervor
Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben, starken Nord,
Und fühl' ich meine Locken regen
Der Luft geheimnisvolles Wort —

Dann ist es mir, als hör' ich reiten
Und klirren und entgegenziehn
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl' ich glühn;
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt."

Nicht weniger ausgezeichnet ist der „Mondesaufgang" und ein Gedicht, das unter allem, was sie geschrieben hat, in erster Reihe zählt: „Im Moose". Sie benutzt die Natur nicht zu Allegorieen, auch nicht eben häufig als Spiegel bestimmter Gemütsbewegungen, sondern recht eigentlich zeichnet sie ein Bild

mit so scharf bestimmten Strichen, so eigentümlicher Beleuchtung, daß es unauslöschlich wie von der Hand eines bildenden Künstlers sich einprägt. Wenn man die „Mühle" von Ruysdael und „Das öde Haus" von Annette v. Droste vor Augen hat, kann man zweifeln, wer von beiden der größere Maler sei. Unter dem Eigentümlichen das Originellste sind vielleicht die Haidebilder und was sonst einen ausgesprochen westfälischen Charakter trägt. Hier fühlt man, wie die schönen Worte, welche das vorzüglichste ihrer epischen Gedichte eröffnen, ihrem tiefsten Herzen entquollen sind. Sie kannte ihre Heimat, wie man auf einem geliebten Antlitz jede Linie und jede Falte kennt. Mit Rousseau hatte sie nicht allein die Kurzsichtigkeit gemein, sondern auch den durchdringenden Blick in die Tiefen der Natur, die der Auserwählten ihre schönsten Geheimnisse enthüllte und mit tausend Stimmen zu ihrem Herzen sprach.

Fremde haben ihr wohl als besonderes Verdienst angerechnet, daß sie einer nur mit bescheidenen Reizen ausgestatteten Landschaft so treue Anhänglichkeit bewahrt habe; Eingeborene erblicken gewiß nicht ohne Dankbarkeit ihre Heimat in dem Schmucke dichterischer Farben, welche selbst dem Unscheinbaren Leben und Anmut verleihen. Aber als einem, der selbst in diesem Lande geboren ist, sei mir die Bemerkung gestattet, daß jene Reize, wenn auch bescheiden, deshalb nicht minder anziehend und einer dichterischen Beschreibung vielleicht mehr als weit anspruchsvollere Landschaften würdig sind. Die eigentümliche Anziehungskraft liegt, wenn ich nicht irre, darin, daß man in wenig anderen Ländern so ganz in der Natur lebt. An Fernsichten fehlt es bei dem Mangel erhöhter Punkte beinahe ganz; aber die Ebene ist keineswegs formlos oder einförmig, sondern durchschnitten und belebt von unzähligen Wäldern, Wiesen, Wallhecken, eingefriedigten Feldern und einzelnstehenden Ansiedlungen. Alles, was man sieht, sieht man in der Nähe; eine

üppige Vegetation drängt sich auf den engen Wegen und Stegen an den Wanderer heran, und beinahe jede Wendung läßt ein neues, in sich geschlossenes Bild hervortreten, zu welchem sich denn auch jeder einzelne in einem eigentümlichen, persönlichen Verhältnis fühlen kann.

Annette liebt es, wie wir schon beim Walther gesehen haben, durchaus nicht, am unrechten Orte aufdringlich zu moralisieren; aber wie sehr sie die Aufgabe des Dichters als eine schwere und zugleich als eine hohe, heilige erfaßte, zeigen die Gedichte „Mein Beruf“, „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich“ und das vortreffliche, nicht immer hinreichend gewürdigte Nachtstück „Der Strandwächter am deutschen Meer.“ Sie hat über die tiefsten und höchsten Fragen nachgedacht; man beachte nur, welche Fülle von Ideen das Gedicht „Instinkt“ anregt und voraussetzt. Durch Geburt einem Kreise angehörig, der in gesellschaftlichen wie in politischen und religiösen Dingen innerhalb fest bezeichneter Grenzen verharrte, hat sie die Enge wohl empfunden. Man bemerkt es zuweilen, auch wenn sie es nicht offen ausspricht, in ihren Briefen; aber um die Schranken gewaltsam zu durchbrechen, war sie viel zu selbstlos, viel zu sehr von Ehrfurcht und Liebe für das Altüberkommene erfüllt. Sie erscheint als eine durchaus historische Natur, das heißt mit der geschichtlichen Entwickelung verwachsen, und es war ihr eine Herzenssache, das, was sie als tüchtig, verehrungs- und liebenswert in ihrer Nähe erkannte, auch in ihren Schriften zur Geltung zu bringen. Aber niemals findet man, daß Vorurteile des Standes ihren freien Blick getrübt oder den Umgang mit anderen gestört hätten, niemals läßt sie Schroffheit oder Unduldsamkeit gegen andere Meinungen oder Bekenntnisse in ihren Schriften hervortreten. In der Schlacht im Loener Bruch hat sie die Person Christians von Braunschweig so sehr in den Vordergrund gestellt, daß zwar nicht das überlegende

Urteil, aber vorwiegende Neigung für ihn Partei zu nehmen scheint. Sicher gehörte sie mit warmer Überzeugung der Kirche an, in welcher sie geboren war; aber ebenso gewiß hat sie das Verbindende mehr als das Trennende der Konfessionen empfunden und das Wesen der Religion nicht vorzugsweise in dogmatischen Sätzen erblickt. In dem „Geistlichen Jahr“ tritt das Dogmatisch-Konfessionelle wenig hervor, gewiß zum großen Vorteil der Gedichte, indem es Gefühlen und Erwägungen Raum läßt, die jedem tiefer empfindenden Gemüt, jedem schärfer prüfenden Verstand beinahe unabweislich sich entgegen drängen. Indem diese aber bei einer so eigentümlich entwickelten Persönlichkeit zum Ausdruck kommen, gewinnt das Allgemeine wieder seinen besonderen Reiz. Freilich, man findet keine Lieder für gemeinschaftlichen Sonntagsgesang; es sind die individuellsten Äußerungen eines Geistes, der in gewaltigem, oft schmerzlichem Ringen seine heiligsten Besitztümer aus der Flut des Zweifels gerettet hat und noch unter dem Eindruck der bestandenen Gefahren seine Sorgen und Hoffnungen, seine Freuden und Drangsale in mannichfaltig wechselnden, beinah immer eigentümlichen Worten offenbart. Was Annette in der Widmung sagt: das Werk sei erst gefördert worden, als sie den Gedanken, aus der Seele einer anderen zu schreiben, ganz aufgegeben habe, findet volle Bestätigung. Wäre nichts anderes von ihr erhalten: diese Gedichte würden einen Einblick in ihr inneres Leben und selbst von ihren äußeren Verhältnissen einige Kenntnis gewähren. Und man irrte durchaus, wollte man ihr Schuldbewußtsein, ihre Reue über das, was sie gethan oder unterlassen, nicht für individuell empfunden halten; nur versteht es sich, daß, wie schon in den Briefen des h. Paulus, der Maßstab für die Berechtigung solcher Selbstanklagen nicht in der Alltagsmoral, sondern allein in dem, was die Schreiberin von sich selbst fordert, gefunden werden kann.

Das „Geistliche Jahr“ zerfällt, wie wir bemerkten, in zwei Teile: die Gedichte vor und nach dem Osterfest. Der Abfassung nach liegen sie zwei Jahrzehnte auseinander, aber sie unterscheiden sich bei weitem nicht in dem Maße, wie etwa der Walther von dem St. Bernhard, mag man die Form oder den Wert des Inhalts in Betracht ziehen. Nicht wenige Leser werden sogar dem ersten Teil den Vorzug geben. Mit gutem Grunde und nicht ohne Überlegung hat die Dichterin vermieden, mit der Erzählung der Evangelien zu wetteifern. Das Gedicht für den zweiten Sonntag in der Fasten „Vom cananäischen Weibe“ findet sich noch in einer älteren Fassung, die wahrscheinlich deshalb mit der späteren vertauscht wurde, weil sie zu sehr in epischer Form gehalten war. In der Lyrik suchte und fand die Dichterin in diesem Falle den vollen Ausdruck für ihre Gefühle. Von wie herrlichem Schwung ist das Gedicht auf „Heilige drei Könige“. Das Gedicht auf Palmsonntag atmet die ganze Süße mittelalterlicher Mystik, und erschütternd tönt die hoffnungslose Klage aus der Parabel vom verdorrten Feigenbaum. Im zweiten Teile ist mehr wie im ersten die Reflexion überwiegend; aber daneben welche ursprüngliche Frische der Empfindung! Wie originell, wie echt weiblich zugleich sind ihre Betrachtungen am Himmelfahrtstage! Sie beklagt die Erde, die den Heiland nunmehr verloren hat, und preist die Menschen selig, die ihm begegnen konnten. „Warum“, fährt sie fort:

„Warum durft' ich nicht leben, als dein Hauch
Die Luft versüßte, als dein reines Aug'
Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?

Dir nachgeschlichen wär' ich überall
Und hätte ganz von fern,
Verborgen von gebüschesgrünem Wall,
Geheim betrachtet meinen liebsten Herrn.
Zu Martha hätt' ich bittend mich gewandt
Um einen kleinen Dienst für meine Hand:

Vielleicht den Herd zu schüren dir zum Mahl,
Zum Quell zu gehn, zu lüften dir den Saal —
Du hättest meine Liebe wohl erkannt."

Die Versetzung des „gebüschesgrünen Walles", das heißt einer westfälischen Wallhecke, in die sandigen Ebenen von Palästina erinnert hier an die naive Auffassung ihres alten westfälischen Landsmannes im „Heliand"; und wiederum klingt es wie die Stimme eines gottbegeisterten Propheten, wenn sie ausruft:

„Ich hebe meine Stimme laut,
Ein Wüstenherold für die Not.
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenrot.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!

Der zweite Teil fällt, wie wir uns erinnern, in die Zeiten heftiger Erregung, welche der Kölner Kirchenstreit hervorgerufen hatte. Einzelne Strophen, sogar einzelne Gedichte, wie das angeführte auf Christi Himmelfahrt und das ihm vorhergehende, sind unverkennbar unter dem Eindruck dieses Ereignisses entstanden und deuten darauf hin; aber niemals in aufdringlich leidenschaftlicher Weise, die den Stempel eines bloßen Zeitgedichtes aufprägen könnte. Mit kräftigen Worten schildert sie, wie

„mancher, der im langen Traum
Den eignen Namen fast verschlief,
Stieß nun von sich den schnöden Flaum
Und hastig die Parole rief."

Und von sich selbst sagt sie:

„Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt,
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Gleich ob es dunkelt oder hellt."

Aber wie schön warnt sie nach der andern Seite vor wilder Parteiung:

„Du bist so mild,
So reich an Duldung, liebster Hort,
Und mußt so wilde Streiter haben!“

Und wie liebevoll redet sie im Anschluß an das Evangelium vom Samariter von einem, der einsam ausgeschlossen an des Tempels Thor steht:

„Dem magst du deine Rechte reichen
Und aufwärts deuten nach dem Blau,
Wo allen glühn der Sterne Zeichen,
Für alle sinkt der milde Tau.“

Beinahe drei Jahrzehnte hat das „Geistliche Jahr“ sie begleitet, und mit der Beendigung dieses Lebenswerkes ging auch ihr Leben zu Ende. Auf drei Bogen fanden sich in ihrem Nachlaß die siebenundvierzig Gedichte des zweiten Teiles zusammengedrängt, in kleinster, kaum zu entziffernder Schrift auf das Papier geworfen und mit Verbesserungen übersäet. Man sieht, sie hat es an Sorgfalt für diese Arbeit nicht mangeln lassen. Gleichwohl schreibt sie einmal — am 17. November 1839 — an Junkmann: „Es kümmert mich wenig, daß manche der Lieder weniger wohlklingend sind, als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken aufopfern darf. Dennoch weiß ich wohl, daß eine schöne Form das Gemüt aufregt und empfänglich macht, und nehme so viel Rücksicht darauf, als ohne Beeinträchtigung des Gegenstandes möglich ist, aber nicht mehr.“ Diese Auffassung führt zu einer Bemerkung, die, wie ich glaube, im eigenen Interesse der Dichterin nicht fehlen darf.

Schon die wenigen bisher mitgeteilten Stellen lassen erkennen, daß sie nicht selten den Wohllaut des Verses mit dem

glücklichsten Ausdruck des Gedankens zu verbinden weiß. Wie erklärt es sich, daß man gleichwohl in ihren Schriften Unklarheiten und Härten begegnet, welche manchen Leser abgestoßen, wenn nicht auf immer ihr entfremdet haben? Ihr eigener Schwager Laßberg schreibt kurz nach dem Erscheinen der Gedichtsammlung, am 21. Dezember 1844, an Franz Pfeiffer: „Nette's Gedichte gefallen Jnen also ser wol! mir gefallen sie nicht! Originalität, Erfindung und dichterischen Schwung kann man inen zwar nicht absprechen; aber sie ermangeln der classischen Reinheit der Sprache gar zu ser! und welches Heer dem nicht Westfalen ganz unverständlicher Provinzialismen! — one ganz reine, höchst gebildete Sprache kann ich keinen Dichter anerkennen" [1]). Das Urteil mag strenge und einseitig erscheinen, aber man kann es nicht unbegründet nennen, und wie oft ist es wiederholt worden! Annette selbst läßt in ihrem Lustspiel den Verleger über die Hartnäckigkeit der „Frau v. Thielen" zürnen, welcher gar nichts daran gelegen scheine, ob sie verstanden werde oder nicht. Auf der Meersburg suchte Schücking oftmals den Wunsch nach emsigerer Feile geltend zu machen; aber sie antwortete ihm selbstbewußt: sint ut sunt, und verspottete ihn in dem Gedicht von einem Schimmel, der sich nach Anweisung eines Kritikers in einen Esel umgestaltet. Auch Schücking äußerte in späterer Zeit, er „würde den Wunsch nicht wiederholen, weil die Form viel mehr zum Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehöre, als er damals eingesehen habe" [2]). Meinesteils kann ich nur bedauern, daß die Dichterin den schwerlich zu weit gehenden Rat ihres Freundes nicht befolgte. Gewiß ist der Schriftsteller nicht verpflichtet, sich dem ersten besten oberflächlichen Leser anzubequemen. Er mag ein hohes,

---

[1]) Briefwechsel S. 288.

[2]) Einleitung I, 41.

ja das höchste Maß von Aufmerksamkeit und Kenntnissen in Anspruch nehmen, wenn es der Gegenstand erfordert und verdient. Er mag sogar absichtlich in einer Erzählung ein Halbdunkel verbreiten, wie es Annette mehrmals mit vortrefflicher Wirkung und selbst in dem Vermächtnis des Arztes ohne sonderlichen Nachteil verbreitet hat. Aber etwas anderes ist es, wenn durch ungeschickten oder fehlerhaften Satzbau das Verständnis öfters erschwert, zuweilen unmöglich, zuweilen nur im Widerspruch gegen den grammatischen Sinn durch logische Kombination zu erreichen ist. Schücking rechnet es Annetten zum Lobe an, daß sie die poetische Phrase wie jedes aufgeputzte und geschminkte Gefühl verachte und von zwei Worten immer das derbste und schmuckloseste wähle. In vielen Fällen ist das Lob berechtigt, und die Ursprünglichkeit des Ausdrucks einer der schönsten Vorzüge der Dichterin. Nicht blos Freiligrath, auch den deutschen Wörterbüchern und der deutschen Sprache ist Annettens Wortschatz zugute gekommen in Ausdrücken, die teils ihrer alten westfälischen, teils der neuen schwäbischen Heimat entstammen. Aber es sind auch nicht die eigentümlichen, kräftigen Worte, die man anders wünschte, sondern gerade die matten, halb bezeichnenden, welche dem Reim oder dem Vers zuliebe gewählt oder eingeschoben wurden. Von ihren Eigenschaftsworten finden sich einzelne so oft wiederholt, daß sie nicht viel mehr bezeichnen, als wenn Homer von der „rosenfingerigen Eos“ oder den „hauptumlockten Achäern“ redet. Nichts wäre ungerechter, als die Behauptung, sie habe sich leicht genug gethan, oder es habe ihr an Fleiß gefehlt. Gedichte, deren die meisten sich rühmen würden, ganze Gesänge hat sie unterdrückt oder, wie sie es nennt, „mit der Heckenscheere beschnitten.“ Niemals sind mir Handschriften eines Dichters vor Augen gekommen, der so viel, so unermüdlich verändert hat, wie Annette. Meistens sind ihre Veränderungen auch glücklich, zuweilen so glücklich, daß der

Wert des Gedichts von ihnen abhängt. Was würde man sagen, wenn man am Schlusse der „Beschränkten Frau“ lesen müßte:

„Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
Zu blicken so verklärt ergossen,
[statt: An liebem Blicke so zu hangen,]
‚In Gottes Namen!‘ sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umschlossen.
[statt: Und weinend hielt er sie umfangen.]“?

„Dichters Naturgefühl“ endete zuerst mit der nicht gerade glücklichen Wendung:

„[Ich] trabte zu der Schlucht hinaus,
Hohl hustend, mit beklemmter Lunge;
Ich wollt’, ich wär’ ein dummer Junge
Und pflückte einen Veilchenstrauß.“

Erst nach längerem Zwischenraum entstanden die so trefflich bezeichnenden Worte:

„Und drinnen blieb der dumme Junge
Und pfiff / sang zu seinem Veilchenstrauß.“

Besondere Mühe verursachte ihr in dem Gedichte „Das alte Schloß“ die letzte Strophe, welche das durch den Anblick der zerfallenden Trümmer erweckte Gefühl der eigenen Kraft durch ein Gleichnis zur Anschauung bringen soll. Zuerst hieß es:

„Wie der Blödste scheint verständig,
Müßt er unter Irren leben,
Fühl’ ich stark mich und (doppelt mich) lebendig
Von vermorschtem wie (zerfallendem, vermodertem,
verstorbenem) umgeben.“

Darauf:

„Denn wie meines Teppichs Decke
Doppelt strahlt bei Spinngeweben,
Fühl’ ich stark mich wie ein Recke
Von Zerfallendem umgeben.“

Erst beim dritten, auch wieder in den einzelnen Worten vielfach veränderten Versuch fand sie die jetzige Fassung:

„Denn wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl' ich stark mich wie ein Hüne
Von Zerfallendem umgeben."

Wenn trotz dieses unermüdlichen Eifers so manche Unebenheiten zurückblieben, so weiß ich sie nur dadurch zu erklären, daß der Dichterin jenes Schönheitsgefühl, welches dem echten Künstler bis zur vollen Befriedigung keine Ruhe läßt, nicht in dem Maße eigen war, wie es ihrer übrigen Begabung entsprochen hätte. Nur diese Annahme erklärt auch ihre Äußerung in dem Briefe an Junkmann: sie wolle der Form keinen irgend nützlichen Gedanken opfern. Sie hätte sich des Schillerschen Wortes erinnern sollen, daß bei dem Schönen das Gefäß den Gehalt macht. Nützliche Gedanken kann man auch in Prosa ausdrücken; in einem Gedicht sollen sie gerade durch ihre Schönheit wirken. Es heißt also geben und nehmen zu gleicher Zeit, wenn man die Form doch wieder dem Nutzen opfern will.

Aber Mängel solcher Art bilden gewiß keinen Grund, von einem Quell edelster Poesie sich abzuwenden, der, je näher man ihm kommt, um so reicher zu fließen scheint.

Denn wir haben bisher nur von ihren Gedichten gesprochen. Was wir in Prosa von ihr besitzen, ist nicht viel, aber gleichwohl ein Zeugnis seltener Fähigkeiten. Die eine Novelle, welche sie veröffentlichte, „Die Judenbuche", gehört in dem „Deutschen Novellenschatz" unzweifelhaft zu den vorzüglichen. Ehe Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten geschrieben, oder doch bekannt wurden, hat hier eine westfälische Dichterin die ländlichen Zustände des an Lippe grenzenden Paderborner Gebietes mit einer Anschaulichkeit geschildert, die nicht leicht zu

übertreffen ist. Über „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ brauche ich nicht mehr zu reden; niemand wird bestreiten, daß schon die Fragmente ausreichen, der Verfasserin unter den humoristischen Schriftstellern Deutschlands einen ehrenvollen Platz zu geben.

Von der Leichtigkeit ihres prosaischen Ausdrucks zeugen auch ihre Briefe. Schon die an Sprickmann gerichteten sind für ein so jugendliches Alter ungewöhnlich gut geschrieben, die späteren an Schlüter zum Teil so vortrefflich, daß man sie für Abschriften eines sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes halten könnte, wenn nicht eingestreute Provinzialismen und andere Nachlässigkeiten diese Annahme meistens wieder ausschlössen. Der höchste Reiz liegt aber bei den Briefen wie bei den Gedichten in dem Einblick, den sie in den Charakter und das Geistesleben der Dichterin eröffnen. Es giebt wenig Beispiele, daß von einem Schriftsteller so viel und doch nur Gutes bekannt wäre. In allem, was sie gesagt oder geschrieben hat, findet sich nicht ein Wort, dessen sie sich schämen müßte, nicht ein Gedanke, der den reinen Spiegel ihres Wesens trüben könnte. Wenn hervorragende, besonders poetisch begabte Menschen nur zu häufig mit Sitte und Gesetz in Zwiespalt geraten, wenn wiederum in den ordnungsmäßigen Geleisen so leicht der freie Blick für eine höhere Entwickelung verloren wird, so finden wir in Annetten eine Schriftstellerin, welche mit offenem Herzen für Natur und Kunst, für Wissenschaft und Litteratur ihren eigenen Weg geht, ohne doch mit einem Schritt die Grenze zu verletzen, welche das feinste weibliche Zartgefühl gezogen hat. Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung. Und muß ihren Werken gegenüber nicht dasselbe gelten? Sie gehört durchaus zu den Schriftstellerinnen, die eine dauernde Teilnahme in Anspruch nehmen, aber auch belohnen. Je länger man sich mit ihr beschäftigt,

um so weniger wird man von ihren Gedichten sich etwas nehmen lassen und um so weiter den Kreis der Dichterinnen ausdehnen, unter welchen man den Ehrenplatz ihr zugestehen möchte. Für Westfalen, für Deutschland kann kein Zweifel sein; aber ich glaube, man darf mit ruhiger Überlegung auch die Worte der begabten österreichischen Dichterin wiederholen, welche jenes beschränkte Lob in ein absolutes verwandeln und Annette für die größte Dichterin aller Länder und Zeiten erklären möchte. Anmutige und gefühlvolle, auch leidenschaftliche und tiefsinnige Gedichte sind nicht selten einer weiblichen Hand gelungen, aber von so bestimmter Originalität, so ganz aus sich selber schöpferisch gestaltend kenne ich auf dem Gebiet moderner Poesie, so weit sie metrischer Formen sich bedient, keine zweite Dichterin, und man müßte vielleicht auf das Altertum zurückgehen und — der frühen Prophezeiung Werners v. Haxthausen folgend — aus den wenigen uns erhaltenen Fragmenten der lesbischen Sappho ein Bild ihrer gesamten Persönlichkeit zu gewinnen suchen, um neben Annette v. Droste eine Dichterin von gleicher Begabung hinzustellen.

Zusätze und Verbesserungen.

S. 20, Z. 4. Ein Brief Sprickmanns an Annette vom 2. April 1817 findet sich in Annettens Biographie von Kreiten, Ges. Werke, Bd. I, Abt. 1, S. 59. Sprickmann schreibt am Tage vor der Übersiedlung von Breslau nach Berlin; er entschuldigt sein langes Schweigen und dankt für Annettens Brief aus dem März 1816, mit dem Bemerken, daß er das übersandte Gedicht „Unruhe" dem besten, was er von ihr kenne, völlig gleichstelle. Annette erwähnt den Brief in ihrer Antwort vom 27. Oktober 1818, Deutsche Rundschau a. a. O. S. 218.

S. 21, Z. 9 v. u. Statt „18 Strophen" lies: „16".

S. 35, Z. 13. Annettens Mutter fühlte sich wohl zu poetischen Versuchen angeregt. Kreiten a. a. O. S. 13 und S. 16 teilt zwei Gedichte mit: das eine an Werner v. Haxthausen, das zweite an ihre älteste Schwester Ferdinandine, Freiin v. Zuydtwyk gerichtet. Das letztere, in elegischem Versmaß, zeigt entschiedene Verwandtschaft mit Annettens Gedicht „Der Abend" und könnte sogar als Vorbild gedient haben.

S. 90, Z. 10 v. u. Nach Kreitens Angabe (S. 138) kam Rüschhaus von dem Sohne des General Schlaun durch Erbschaft an einen Herrn v. Schonnebeck, der es an Annettens Vater verkaufte.

S. 100, Z. 2. Der Brief K. v. Drostes ist an den Bonner Professor Alfred Nicolovius gerichtet, welcher mit Annette in häufigem Verkehr stand und ihre Autographen-Sammlung durch wertvolle

Beiträge vermehrte. — Ein Billet von Smets an Annette vom 17. Oktober 1830 findet sich bei Kreiten S. 170. Smets schickt eine Abschrift der Napoleonischen Romanzen von Zedlitz und Heine und „Childe Harolds letzten Gesang“ von Lamartine. Die Abschrift von Heines Gedicht „Die Grenadiere“ wurde mir aus dem Nachlaß der Generalin v. Thielmann von ihrem Sohne, Freiherrn Karl v. Thielmann, geschenkt.

S. 103, Z. 6 v. u. Der Romreise Werners v. Haxthausen wollte Frau v. Droste mit ihren Töchtern sich anschließen. Am 26. Juli 1830 schreibt sie bereits über ein beabsichtigtes Zusammentreffen in Konstanz, von wo man auch einer Einladung des Freiherrn v. Laßberg nach Eppishausen zu folgen gedachte; vgl. Kreiten S. 164. Die Umstände, welche den Plan vereitelten, sind nicht bekannt.

S. 105, Z. 15. Statt „im achtzigsten“ lies: „im dreiundachtzigsten“.

S. 108, Z. 3. Mit Annettens Reise nach Belgien verband sich ein Besuch auf dem Schlosse Aerßen, welches der jetzt ausgestorbenen, mit den Familien v. Haxthausen und v. Droste befreundeten Familie v. Wymar gehörte. Annette lernte dort das in dem Briefe vom 18. November 1835 (oben S. 142) erwähnte Fräulein Lorchen v. Dalwigk kennen. Vgl. Kreiten S. 212.

S. 121, Z. 12. Die von Annette in dem Briefe vom 5. Dezember 1834 erwähnten Auszüge aus Allan Cunninghams „Biographischer und kritischer Geschichte der englischen Litteratur von Samuel Johnson bis zu W. Scotts Tode“ sind in Hülshoff noch vorhanden. Kreiten teilt daraus (S. 149) die Charakteristiken von Cowper, Robert Burns, Georg Crabbe und Samuel Rogers mit. Nach Schlüters Angabe (Briefe S. 204) hat Annette das Buch in der Übersetzung von A. Kayser (Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1834) gelesen. Von ihrem Interesse für die englische Litteratur zeugt auch eine ausführliche Analyse des Gedichtes Lalla Rookh von Thomas Moore.

S. 132, Z. 3. Ein Brief Laßbergs vom 19. September

1835 an Werner v. Haxthausen meldet die Ankunft Annettens und ihrer Mutter in Eppishausen; vgl. Kreiten S. 246.

S. 149, Z. 18. Annette hatte das Manuskript ihrer Gedichte im Mai an den Professor Braun geschickt und ihn mit der Herausgabe beauftragt. Er antwortete am 5. Juli 1836, daß er in den Gedichten noch einige Veränderungen wünsche, die er mit Annette, wenn sie den Rückweg über Bonn nehme, mündlich zu besprechen hoffe. Vgl. Kreiten S. 270.

S. 153, Z. 13 v. u. Frau v. Droste reiste nicht am 11. August 1837 nach Eppishausen, wie Annette in dem Briefe an Junkmann vom 4. August 1837 (Briefe S. 92) in Aussicht stellt; denn in einem ungedruckten Briefe vom 15. August an Frau v. Laßberg schreibt sie: „Mama will in zwei Stunden abreisen".

S. 153, Z. 6 v. u. Statt 4. November lies: 3. November.

S. 176, Z. 4. Die Ausgabe der Gedichte war nach einem von Kreiten (S. 297) mitgeteilten Briefe Schlüters am 2. August fertig geworden.

S. 223, Z. 12. Adele Schopenhauer zählte bei dem Besuch in Rüschhaus 42 Jahre; sie war am 12. Juni 1797, also mit Annette und Frau Mertens in demselben Jahre geboren. Wenn sie (vgl. o. S. 119) meint, Annette habe Byron eifrig und mit großem Glücke studiert, so ist diese Ansicht nicht allein richtig und besonders durch das „Vermächtnis des Arztes" unzweideutig bestätigt, sondern Adele selbst mag zu ihrer Begründung beigetragen haben; denn sie hat Annettens Neigung für die englischen Dichter, wenn nicht hervorgerufen, doch wesentlich gefördert. Auch an der Veränderung in Annettens Schreibweise, die in den epischen Gedichten der dreißiger Jahre hervortritt, wäre sie dann nicht unbeteiligt, besonders wenn die Verbindung der Freundinnen schon im Sommer 1828 ihren Anfang nahm. Karl Stromeyer, der als junger Mensch 1825 in Weimar bei Goethe eingeführt wurde, schildert in den „Erinnerungen eines deutschen Arztes" (Hannover

1874, I, 174) die Begeisterung der Schwiegertochter Ottilie und ihrer Freundin Adele Schopenhauer für die englische Litteratur. „Sie machten mich“, fährt er fort, „mit Byron, Moore und Washington Irving bekannt, liehen mir die Bücher und lasen einzelne Stellen mit mir“. Gewiß war Adele der neuen Freundin gegenüber nicht zurückhaltender, und es ist schwerlich ein Zufall, daß gerade die drei genannten Dichter für Annettens poetische Entwicklung von Bedeutung wurden. — Über das Verhältnis der beiden Freundinnen bieten die von Kreiten benutzten Briefe Adelens manches Interessante. Der Verkehr zwei so lebhafter Naturen hielt sich nicht immer in ruhigen Geleisen. In einem Billet aus den Jahren 1830—1831 bittet Adele um Entschuldigung, wenn sie durch ihr Ungeschick und ihre Eigenheiten Annette verletzt habe; aus einem andern spricht die ungeduldigste Erwartung, die unentbehrliche Freundin wiederzusehen (Kreiten S. 174). Annette wünschte, daß Adele ihre Stelle bei der kranken Frau Mertens übernehmen möge, damit sie selbst Frau v. Thielmann in Koblenz besuchen könne. Die Reise unterblieb aber, wie es scheint. Nach der Rückkehr von Eppishausen fand Annette die Freundin in Bonn wieder. In einem ungedruckten Briefe vom 24. Januar 1837 schreibt sie ihrer Schwester: „Adele ist um vieles liebenswürdiger und bescheidener geworden; sie hat allen eiteln Gedanken den Abschied gegeben, um sich ganz mit ihrer kranken Mutter zu beschäftigen, die am Brustwasser leidet und gar nicht mehr ausgehn kann. Adele beträgt sich musterhaft hierbei, weicht nicht von ihr, schläft fast keine Nacht und giebt ohne Klagen nach und nach ihr ganzes Vermögen her, um der Alten alles zu gewähren, was ihr Erleichterung oder Freude geben könnte; und das so ganz ohne Prahlerei. Käme es nicht durch den Arzt, den Geschäftsmann und dergleichen Personen aus, so würde man es nicht mal bemerken. Sie genießt deshalb jetzt einer allgemeinen großen Achtung in Bonn, und selbst ihre früheren Gegner können es nicht mehr leiden, wenn jemand was über ihre kleinen Thorheiten sagt.“ Nach dem Tode der Mutter gewann das Verhältnis noch an Innigkeit. In einem Briefe vom 6. August

1838 schildert Adele (Kreiten S. 358) ihre Vereinsamung; sie verlangt ein Buch, Shakespeares Sonette, zurück, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie durchaus etwas von Annettens Hand vor Augen haben will. Dann fragt sie nach dem Erscheinen der Gedichte; als sie diese im Herbst erhalten hatte, zögert sie mit der Antwort, schreibt aber dann, am 16. Dezember 1838 (Kreiten S. 361 und S. 365), den eingehenden Brief, aus welchem Annette bald nachher und nochmals am 7. Juli 1839 (s. o. S. 176 und S. 179) ihrer Schwester Auszüge mitteilt. Die Dichterin hatte auch der Freundin über die Rezensenten in Bökendorf geschrieben; Adele antwortet, Annette möge die poetischen Urteile für ein Lustspiel im Geschmacke Molières verwenden (Kreiten S. 362). Schon damals äußert sie die Absicht, im nächsten Frühling nach Bonn und Ende Mai nach Rüschhaus zu kommen (ebend. S. 367). Nach dem Tode der Mutter hatte sie, um ihr Leben auszufüllen, sich der Malerei zugewendet; als ihr körperliches Befinden diese Thätigkeit nicht gestattete, dachte sie zu schriftstellern und in Rüschhaus von Annette und Schücking „ungeheuer zu lernen". „Ihr müßtet mich rezensieren", schreibt sie; „Gedichte schicke ich nächstens, ich bitte um ein ganz unbarmherziges Urteil. . Ich möchte Levins Urteil, ohne daß er wüßte, daß die Gedichte von mir sind." Aus dem, was sie übersandte, glaubte Schücking Bildung und Geschmack, aber freilich nur eine Begabung für Prosaschriftstellerei zu erkennen. Gewiß sind diese Fragen auch nach Adelens Ankunft in Rüschhaus erörtert worden. Am 30. Juni 1840 schenkte Adele der Freundin ein interessantes Autograph, einen Entwurf der Memoiren ihrer Mutter (ebend. S. 171).

S. 268, Z. 6. Herr Mertens starb in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1843 kurz vor Mitternacht. Daraus ergiebt sich, daß Annette am 11. nachmittags von Bonn abreiste, also am 12. in Münster, am 13. in Rüschhaus eintraf.

S. 278, Z. 8 v. u. Ein Brief von Philippa Swinnerton v. Pearsall an Annette vom 24. April 1844, in welchem sie

für die Mitteilung der „westfälischen Schilderungen“ dankt, bei Kreiten (S. 436).

S. 312, Z. 8 v. u. Herr Dr. Eschmann, welchem ich auch die richtige Lesart „weichlich“ statt „reichlich“ (o. S. 160, Z. 6 v. u.) verdanke, macht mich darauf aufmerksam, daß Schlüter die Bemerkungen Annettens in die Vorrede seines Buches: „Marcus Antonius Flaminius und seine Freunde, Mainz 1847“ aufgenommen hat.

S. X, Z. 14 der Vorrede. Die Freiin Elise v. Hohenhausen schreibt mir am 1. März d. J.: „Das Portrait ist sehr ähnlich; so habe ich meine unvergeßliche Freundin oft gesehen; die wunderschönen Hände mit dem Rubinring, der auch in dem ‚Fräulein v. Rodenschild‘ erwähnt wird, hielt sie genau in dieser Weise. Leider fehlt die Farbe, welche die Züge milderte, das schöne Goldhaar und die rosigen Wangen, der frische, kleine Mund, der auf dem Bilde zu groß erscheint. Es ist nicht geschmeichelt, aber wirklich ähnlich.“

Namenregister.

Die Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen.

J.

Y.

Z.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha

Hüffer, Hermann,

Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke vornehml. nach d. litterar. Nachlaß u. ungedr. Briefen d. Dichterin

Gotha 1887